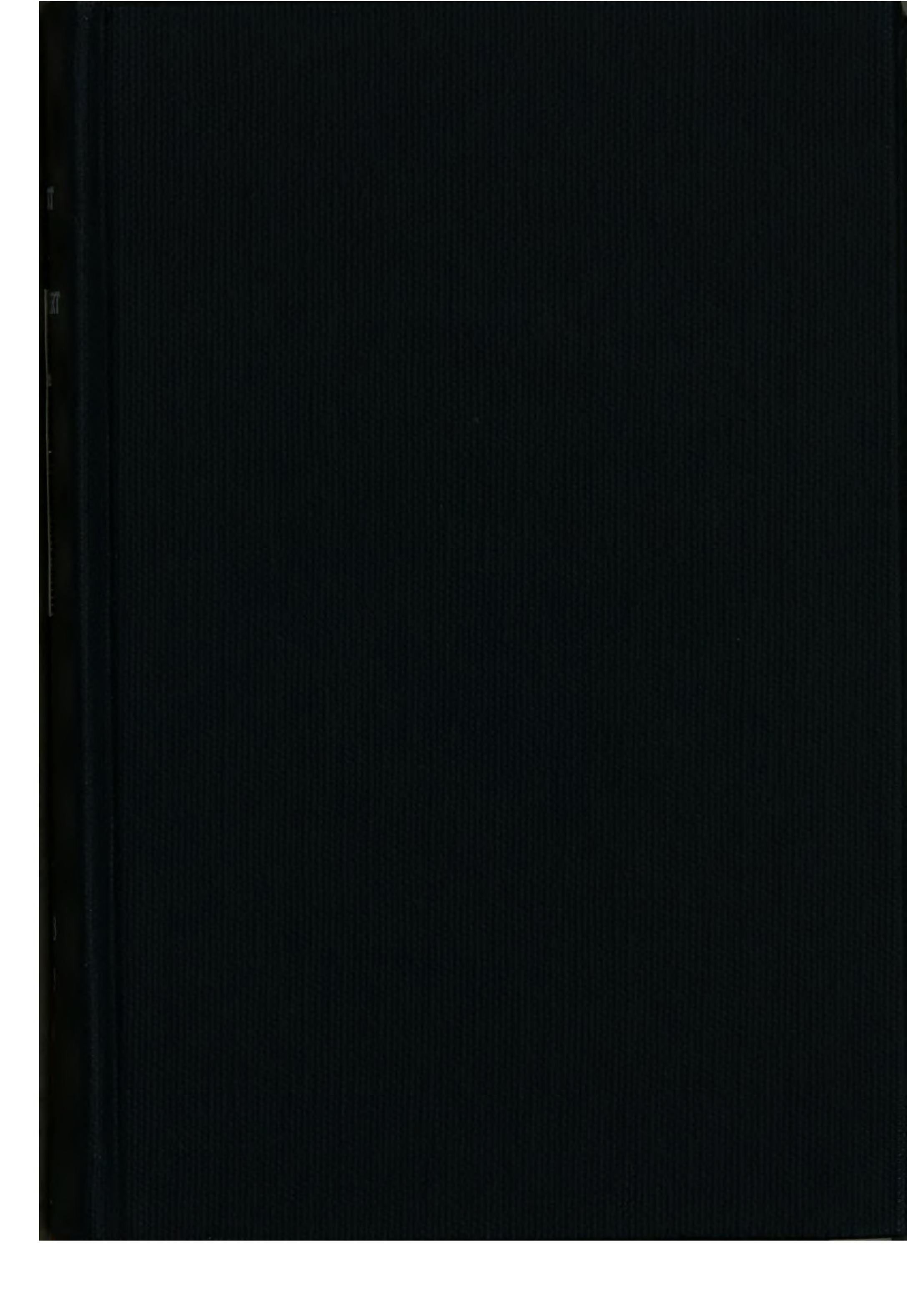
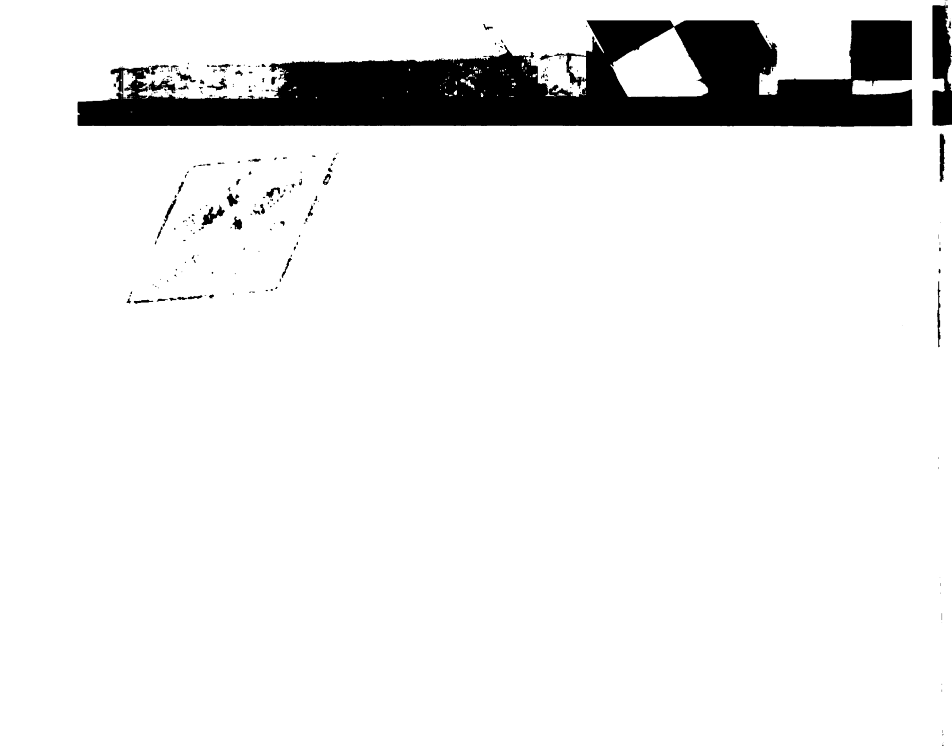
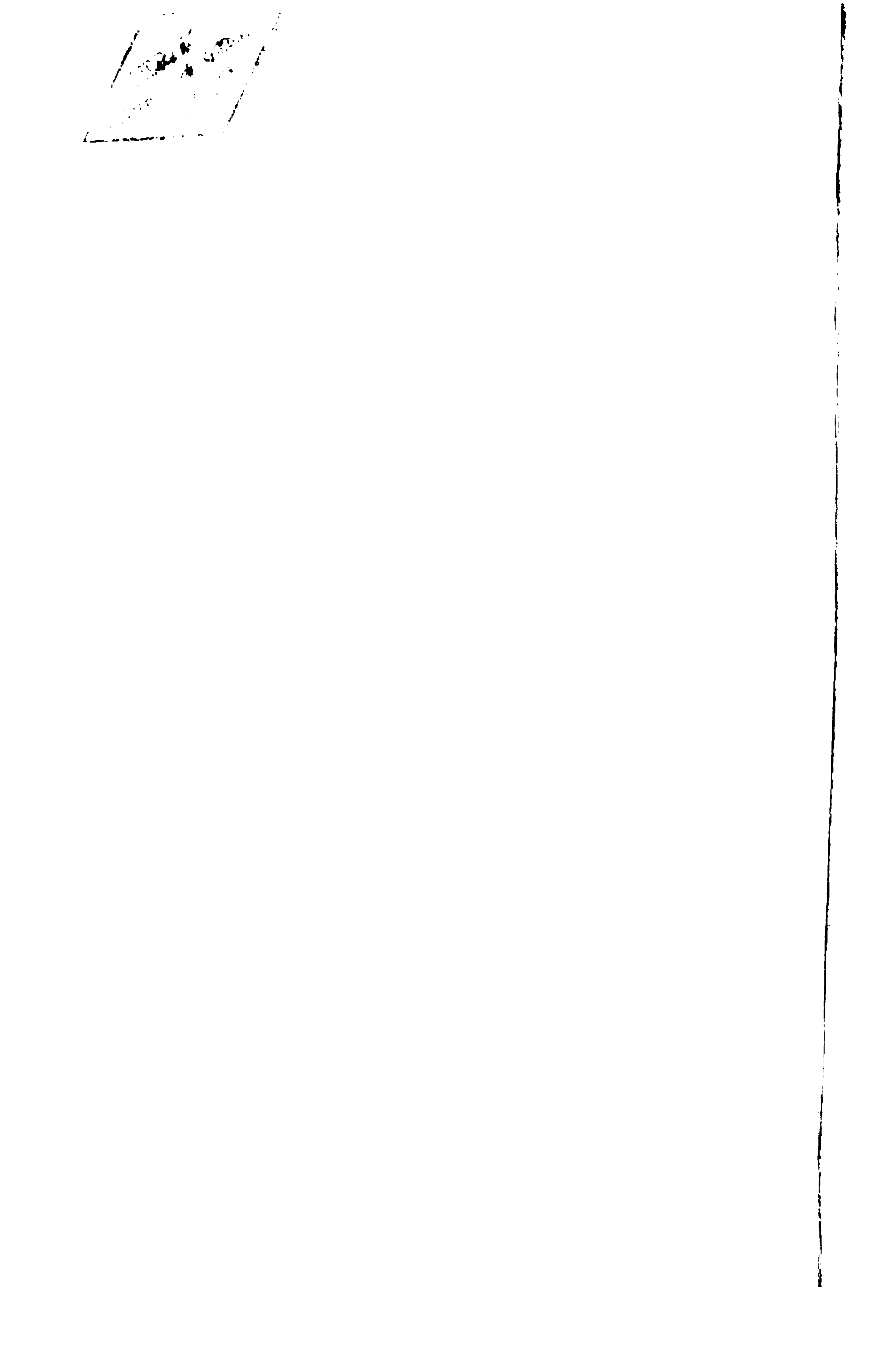




PAGE NOT AVAILABLE





H. Schobert's
(Baronin von Bode)

Illustrierte Romane

Vierter Band

Deklassiert



Leipzig
Verlag von Paul List.

Deklassiert

Roman

von

Frau edwig (Harnisch)

H. Schobert

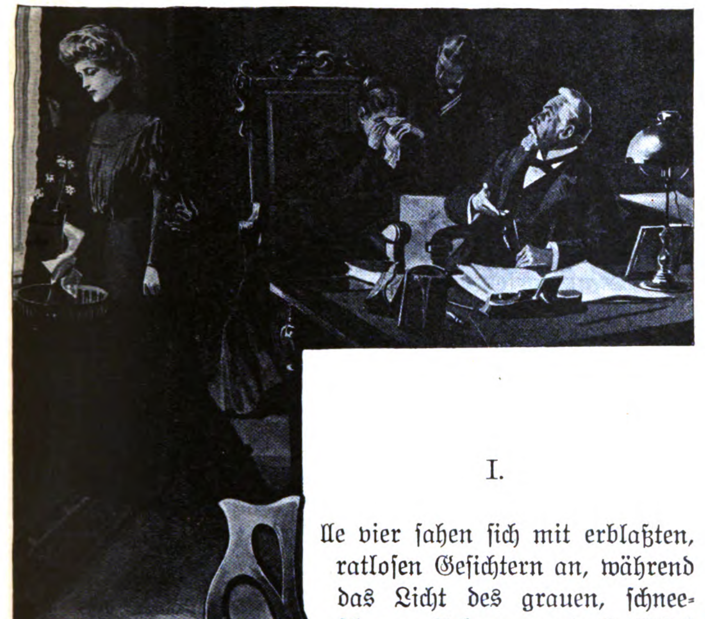
(Baronin von Bode)

Mit Illustrationen von Ad. Wald.



Leipzig

Verlag von Paul List.



I.

Alle vier sahen sich mit erblaßten, ratlosen Gesichtern an, während das Licht des grauen, schneeschweren Februartages allmählich zu erlöschen begann und dunkle beklemmende Schatten bis an den Schreibtisch vordrangen, vor dem ein älterer, grauhaariger Herr saß. Mit langsamer Handbewegung schob er all die herausgenommenen Schriftstücke, die in ihrer grellen Weiße einen scharfen Lichtfleck in dem sonst dunklen Zimmer bildeten, zur Seite und strich sich nachdenklich den Kinnbart.

„Ich begreif's doch nicht, Schwägerin," sagte er zu der älteren Dame, die in tiefer Trauer unweit von ihm in einem hochlehnigen, geschnitzten Sessel saß und wie müde den Kopf an dessen Lehne gedrückt hatte. „Ich begreif's faktisch nicht! Ihr hattet doch ein so beträchtliches Gehalt all die Jahre hindurch, die Georg Oberregierungsrat war, daß ihr damit nicht allein leben, sondern noch etwas zurücklegen konntet! Wo ist denn dein Kapital geblieben?"

„Ich weiß es nicht!" antwortete die Rätin aufschreckend

und sich etwas vorbeugend, so daß man deutlich ihr gewelltes, blondes Haar und das noch immer schöne Gesicht mit den großen, hellblauen Augen sehen konnte. „Ich weiß gar nichts, Klaus, gar nichts! Mein guter Mann gab, was ich brauchte; das ist mir immer genügend gewesen."

Der Rittergutsbesitzer Klaus von Lindeck schüttelte den Kopf wie jemand, der sich abmüht, eine Tatsache zu begreifen, die jenseits seines Fassungsvermögens liegt.

„Wenn ich einmal plötzlich sterbe," sagte er mit einer gewissen Achtung vor sich selber, „dann steht meine Familie nicht so da wie ihr. Mathilde weiß, wo meine Papiere zu finden sind, und auch, daß ich sie Jahr um Jahr vermehrt habe, wie es meine Pflicht und Schuldigkeit ist. — Wer von euch beiden schuld ist an diesen zerrütteten Verhältnissen, Lotte, das will ich nicht untersuchen. Jedenfalls müssen wir uns an die Tatsachen halten. Kommt auch her, Hans und Dorothee, damit ihr mit eigenen Augen seht. Da sind an barem Gelde nur viertausend Mark, kommt nun noch das vierteljährliche Gnadengehalt dazu und deine Witwenpension, Lotte . . ."

Niemand sprach; alles schien verstummt vor dem grausam bitteren Ernst der Tatsachen, die niemand anzweifeln konnte. Die Rätin drückte ihr Tuch gegen die Augen.

„Mein armer, lieber Georg," stöhnte sie. „Uns so plötzlich zu verlassen! Er konnte doch auch noch jahrelang leben, wenigstens bis die Kinder versorgt waren. Was soll ich unglückliche Frau nun beginnen! Ich bin einfach ratlos."

„Onkel," sagte Hans, der älteste Sohn, indem er aufstand und sich, aufs äußerste erregt, dem Schreibtisch näherte. „Was soll denn nun aus mir werden? Ich kann doch keine subalterne Karriere einschlagen bei den Aussichten, die ich habe? Das Studium in Heidelberg ist zwar teuer, aber jetzt Knall und Fall aus dem Korps auszuscheiden, das ertrüge ich einfach nicht. Es hieße auch, mir manche Chance für die Zukunft verscherzen . . . Ach, Onkel, du verstehst das allerdings nicht so . . ."

„Armut ist keine Schande, mein Junge,“ sagte der alte Landwirt mit einer gewissen tendenziösen Feierlichkeit.

„In meiner Lage einfach gleichbedeutend mit Selbstmord.“

„Mein armer Hans!“ schluchzte die Mutter und griff nach seiner Hand. „Rede doch so etwas nicht!“

Er entzog sie ihr heftig und biß die Zähne so fest aufeinander, daß sie knirschten, dann wandte er sich ihr wieder zu.

„Mama, bist du ganz sicher, daß Papa nicht doch noch irgendwo Kapital deponiert hat? Sein Tod kam so plötzlich! Erinnere dich doch, ich beschwöre dich.“

„Ich — ich glaube kaum,“ sagte die Rätin gedrückt. Sie schämte sich ehrlich zu gestehen, daß sie recht gut wußte, wie allmählich ihre ganze Mitgift in den vierundzwanzig Jahren ihrer Ehe draufgegangen war, um ihrem Hang zum Luxus zu fröhnen. Ihr Gatte, auch nicht zu denen gehörend, die das Geld festzuhalten verstehen, oder gewillt sind, sich die Annehmlichkeiten des Lebens nach irgend einer Richtung hin zu versagen, hatte ihr zwar zuweilen Vorstellungen gemacht, auf die Dauer aber der noch immer leidenschaftlich geliebten Frau nichts abzuschlagen vermocht. Sein Gehalt stieg rasch, er selbst war rüstig und kräftig, ein kaum Fünfzigjähriger, der einem langen Leben noch entgegenzusehen glaubte; weshalb also sich mit Sorgen die Tage trüben. — Nun war der Tod gekommen, plötzlich, unvorbereitet, ohne daß er imstande gewesen, auch nur das Geringste noch anzuordnen. — Seine Hinterbliebenen mußten eben sehen, wie sie mit ihrem Schicksal fertig wurden.

Und wie waren diese Hinterbliebenen bisher auf der Woge des sorglosesten Behagens durch das Leben geschaukelt worden!

Mit einem qualvollen Seufzer warf sich Hans in die dunkelste Ecke des Sofas. Er dachte jetzt nicht an Mutter, Bruder, Schwester, nur seine eigene Zukunft stand furchtbar drohend vor ihm, ohne daß er sich ihr auch nur im geringsten gewachsen fühlte. Unwillkürlich faßten seine Finger

nach dem Korpsband, das er auf der Weste trug. In diesem Augenblick begriff er erst mit voller Deutlichkeit die bevorzugte Stellung, die ihm das Leben bisher eingeräumt; und mit dem Egoismus der Verzweiflung klammerte er sich daran.

„Du wirst einsehen, Onkel,“ sagte er mit erstickter Stimme, „daß es sich um mein ganzes zukünftiges Leben handelt. Und schließlich stehe ich dicht vor dem Referendar.“

„Ein hungriger Posten, der nichts einbringt.“

„Natürlich nicht,“ grollte Hans, „sofern du nicht die hohen Stellungen im Staat, die mir dann sicher sind, in Betracht ziehst. Papa dachte anders.“

„Georg hat große Hoffnungen auf Hans gesetzt,“ warf die Rätin ein.

Herr von Lindeck sagte nichts; er trommelte mit den Fingern auf dem Schreibtisch. Tiefe Dunkelheit und absolutes Schweigen füllte das Zimmer.

„Du sagst ja kein Wort, Dorothee,“ wandte er sich endlich an das junge Mädchen, das, die Stirn an die Scheiben gelehnt, am Fenster stand.

„Was soll ich sagen, Onkel; Trost kann ich ja nicht geben.“

„Wie wird denn dein Bräutigam die Sache ansehen?“

„Ich habe ihn noch nicht gesprochen.“

„Offiziere brauchen doch vor allen Dingen Geld zum heiraten.“

„Mein Gott,“ fiel Hans ungeduldig ein, „die Kaution ist ja doch nicht da, selbst wenn Dolly alles nähme.“

„Und schließlich, mein guter Schwager,“ fiel die Rätin schnell ein, „bin ich doch auch noch da! Ich kann unmöglich nun auf alles verzichten, nachdem mich der Tod meines Mannes ohnehin so schwer getroffen hat. Ich muß mich jetzt gerade etwas schonen, etwas erholen, und ich habe wohl ein Recht, mich in erste Linie zu stellen.“

Dorothee sagte kein Wort. Schwere Tränen rannen eiskalt über ihre blassen Wangen; sie wischte sie mit der Fingerspitze fort, ohne einen Laut. Die Art und Weise von



Mutter und Bruder tat ihr schmerzlich weh; jeder war so vollauf mit sich beschäftigt, sich das möglichst beste Teil zu sichern, unbekümmert um den andern, daß sie nicht mit einstimmen mochte, obgleich auch vor ihr die Zukunft sich dunkel und furchterregend erhob. Beklommenen Herzens suchte sie nach einem Lichtblick in der sie umgebenden Angst und Sorge, aber sie fand nichts — nichts! — Wie würde ihr Verlobter die Sache aufnehmen? — Nicht etwa, daß ihr der Gedanke kam, seine Liebe könnte mehr ihrem vermeintlichen Reichtum als ihrer Person gegolten haben — o nein! Dazu kannte sie ihn zu gut, wußte zu genau wie heiß und innig sie einander angehörten, aber — auch er war arm. Arm wie jetzt sie! — Was für Folgen mußte diese Erkenntnis für sie beide haben!

Ihr Herz schlug dumpf und bang, so schwer als wollte es sie ersticken. Sie rief sich Axel von Treubergs Bild zurück, wie er so ernst, so männlich hinter dem Sarge ihres Vaters hergeschritten, sie nachher so zärtlich tröstend an sein Herz gezogen und die Tränen von ihren Wimpern geküßt hatte. An ihm zweifelte sie nicht! Aber die Verhältnisse waren oft stärker als Menschenwille — sie hatten schon manches Herz gebrochen, manches Glück zerstört. — Wär's möglich auch das ihrige? — Je mehr sie versuchte, ihr gequältes Herz an Axels Bild aufzurichten, je weniger gelang es ihr. Ja sie hatte das Gefühl, als entschwände jenes Bild immer mehr und mehr, bis sie es nicht mehr festzuhalten vermochte und nichts anderes um sie war als Dunkel und Öde. Sie hätte aufschreien mögen in Seelenqual. —

Da wurde von außen hastig die Türe geöffnet, und ein Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren sah über die Schwelle.

„Ach, ihr sitzt hier alle noch im Dunkeln? Mama, gibt es denn heute keinen Kaffee?" fragte er halb enttäuscht, halb ungeduldig. „Ich bin ganz erfroren, und Anna ist natürlich nicht in der Küche."

„Ja, Kaffee!" Die Rätin atmete erleichtert auf, es war doch eine augenblickliche Unterbrechung der unangenehmen Angelegenheit, und sie fühlte sich einer Stärkung bedürftig.

„Geh doch einmal hinaus, Dolly, und sieh nach. Frank hat recht, es ist schon sehr spät, und Onkel Klaus trinkt auch ein Täßchen mit.“

Die große schlanke Gestalt des jungen Mädchens in ihrer düsteren Trauerkleidung glitt schattenhaft durch das finstere Zimmer und verschwand mit dem jüngsten Bruder durch die Tür.

„Was ist denn los, Dolly?“ fragte Frank neugierig, als er in der Küche, wo die Lampe brannte, der Schwester verweintes Gesicht sah und sie schweigsam vom Herd an den Tisch ging, um die dampfende Kanne auf das Kaffeebrett zu stellen. „Du siehst ja gräßlich aus.“

„Aber Frank!“ sagte sie verweisend.

„Ja so, der Papa! Liebe Dolly, ich bin gewiß ebenso traurig wie ihr, aber wenn ich den ganzen Tag heulen wollte, würde mir mein Lehrer schön helfen. Ihr habt es besser, ihr braucht nicht in die Schule zu gehen.“ Er fuhr sich mit den Fingern durch das blonde, wellige, kurzgeschnittene Haar, und obgleich er sich ersichtliche Mühe gab, auch seinem Gesicht einen möglichst kummervollen Ausdruck zu geben, leuchtete doch der angeborene Frohsinn, die Jugendlust schon wieder deutlich aus seinen hübschen offenen Augen.

„Das ist es nicht allein, Frank,“ sagte Dolly, der der stille Kummer fast das Herz abdrückte, „ich fürchte, es steht uns noch viel mehr bevor, ich fürchte, wir sind arm, lieber Bruder!“

„Arm?“ Er riß die Augen auf; das Wort traf bei ihm noch auf kein Verständnis. „Wie etwa Kanzleirats Gustav, der mit geflickten Hosen in die Schule kommt, oder Kaufmann Dietzes, die Bankerott machten, und wo jetzt der Hermann hinter der Heringstonne als Ladenschwung steht, anstatt in die Prima zu kommen? Na höre du, das kann uns doch nicht passieren; unser Vater war ja doch der Oberregierungsrat von Lindeck!“

„Deshalb wird die Welt noch nicht aus den Angeln gehen,“ sagte Dolly bitter und nahm das Tablett auf. —

Als alle beim hellen Lampenlicht um den runden Sofa-

tisch in des Verstorbenen Arbeitszimmer saßen, merkte man erst wie ähnlich sich die Familie in all ihren Gliedern war. Alle dieselben schlanken, hochgewachsenen Gestalten, blondhaarig, blauäugig, mit schmalen geraden Nasen und schöngeschnittenem Mund; nur hatte die Mutter und der älteste Sohn etwas Weiches, Schlaffes in dem Zug, der von der Nase zum Kinn lief, während Doras Gesicht, besonders im Profil, etwas Energisches zeigte, das sich auch bei Frank, dem Jüngsten, wiederfand.

Frau von Lindeck tauchte trotz ihres Kummers mit einem gewissen genußsüchtigen Wohlbehagen den Kuchen in die dampfende Tasse, Hans trank hastig, mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, Frank mit dem stets regen Appetit der Jugend; nur Dora schob ihre Tasse ungeleert beiseite, es war ihr unmöglich, etwas zu genießen.

Onkel Klaus sah nach einer Weile im Kreise herum. „Nun wäret ihr wohl so weit, meinen vernünftigen Vorschlag zu hören," sagte er endlich; „wohlverstanden, nur einen Vorschlag, denn außer über Frank habe ich weder Rechte noch Pflichten! Ihr seid also vollkommen eure freie Herren, und ich will nicht, daß mich nachher irgend ein Vorwurf trifft, oder ihr mir Verpflichtungen aufbürdet, denen ich nicht gesonnen bin nachzugeben. Es sind jetzt für uns Gutsbesitzer andere Zeiten als vor dreißig bis vierzig Jahren, ganz miserable, und ich habe selber Kinder. — Also zuerst zu dir, Hans! Wie groß war dein Wechsel?"

„Monatlich vierhundert Mark, Onkel." Der Student maltraitierte seinen blonden Schnurrbart erbarmungslos, er fühlte seinen Herzschlag stocken.

„Nun, ich denke dreihundert tun es auch! Du mußt dich eben etwas mehr einrichten. Damit kommst du bis Schluß des Semesters wohl aus, selbst wenn du bei deinem Korps bleibst. Wenn du nachher hierher kommst, bei deiner Mutter wohnst, dir manches billiger einrichten kannst und dich zu deinem Examen vorbereitest, dann müssen es zweihundert tun, denn ein Krösus bin ich nicht, und auf diese Weise hat deine Mutter auch noch Vorteil von dem Gelde.

Ich gebe dir das im Hinblick darauf, daß du der Stammhalter bist, am weitesten in deiner Karriere vorgeschritten, also auch der erste, an dem deine Mutter nachher eine Stütze hat. Dankst du mir das nicht dadurch, daß du fleißig und solide bist, haben wir beide ausgespielt, das merke dir."

„Dank dir, Onkel," sagte Hans mit tiefem Rot auf seinem schönen Gesicht und bot dem Sprechenden etwas zögernd die Hand. „Du sollst dich nicht in mir täuschen."

„Tät ich's, wär's zu deinem Schaden," war die lakonische Antwort.

Im stillen dachte der sehr verwöhnte, hochmütige Herr Student, daß der Alte, wenn er ihm schon fast die Hälfte seines Wechsels strich, seine Predigt auch sparen könnte. Kein aufflammendes Dankgefühl für die Gewährung der Möglichkeit, seine Studien trotz der veränderten Verhältnisse zu vollenden, machte sein Herz weich gegen den einzigen fast ungekannten Bruder seines Vaters. Er berechnete im stillen, wie er, der nie mit vierhundert monatlich ausgekommen war, nun mit dreihundert leben sollte, und gleichzeitig, welche seiner Kommilitonen er wohl in bezug auf offene Börsen in Betracht ziehen konnte. Daß er Karriere machte als alter Korpsstudent, war ja völlig selbstverständlich — ganz außer Frage, darum brauchte er sich nicht den Kopf zu zerbrechen.

Herzensfroh, so leichten Kaufs davongekommen zu sein, hatte er jetzt nur den lebhaften Wunsch, sich zu drücken; es verlangte ihn mächtig nach einer kleinen Auffrischung, aber er war doch zu klug, sich ohne weiteres zu entfernen, der Onkel konnte ihm das verargen, er wollte seine neu gewonnenen Zukunftshoffnungen nicht etwa selbst gefährden. So zog er sich nur in einen entfernteren Winkel zurück, brannte sich eine Zigarette an und hing seinen eigenen Gedanken nach, die ihm auf einmal im Vergleich zu den eben durchlebten Stunden heiter und rosig erschienen.

„Du bist sehr gut," sagte die Rätin und reichte dem Schwager mit schwimmenden Augen die Hand. „Unser Hans

ist immer unser Stolz gewesen, er wird auch der deine sein. Gott lohne es dir!“

Klaus von Lindeck sah etwas unbehaglich aus. Er hatte die Familie seines Bruders immer nur sehr oberflächlich kennen gelernt, sein großes Gut in Ostpreußen ließ ihm zu Reisen nicht viel Zeit, und wenn er auch bei dem Regierungsrat alles sehr hübsch und elegant fand, so stimmte das doch mit seinen einfachen, fast etwas knickerigen Lebensgewohnheiten nicht recht überein, und man war gegenseitig stets froh gewesen, wenn solche Besuche erst überstanden waren. Besonders seine Frau hatte an der Schwägerin tausenderlei auszusetzen gefunden, und nun brachte der plötzliche Tod des Bruders ihn ganz unerwartet als Familienoberhaupt an die Spitze dieses großen, luxuriösen Hausstandes, der mit seinem Erhalter zusammenfallen mußte, und als Freund und Berater an die Seite dieser ihm fast fremden Frau und deren Kinder. — Seine ärgsten Befürchtungen erwiesen sich als nur zu gerechtfertigt. Die verschämte Armut grinste ihnen in Zukunft entgegen und fand keinen gerüstet, sie zu ertragen; keinen! Aber auch er glaubte sich nun der Familie gegenüber abgefunden und war fest entschlossen, seinen Geldbeutel nicht noch mehr anzuzapfen; ohnehin mußte er Hansens Wechsel schon hinter dem Rücken seiner Frau geben, wollte er nicht Unfrieden dadurch heraufbeschwören; und in Ansehung dessen hätte er jetzt am liebsten mit weiterer Fürsorge um die Familie aufgehört.

„Was euch anderen nun anbelangt,“ fuhr er deshalb um eine Nuance gleichgültiger fort, „so müßt ihr eben sehen wie ihr durchkommt. Frauen brauchen ja ohnehin nicht so viel. Frank macht sein Gymnasium durch, oder er kann auch bei mir als Volontär eintreten, freilich erst in einem Jahr; das wird sich alles noch finden, du, Lotte, mit deiner prächtigen Einrichtung, kannst ja vermieten, das rentiert sich gut, habe ich gehört.“

Die Regierungsrätin saß einen Augenblick wie zu Stein erstarrt, dann schoß ihr eine heiße Röte des Zornes in das Gesicht.

„Ich??“ fragte sie, das Wort absichtlich lang ziehend. „Lieber Schwager, das hast du dir wohl nicht recht überlegt. Wie könnte ich vermieten! Was sollten meine Freunde, meine Bekannten dazu sagen, wie stände ich unserm ganzen Kreise gegenüber da, wollte ich Chambregarnie-Wirtin spielen. Unmöglich, sage ich dir!“

„I, Lotte, wenn es aber Geld bringt.“

Es war ein Auskunftsmittel, das ihm seine Frau auf alle Fälle vorgeschlagen hatte, wenn er wirklich den Ruin vorfand, den sie prophetisch stets vorausgesehen. Er fand auch gar nichts Ehrenrühriges darin, ebensowenig wie er den leisen Überhebungston in den Worten seiner Frau bei ihrem Vorschlage gemerkt hatte, ihm lag jetzt nur die eine Sorge am Herzen, soviel wie möglich hier zum besten zu wenden, ohne selbst allzu große Opfer zu bringen.

Der eleganten, verwöhnten Frau mit dem mächtigen Hochmut in der Seele fiel wieder die ganze schnöde Verstümmelung ihres schönen Namens abstoßend auf, die sich der Schwager stets zuschulden kommen ließ, wenn er vertraulich wurde. Mochte er seine Frau immerhin Thilde nennen, so lange es ihm gefiel — ihr paßte sein „Lotte“ aber gar nicht. Die eben durchlebte schwere Zeit hatte die Kluft zwischen den Verwandten scheinbar geschlossen, sie selbst war so hilflos, so sorgenvoll und benommen gewesen, auch der Kinder wegen, an die sie doch denken mußte — dieser Vorschlag aber riß sie mit einem Male wieder auf, und sein wiederholtes „Lotte“ verbitterte sie nun gewaltsam.

Sie hatte sich hoch aufgerichtet und die Lippen zusammengepreßt: „Du vergißt ganz unseren Stand, unsere Stellung, unseren Namen,“ sagte sie mit bebender Stimme.

„Na, ich denke als Witwe hast du nicht mehr so viel davon, das lebt erst in Hans wieder auf, und bis Dorothee heiratet, könnte sie dir zur Hand gehen. . .“

„Und du glaubst, daß ein Baron Treuberg, ein Offizier, sich aus einem Chambre garnie der Mutter seine Braut holen wird?“ fragte sie höhnisch.

„Warum nicht, wenn er ein verständiger Mensch ist,“ sagte er, innerlich nun auch schon etwas ergrimmt. Thilde hatte recht, seine Schwägerin war ein hochnäsiges, dummes Weib.

„Auf dem Lande scheinen eben noch andere Prinzipien, andere Ideen zu herrschen,“ entgegnete sie würdevoll. „Hier werden wir uns aber doch an die bestehenden halten müssen.“

„So — na meinetwegen! Aber was würdest du denn in Aussicht nehmen, Lotte?“

„Verkleinern — verkleinern, so weit es eben tunlich ist,“ sagte sie jammernd. „Ach, ich bin eine arme unglückliche Frau, ohne Schutz und Halt im Leben, aber nichtsdestoweniger zu Opfern bereit; ja, das bin ich — das werdet ihr sehen.“

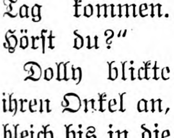
„All das Zeug bringt nur beim Verkauf nicht viel, ein Lumpengeld in Anbetracht der Summen, die es gekostet;“ er sah sich mit kritischen Blicken ringsum. „Aber immerzu, das ist nun eure Sache, da rede ich euch nicht drein. — Nun, Lotte, will ich noch ein paar Einkäufe machen, und morgen mit dem frühsten geht es nach Niederstetten zurück; ich kann das Gut nicht so lange allein lassen. Gehabt euch also wohl! Du, Hans, kannst bestimmt auf mich zählen, und du, Lotte, wenn du einmal Rat gebrauchst, wende dich nur an mich! Die Vormundschaftsgeschichten ordne ich von Hause aus. Adieu.“

„Adieu und — habe Dank!“ sagte die Rätin schwach; sie mußte sich zu den letzten Worten ordentlich zwingen. Alles, was der Schwager in den trüben Tagen bereitwillig an Unbequemlichkeiten auf sich genommen hatte, es war in dem Augenblick von ihr vergessen, als er ihrem Hochmut den empfindlichen Stoß versetzte; — nur Groll und Bitterkeit blieb zurück.

Als Klaus Lindeck schon die Türe faßte, da fiel sein Auge auf Dorothee, die wieder ihren alten Platz eingenommen hatte, in dessen Dunkel sie am leichtesten ihre Seelenqual verbergen konnte.

„Mädchen," sagte er mit einer kurzen, ungelenken Kopfbewegung, „komm her und gib mir auch die Hand zum Abschied. Mir will scheinen, als ob du am meisten zu leiden haben wirst, wenn du es auch jetzt noch nicht glaubst. Na, wenn mal alle Stränge reißen, komm zu uns nach Niederstetten, du kannst meine kleinen Krabauter unterrichten, und meiner Ältesten schadet es nichts, wenn sie dir ein bißchen nachtut. Nur deinen vertrackten Namen mußt du hier lassen. Dolly, hat ein Mensch schon so etwas gehört! Dorothee, einfach Dorothee; aber die kann jeden Tag kommen. Hörst du?"





Dolly blickte ihren Onkel an, bleich bis in die Lippen, aber tränenlos.

„Ich werde es nicht vergessen, Onkel," sagte sie leise. „Gott gebe, daß es anders kommt."

Er nickte. „Mir auch recht!"

Von allen Familienangehörigen gefiel sie ihm am besten, und doch atmete er auf, als er nun draußen war. Ebensowenig wie seine etwas verbauerte Erscheinung mit dem unmodernen Rock sich in der eleganten Einrichtung passend ausnahm, ebensowenig fühlte er sich geistig in

dieser verfeinerten Atmosphäre wohl. Ihm, der gewohnt war, ab und zu rücksichtslos mit einem Kernfluch loszufahren, war es ein Zwang gewesen, seine aufquellenden Bemerkungen unterdrücken zu müssen, was ihm doch aus Rücksicht auf seine Schwägerin geboten erschien; trotzdem aber berührten ihn die ganze Umgebung, ja die ganzen Menschen in der eleganten Stadtwohnung wie Unnatur. Sympathien zwischen ihnen und ihm gab es keine. Er hatte getan, was er für seine Pflicht hielt, — seine reichliche Pflicht — sagte er sich im stillen, halb unzufrieden; nun mochten sie weiter sehen. Basta! — Daß er nebenbei seinen Bruder nicht begriff, ihn einer unverantwortlichen Leichtfertigkeit zieh, gestand er sich rückhaltlos. „Aber freilich *die* Frau!“ setzte er dann entschuldigend hinzu. —

„Dolly,“ sagte die Rätin als er gegangen war, „ich denke, wir hören einmal Axels Meinung über alles das an. Er ist gewöhnt, mit bescheidenen Verhältnissen zu rechnen! Guter Gott, wenn du doch nun wenigstens einen reichen Verlobten hättest!“

Dorothees Herz zuckte. Es war ja richtig, ihrem Bräutigam gebührte vor allen Dingen absolute Wahrheit, und sie wäre die letzte gewesen, sie ihm vorzuenthalten. Aber sie fürchtete sich namenlos vor diesem Augenblick, vor seinen traurigen Augen, vor — ja, wovor denn eigentlich! An seinen Verlust dachte sie nicht. Er war feinfühlig und edel, die veränderten Verhältnisse der Familie würden ihn schmerzen um ihretwillen; aber er liebte sie ebenso sehr wie sie ihn. Nichts konnte sie auseinanderreißen.

„Wie spät ist es eigentlich. Wann kommt er?“ fragte die Regierungsrätin, nachdem sie eine Weile auf Antwort gewartet hatte.

„Sieben Uhr. Vor einer Stunde wird Axel nicht hier sein können.“

„Dann will ich versuchen, etwas zu ruhen; ich bin ganz elend. Gott, o Gott, konnte uns dies wenigstens nicht erspart bleiben! Mir ist zumute, als habe ich einen heftigen

Schlag bekommen, der mir die Besinnung raubt, so daß mir ganz wüst ist. Schraube die Lampe tiefer und laß mich allein, Dolly."

Das Mädchen tat schweigend, was die Mutter verlangte; es war ihr nicht möglich, ein Wort aus der gepreßten Kehle herauszubringen, ihr Herz hämmerte, ihre Hände zitterten.

„Ich finde, du nimmst die Sache recht kühl auf," äußerte die Rätin, unzufrieden über diese Schweigsamkeit, „weder Teilnahme für mich, noch sonderlicher Kummer ist dir anzumerken. Du scheinst dir noch keinen rechten Begriff davon zu machen, was es heißt: verarmen! Deklassiert sein ohne Verschulden, hin und her zu schwanken ohne Halt, ohne Stütze. Mit Ansprüchen, denen wir nicht mehr entsprechen können, und vor allem — mit mangelnden Mitteln. Ich schaudere, Dolly, wenn ich an die Zukunft denke."

Dorothee küßte schweigend die Hand der Mutter, die es sich unter strömenden Tränen auf der Chaiselongue bequem machte. Sie deckte sie sorglich zu und gab ihr jeden möglichen Liebesbeweis — außer Worten — ehe sie das Zimmer verließ.

Als sie draußen stand, strich sie mit der Hand über die Stirn. Wohin nun mit ihr! Sollte sie in ihrem einsamen, luxuriösen Mädchenstübchen das fortwährend Durchdachte noch einmal selbstquälerisch wieder durchdenken? So viel sie auch grübelte — einen Ausweg fand sie doch nicht aus diesem Labyrinth von Angst, Befürchtungen, Zweifel und Ratlosigkeit; wenigstens nicht eher als bis sie Axel gesprochen hatte. Dann fiel ihr ein, daß sich niemand um Frank gekümmert, der ihre flüchtige Andeutung vorhin wohl ebenso sorgenvoll in seinem jungen Kopf herumwälzen mochte wie sie selbst.

Was wurde unter den herrschenden Verhältnissen einmal aus dem? Hans und sie hatten doch wenigstens Jahre ungetrübten Glücks genossen. Ihr hatte das Leben den Geliebten, Hans eine ihm zusagende Karriere gebracht, Frank aber wurde schon um das Recht einer sorgenlosen

Jugend betrogen, vielleicht um seine Zukunftshoffnungen, und niemand war da, der diese Ungerechtigkeit des Schicksals einsehen und auszugleichen versuchen würde.

Eine mitleidige, zärtliche Liebe für den Jüngsten wallte plötzlich heiß im Herzen der Schwester auf. Sie wollte wenigstens das Ihrige tun, für ihn sorgen und denken, und unter diesen warmen Gefühlen suchte sie ihn in seinem Zimmer auf.

II.

Frank saß an seinem Arbeitstisch, beide Ellenbogen aufgestützt, den Kopf in den Fäusten vergraben und brütete über seinen Schularbeiten; bei Doras Eintritt fuhr er wütend auf.

„Störe mich doch nicht in einem fort, ich muß noch mindestens zwei Stunden büffeln, ehe ich fertig werde, und daran ist Anna schuld; sie tobt in der Küche, daß man närrisch davon werden könnte, ich werde ihr gleich einmal einen Marsch machen.“

Aber Dora kam auf ihn zu, ohne sich von seiner Lümmelhaftigkeit abschrecken zu lassen; sie legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Laß deine Arbeiten nur ein bißchen liegen, Frank, mir ist das Herz so schwer, ich m u ß ein paar Worte reden, darum komme ich zu dir, es betrifft uns ja alle gleich.“ Und damit setzte sie sich in einen Stuhl und begann bitterlich zu weinen.

Frank, der wie alle Knaben in dem Alter Tränen halb als etwas Verächtliches ansah, halb so unter ihrem Bann stand, daß er bei längerem Zusehen für seine eigene Männlichkeit fürchtete, hielt sich zornentbrannt die Ohren zu.

„Heule nicht, Dolly, heule nicht! Du weißt, ich kann das nicht ausstehen! Und wenn du dir einbildest, daß du dabei nicht wie eine Vogelscheuche aussiehst, dann irrst

du dich. Einfach greulich, sage ich dir; und Axel wird einen Schreck vor dir bekommen."

Aber seine Ermahnungen fruchteten nicht, immer heißer strömten ihre Tränen, immer verzweifelter klang ihr Schluchzen. Frank sprang auf. Mit einem scheuen Blick streifte er erst das Zimmer, dann, als er sah, daß sie wirklich allein waren, kam er auf sie zu.

„Sei vernünftig, Alte," mit knabenhaft rauher Zärtlichkeit streichelte er ihr Haar, seine Stimme klang belegt, „sei doch nur ruhig! Ich will dich auch gewiß nicht wieder ärgern."



Statt aller Antwort schlang sie ihre Arme um seinen Hals und weinte noch heftiger. Nun war es mit Franks Fassung auch vorbei, über sein hübsches, offenes Knabengesicht liefen helle Tropfen.

„Ist es wirklich so, Dolly?" fragte er endlich, „das — das Häßliche — was du mir vorhin gesagt hast — wir sind wirklich arm geworden?"

„Ja, mein lieber Frank, ganz arm!"

„Das geht aber doch nicht," rief er ungestüm, „das können wir nicht leiden, Dolly, es muß irgendwo einen Ausweg geben."

„Ich fürchte nein!"

„Mein Gott, das wäre ja schrecklich! Was sagt denn Mama? Was Hans? Müssen wir aus dieser schönen Wohnung fort und geflickte Kleider tragen, schlecht essen und

ohne Taschengeld leben? — Du mußt doch einsehen, Dolly, daß das alles nicht geht!"

„Wer soll es ändern," sagte sie traurig. „Wie vielen Menschen mag es schon ebenso gegangen sein wie uns, und sie haben es auch ertragen müssen."

„Papa hat uns also gar kein Geld hinterlassen?" fragte er sehr nachdenklich.

„Wenigstens sehr — sehr wenig!"

„Das glaube ich gern;" fuhr er in demselben Ton fort, „er war eben zu gut gegen jeden! Ich weiß es, Dolly, daß all die Studenten, die zu ihm gekommen sind, Geld von ihm geholt haben, und er gab immer. In der Schule sagten sie schon, daß Papa so großmütig und edelherzig wäre, sie lobten ihn deshalb, und ich war stolz darauf. — Ich bin es auch noch jetzt," fuhr er eifriger fort; „und — sage einmal ehrlich, Dolly, möchtest du lieber, daß unser Vater ein Geizkragen gewesen wäre, dem man keine gute Tat nachreden könnte? Ich nicht!"

„Du hast wohl recht, Frank. Aber denkst du denn nicht an Mama — an uns?"

Er fuhr sich wieder durch sein blondes Haar. „Ja, Dolly, aber ich könnte es doch nicht ertragen, daß jemand deshalb meinen verstorbenen Vater schlecht machte; ein Glück, daß Onkel Klaus es nicht direkt tat, ich hätte es nicht gelitten. Lust dazu hatte er öfter. Wenn ich nur erwachsen wäre, Gott im Himmel, Dor, nur etwa zehn Jahre älter, ich wollte schon arbeiten für die Mama und für sie sorgen. Aber das kommt ja auch."

Dolly sah ihrem Bruder fest in das Gesicht, auch ihre Tränen waren nun versiegt. Welche kraftvolle Zuversicht lag in den erregten Zügen; es war ordentlich als sprang ein Funke davon auf sie über. Arbeit! Das Wort in seiner vollen Bedeutung war bisher ein Fremdling in diesen luxuriösen Räumen gewesen! Würde es jemals darin heimisch werden können? Dolly grübelte darüber nicht nach, sie fühlte nur, daß sie ruhiger geworden war, der unerklärliche Druck hatte nachgelassen.

„Wir beide wollen dem Vater ein ganz reines Andenken bewahren, Frank," sagte sie herzlich, „nicht wahr?"

„Aber das versteht sich doch von selbst," entgegnete er fast beleidigt und setzte sich wieder. „Wenn du mir aber jetzt beim Thukydides helfen könntest, wäre ich riesig froh."

„Das kann ich nicht," sie strich ihm zärtlich die Locken von der erhitzten Stirn, aber er wich schon wieder ihrer Berührung aus. „Dafür will ich dich wenigstens allein lassen."

Sie ging hinaus, bedeutend ruhiger als sie gekommen, wusch die verweinten Augen und wartete dann auf ihren Bräutigam, der noch vor der festgesetzten Stunde kam.

„Dolly, mein Liebling," sagte er nach der ersten Begrüßung, „wie bleich und elend du aussiehst! Es ist gewiß sehr hart, einen geliebten Vater so plötzlich zu verlieren, und Trauer hat ihr Recht, aber vergiß nicht, daß auch noch Lebende da sind, denen du deine Gesundheit schuldig bist."

Sie sah beklommen zu ihm auf. „Es ist heute viel Sorgen- und Kummervolles über uns hereingebrochen, Axel."

„Wir werden es zusammen tragen," sagte er, legte den Arm um ihre Schulter und zog sie an sich.

Die Regierungsrätin war aus ihrem leichten Schlummer aufgefahren als sie das Klingelzeichen gehört hatte. Die ganz unbekannte Sorge drückte ihr das Herz ab, sie hatte das dringende Bedürfnis, ihrem Schwiegersohn vorzujammern.

„Axel! Dolly! Wo seid ihr?" rief sie, die Türe öffnend, und als der Offizier eintrat: „Haben Sie schon das Schreckliche gehört? Wir haben nichts, rein gar nichts gefunden in den hinterlassenen Papieren meines Mannes. Kein Vermögen, keine Lebensversicherung, keine Schuldscheine — ich weiß, er hat viel Geld verliehen, sie kamen alle zu ihm — nichts! Wir sind ganz arm!"

Dolly fühlte ein heftiges Zucken in dem Arm, den ihr Bräutigam um sie gelegt hatte. — Sie erblaßte.

„Ja, es trifft Sie nicht unvorbereiteter als uns," fuhr

die Rätin fort und führte ihr Tuch an die Augen. „Und ich kann meinem guten Manne den Vorwurf im Grabe nicht ersparen, daß er sehr, sehr unrecht an uns gehandelt hat. Was sollen wir nun beginnen?“

Sie setzte sich ganz hoffnungslos nieder, ihre schönen, großen, blauen Augen sahen hilflos zu der stattlichen Gestalt des Schwiegersohnes empor. Auch Dora sah ihn an.

Er war sehr bleich, etwas wie körperlicher Schmerz zuckte über sein ernstes, hübsches Gesicht. Von all den so hart Betroffenen hatte noch niemand eine rechte Vorstellung von der Schwere des Schlages; nur er allein, er wußte es aus Erfahrung. Er wußte nur zu genau, was es heißt, täglich und stündlich der Sklave seines Portemonnaies zu sein, mit banger Sorge die Groschen nachzuzählen, die ihm noch blieben nach irgend einer unumgänglichen Luxusausgabe, der er sich nicht entziehen konnte, auf alles das zu verzichten, was der Jugend Reiz ausmacht, und die vielen, nur ihm bekannten, bitteren Demütigungen zu ertragen, die er im stillen mit sich auszufechten hatte. Dieser ewige Kampf zwischen dem Schein und der Wirklichkeit hatte ihn vor der Zeit ernst gemacht, schroff in seinen Anschauungen und kleinlich im beurteilen des Nächstliegenden. Als sein Herz für Dorothee zu sprechen anfing und er sah, daß sich auch das ihrige ihm zuneigte, da fühlte er ein befreiendes Aufatmen, die Zukunft schien ihm doppelt hell und glanzvoll, denn der Oberregierungsrat lebte in großen, fast glänzenden Verhältnissen. Mit seiner Heirat nahm die ewige Qual und Sorge eines schwach gefüllten Geldbeutels ein Ende, er konnte leben wie andere seines Standes, ohne mit heimlichem Mißtrauen um sich blicken zu müssen, ob auch jemand sein schweigendes Darben bemerkte. Er hatte Dorothee nicht etwa geliebt, weil sie wohlhabend war — sein Herz hatte in jedem Fall für sie gesprochen — aber er hätte sie nicht zu seiner Braut gemacht unter andern Verhältnissen, sondern auch dies Entsagen still mit dem übrigen getragen.

Nun aber gehörten sie einander an, und was ihm vorher noch möglich gewesen wäre, jetzt schien es ihm völlig un-

möglich. Er konnte das Mädchen nicht mehr aufgeben, an dem er mit jeder Herzensfaser hing. Aber was sollte nun werden, was sollte er tun? — Die Gedanken flogen ihm blitzschnell durch das Hirn und verursachten ihm ein wirkliches, körperliches Schmerzgefühl.

„Arme, arme Mama!“ sagte er mit erstickter Stimme, beugte sich über ihre Hand und küßte sie, „was ich am tiefsten in diesem Augenblick empfinde ist das, nicht in der Lage zu sein, Ihnen und Dolly ein neues Heim bieten zu können, in dem Sie das alte nicht vermissen.“



„Sie haben recht, lieber Axel, es ist traurig, daß die Verhältnisse gerade so liegen müssen,“ meinte Frau Charlotte, nur ihrem naiven Egoismus folgend. „Ich weiß überhaupt gar nicht, was jetzt aus eurer Heirat werden soll, Kinder. Ich weiß es beim besten Willen nicht.“

„Papa mußte doch sicher sein, uns die Kaution und einen Zuschuß zum Leben gewähren zu können, er hat oft genug in diesem Sinne zu mir gesprochen, denn ich habe ihm niemals aus meinen pekuniären Verhältnissen ein Hehl gemacht.“

„Was sich mein guter Mann überhaupt gedacht hat,

weiß ich nicht; niemals ist ein Wort über irgend eine Geldkalamität zu mir über seine Lippen gekommen."

„Vielleicht findet sich noch irgend ein Depot, Mama!"

„Ich bin ganz verzweifelt," stöhnte die Rätin händeringend, „wirklich ganz verzweifelt! Es war ein schreiendes Unrecht, uns in solchen Verhältnissen zurückzulassen, den Vorwurf kann ich dem Toten nicht ersparen, obgleich mir der Lebende ein guter Mann gewesen ist. Aber können Sie es sich denken, Axel, daß mir mein Schwager vorschlug, Chambre garnie zu vermieten? Mir!" — Tiefste Entrüstung klang aus ihrem Ton, und ihre Augen hingen dabei an den Mienen ihres Schwiegersohnes.

„Um keinen Preis, Mama!"

In sein hübsches, vornehmes Gesicht war eine Glutwelle geschlagen, der Aristokrat in ihm lehnte sich auf gegen die Zumutung, ihm nahestehende Personen aus dem Kreise herausfallen zu sehen, der ihnen bisher gebührt hatte. Er sah darin nicht das vernünftige Sichfügen in Unabwendbares, nur die Demütigungen, die es mit sich brachte.

„Es freut mich wirklich, daß wir völlig einig sind," sagte Frau von Lindeck mit Würde und reichte ihrem Schwiegersohn die Hand. „Ich habe auch des guten Klaus Vorschlag sofort abgewiesen wie es sich gehörte."

Zum erstenmal nahm Dorothee das Wort.

„Warum findet ihr es erniedrigend, sich dazu zu verstehen, Mama? Axel? — Leicht mag es ja nicht sein, und viel Arbeit wird es geben, allein da wir doch nun einmal darauf angewiesen sind, selbst für uns zu sorgen, sollten wir Onkel Klaus' Meinung wenigstens in Erwägung ziehen. Es hätte immerhin den Vorteil, daß du, Mama, in deiner alten Umgebung bleiben könntest."

„Ich weiß nicht wie du sprichst, Dolly," sagte die Rätin ernstlich erzürnt. „Willst du vielleicht fremde Leute bedienen, nicht mehr Herr in deinen vier Wänden sein, und jedem Besucher durch eine Sammlung von Visitenkarten an der Tür anzeigen, daß hier die Armut eingezogen ist? Das verstehst du eben nicht, Dolly!"

„Nein, mein Herz, deine Mutter hat recht, das verstehst du nicht," sagte auch ihr Bräutigam, dem es kalt durch die Adern rann bei dem Gedanken, daß seine schöne, junge Braut vielleicht Zudringlichkeiten und Widerwärtigkeiten ausgesetzt werden sollte, von denen sie noch keine Ahnung hatte.

Dora schwieg; aber sie war nicht überzeugt. Zweifellos konnten sie so nicht weiterleben, es mußte irgend etwas geschehen, und ihr schien das eine so gut und so recht wie das andere. Seitdem der dumpfe Druck sie ein wenig verlassen, war etwas Tatkräftiges in ihr erwacht, das sie zwang, die Dinge fest ins Auge zu fassen und auf Abhilfe zu sinnen. Sie begriff nicht, weshalb man sich die Sache nicht einmal überlegen wollte.

„Ich muß überhaupt gestehen," fuhr die Rätin nach einer Pause fort, „daß ich von meinem Schwager nicht sehr entzückt bin. Konnte er mir nicht wenigstens für den Sommer einen Erholungsaufenthalt in Niederstetten anbieten, da er doch sah wie elend mich dies alles macht. Aber kein Wort davon! Dolly ja, die wollte er haben, aber als Erzieherin ohne Gehalt bei seinen Kindern. Das hat er gleich betont; die konnte ihm ja ihre Anwesenheit damit bezahlen, aber zu mir kein Wort."

„Bist du nicht mit Tante Mathilde böse?" warf Dora ein, die von diesem Zerwürfnis in guten Tagen oft genug gehört hatte.

„Das wohl; sie ist eigentlich eine ganz merkwürdige Person, deren Ansichten und Gewohnheiten mich stets abstießen. Aber bei solchen Schicksalsschlägen muß doch die Familie zusammenhalten. Vielleicht wäre ich gar nicht gegangen; man hätte aber dann doch den guten Willen gesehen."

„Onkel läßt Hans doch weiter studieren, dazu hat er sich gleich bereit erklärt."

„Das ist wohl das mindeste, was er tun konnte! Ich wette übrigens, daß ihm der arme Junge das später noch einmal zurückzahlen muß. Im Grunde seines Herzens ist

der Onkel ein alter Geizhals, der jedes scheinbare Opfer vorher genau berechnet. Hat er etwa mir oder Frank etwas angeboten? Du bist wirklich zu leichtgläubig, Dolly!"

Sie strich sich nervös über den welligen Scheitel.

„Dein Onkel scheint unsere Heirat gar nicht in Betracht gezogen zu haben?" fragte Axel seine Braut. „Er weiß doch von unserem Verlöbnis."

„Er zog es wenig in Betracht, ja, machte noch bissige Bemerkungen darüber," erwiderte die Mutter statt ihrer. „Lieber Axel, mit der Armut beginnen auch Demütigungen."

Er biß sich auf die Lippen.

„Es ist ja wahr, eure Aussichten sind schlecht," fuhr sie kopfschüttelnd fort. „Gott weiß, wie noch alles werden wird!" —

„Ich lasse dich nicht, Dolly! Nie und nimmer," flüsterte der Offizier seiner Braut zu, indem er sie fest, fest in seine Arme schloß. „Laß sich nur erst alles etwas klären, dann findet sich schon Rat. Sag mir, daß du mir treu bleibst."

„Immer, Axel — immer!" Tränen rannen schon wieder über das blasse Gesicht, das sich hingebend an seine Schulter schmiegte — dann plötzlich hob sie den Kopf: „Bitte, rede Mama nicht mehr ab, es scheint mir so notwendig, daß wir bald einen festen Plan fassen."

„Denkst du an das Vermieten? Nein, Dolly, das leide ich nicht." Er preßte sie heftig an sich, bis zum Schmerzgefühl. „Entbehrt im stillen, wenn es sein muß, aber haltet nach außen den Kopf hoch, das seid ihr eurem, meinem Wappenschild schuldig."

„Würde ehrliche Arbeit unser Wappenschild beschmutzen?" fragte Dora. „Ich fürchte, es bleibt uns nichts anderes übrig, Axel."

Sie standen im Vorzimmer, um Abschied zu nehmen; diese wenigen Minuten des Alleinseins pflegte die Rätin den Verlobten stets großmütig zu gewähren. Das Mondlicht floß hell durch das unverhängte Fenster und zeigte ihnen ihre Gesichter in vollster Klarheit. Dora erschrak über den Ausdruck in demjenigen ihres Bräutigams.

„Mein Liebling,“ sagte er heftig, „‚Arbeit adelt‘ ist ein sehr schön klingendes Sprichwort; in Wahrheit liegt die Sache aber doch etwas anders. In unseren Kreisen heißt es eher: ‚Arbeit schändet‘! Ein adeliger Mann mit einem Firmenschild vor der Tür hat sich jedes Standesvorteils begeben. Seine Kaste hat er mit offenen Augen verlassen, in derjenigen, zu der er freiwillig herabgestiegen, wird er niemals heimisch werden. In der ersten betrachtet man ihn mit einer gewissen Dosis Verachtung, in der anderen mit Mißtrauen, und keine Erfolge werden das völlig ausgleichen. — Sag ehrlich, hättest du mich wohl genommen, wenn ich zum Beispiel eine Schuhfabrik betrieben hätte?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie, das Haupt senkend, ganz erschrocken, denn blitzschnell stellte sich ihrem Geiste dar, daß sie doch wohl aus Furcht vor ihrer Gesellschaft gezögert haben würde, unter solchen Umständen seine Hand anzunehmen.

„Wir sind zu sehr Sklaven des Hergebrachten,“ fuhr er erregter fort, und es ist besser, im stillen zu tragen, zu verzichten, aber zu bleiben, was man ist, als mit uns selbst zu brechen. Teure Dolly, wie oft habe ich darüber nachgedacht und das Für und Wider erwogen, ehe ich meine Schwester Jella in das Haus meines Vetters Seefeld brachte. Das eiserne Muß hat uns eben alle in seinen Banden. Und nun gar eine ‚arbeitende‘ Frau unseres Standes widerstrebt meinem Gefühl aufs empfindlichste. Der Zauber der Weiblichkeit, der Duft des Unberührten ist damit ein für allemal von ihr abgestreift, denn die Welt zeigt sich ihr nackt und bloß in der häßlichsten Beleuchtung und fordert sie zum Kampf heraus. Mein Lieb, ich ertrüge es nicht, dich so kämpfen zu sehen. Versprich mir, daß du jeden Gedanken daran aufgibst!“

Sie versprach es; aber mutloser und erschütterter als er ahnte. Den ganzen Abend hatte sie das Bewußtsein ihrer jungen, unverbrauchten Kraft gehabt, und das hatte sie getröstet; die sollte aber nun brach liegen bleiben — um den Schein zu wahren!

Axel mochte ja in allen Dingen recht haben, aber daß es so sein konnte in einer Welt, in der man doch durch nichts vor einem Schicksalsschlage, wie er sie heute betroffen, sicher war, das bedrückte sie so sehr.

Sie tat die Nacht kein Auge zu, immerfort mußte sie denken und grübeln, ohne einen Ausweg zu finden. Mein Gott, Axel ahnte am Ende doch nicht ganz, wie schlimm es um ihre Familie stand. Weder die Mutter noch sie hatten ihm ausführlich genug davon gesprochen, sie mußte das morgen nachholen.

Aber was er erfahren, genügte Treuberg vollkommen. Nirgends sah er die Möglichkeit einer Vereinigung mit der Geliebten! Es sei denn, sie warteten endlose, lange Jahre bis zum Hauptmann erster Klasse; und er war eben erst Oberleutnant geworden. Hatten sie dann endlich geheiratet, begann das Sorgen um jeden Groschen von neuem, jede Lebensfreudigkeit, jede genußfrohe Stunde im Keime erstickend.

Freilich, er liebte Dolly und sie ihn; die Jahre mochten das rege Verlangen nach einem endlichen Aufatmen abschwächen, man gewöhnt sich schließlich auch an Entbehrungen. Aber der nagende Wurm, daß er seiner Braut keinen sicheren Hafen zu bieten vermochte, in den sie sich hineinflüchten konnte, verließ ihn fortan nicht.

Er konnte ohne Bitterkeit jetzt nicht mehr an die Jahre zurückdenken, die hinter ihm lagen, und der Mut, mit dem er bisher das Martyrium eines ewig still und unbemerkt Darbenden trug, wankte bedenklich. Waren es nicht verlorene Jahre, wenn sie ihm nicht einmal die Möglichkeit einbrachten, sein armseliges Dasein mit einem anderen Geschöpf zu teilen, gleichviel, wer es war? Seiner Schwester hatte er gegenübergestanden, ohne ihr helfen zu können, bei seiner Braut ging es ihm ebenso. Er hatte längst verlernt, die Macht des Geldes zu unterschätzen, aber seine Stellung, die Tradition seiner Familie, das Ideal, das er sich als Halt in sein Leben gepflanzt, hatten ihn doch mit einem gewissen Stoizismus umgeben, der ihm die Vorzüge seiner Stellung

vergrößerte, die Nachteile verkleinerte. Nicht um die Welt hätte er bis jetzt mit irgend einem brillantenstrotzenden Bankier getauscht, auf den er eher mit einem Gefühl des Hochmuts herabsah, er, der preußische Offizier von altem Adel. Aber die letzten Ereignisse schnitten ihm doch tief ins Mark, dagegen half kein Standesbewußtsein, kein starres Festhalten an dem, was ihm bisher die höchsten Güter des Lebens gewesen. Und je inniger er Dora liebte, desto schmerzlicher fühlte er seine Ohnmacht. Ihm schien, als ob diese Liebe unter dem Druck der Verhältnisse noch tiefer, heißer geworden wäre. An alles durfte er denken, nur nicht daran, seine Dora aufzugeben.

Er mußte stehen bleiben, als ihm urplötzlich dieser Gedanke mit seiner ganzen Schwere kam; die Häuser der Leipzigerstraße schienen sich auf ihn zu werfen und ihn zu erdrücken; den Paletot aufreißend, bot er die Brust dem feucht-milden Februarwind, ohne daß ihm der die Last von der Seele nahm.

In einem bejammernswerten Zustande kam er zu Hause an und verbrachte die Nacht mit fruchtlosem Grübeln.

III.

„Dieses Leben bringt mich noch um!" murmelte Jella von Treuberg zwischen den fest zusammengebissenen Zähnen hervor.

In den schönen, blauen Augen funkelten zornige Tränen, und mit nervöser Hast wühlte sie in dem obersten Schubfach ihrer Kommode, alles kreuz und quer durcheinanderwerfend, wie es gerade kam. Es gewährte ihr einen gewissen ingrimmigen Genuß, sich vorzustellen, was ihre Cousine, Frau von Seefeld, wieder sagen würde, wenn sie ihr in diesem Augenblick über die Schulter sehen könnte.

Endlich hatte sie gefunden, was sie suchte, ein Paar zusammengehörende, schwarze, etwas defekte, schon weißlich schimmernde Handschuhe, setzte sich dann den Hut mit gän-

licher Nichtachtung des Spiegels auf den Kopf und stürmte zur Türe hinaus.

Sie hatte in diesem Augenblick an Wichtigeres zu denken, als an ihr Äußeres. Tränen, die sich mit Gewalt ihren Weg bahnen wollten, mußten zurückgedrängt werden, und dabei wiederholte sie sich in Gedanken fortwährend:

„Ich kann es nicht länger ertragen; dieses Leben bringt mich um.“

Den langen Korridor vermeidend, auf dem eine unliebsame Begegnung leicht möglich war, schlüpfte Jella durch die Küche über Hintertreppe und Hof hinaus auf die Straße. Ihre maßlose Erregung drängte nach irgend einer körperlichen Betätigung, weinen, laufen, ausklagen, worin achtzehnjährige Mädchen ihren Trost zu finden pflegen.

Zum Weinen war sie zu stolz gewesen. Außerdem schloß das ja auch nur einen Triumph für Sidonie Seefeld in sich. Aber daß sie fortgelaufen, um diese Zeit, in der man sie bei den Kindern brauchte, wo es kaum zwei Stunden bis zur Tischzeit war, gewährte ihr eine Art befriedigter Rache. Allmählich legten sich die hochgehenden Wogen ihres Empfindens; der wundervolle Frühlingstag, der sie umfing, die heiter aussehenden Menschen, die ihr begegneten oder den gleichen Weg mit ihr hatten, kamen ihr zum Bewußtsein. Vor einem spiegelnden Schaufenster stehen bleibend, sah sie, ob ihr Hut auch gerade saß, schloß den letzten Knopf ihrer Handschuhe und begann nachzudenken.

Wo wollte sie eigentlich hin? Zu ihrem Bruder? Axel war vielleicht noch im Dienst oder mit seinen Kameraden beim Frühstück, auch kannte sie seine ermahnenden Antworten schon bis zum Überdruß, es waren immer dieselben. Wie gut es doch so ein Mann hatte! Ihm würde niemand predigen: ‚Füge dich! Füge dich!‘ — Der hatte gar keine Ahnung von den täglichen und stündlichen kleinen Quälereien und Nörgeleien, mit denen so einem armen, unselbständigen Ding das Leben verbittert wurde. Wenn er nur acht Tage an ihrer Stelle sein müßte unter Sidoniens Fuchtel, dann würde das ungeduldige: ‚Füge dich‘, das er immer für sie

bereit hatte, wohl aus einer anderen Tonart lauten. Sie mußte lachen, wenn sie sich ihren Bruder vorstellte die Kinder beaufsichtigend und Sidoniens Abkanzelungen anhörend; aber gleich darauf wurde sie wieder ernst. — Sie hatten beide kein Glück, auch Axel nicht. Arme Leute haben überhaupt kein Glück. Warum die nicht gleich totgeschlagen werden, wenn sie auf die Welt kommen! — Was war das damals für ein Jubel gewesen bei seiner Verlobung mit Dorothee von Lindeck, und nun . . . Jella seufzte schwer. — Endlich hatte sie einen Ausweg gesehen, ihrer jetzigen unerträglichen Existenz zu entschlüpfen. Das große Heim des Bruders hätte wohl einen standesgemäßen Raum für die Schwester gehabt, die aus Rücksicht auf ihren alten Namen nichts anderes tun durfte, als im Schoße der ihrigen abzuwarten, ob sich ihr eine passende Partie bieten würde.

Die Hochzeit des Bruders lag in weitem Felde, und ihr blieb nur ein Ausharren in den jetzigen Verhältnissen übrig, die ihr unerträglich vorkamen, obgleich sie sich selbst sagte, daß ihr auf Erden momentan keine andere Zufluchtsstätte blieb, als in der Familie dieses viel älteren Vetters.

„Ich werde zu Dor gehen,“ dachte sie nach kurzem Überlegen. „Sie wird mir raten.“

So schlenderte sie die Potsdamerstraße entlang, langsam, denn die warme, weiche Frühlingsluft umschmeichelte sie angenehm, die bewundernden Blicke der Vorübergehenden, die ausnahmslos nach dem bildschönen Mädchen sahen, taten ihr wohl und hoben wieder etwas ihr Selbstgefühl. Sie war sich ihrer äußeren Vorzüge zwar bewußt, aber nicht in dem Maße, wie es hätte sein dürfen; ihr ungestümes, maßloses Temperament ließ die persönliche Eitelkeit nicht allzu üppig emporschießen, und Sidonie von Seefeld tat nach besten Kräften das Ihrige dazu. Für Jella galt Reichtum und Unabhängigkeit weit mehr als Schönheit, und ohne Zaudern würde sie in einen Tausch gewilligt haben. Ihr dünkte jede Fessel unerträglich, und ihr ganzes Dasein war doch nur ein fortgesetzter Kampf gegen tausend widerwärtige Fesseln oder Zwangslagen. Der Wunsch, sich auszuleben, beherrschte sie

halb unbewußt bis zur fixen Idee, gerade, weil er ihr versagt war. Als absolut armes Mädchen gab es für sie nur zwei Wege: entweder Dienstbarkeit unter fremden Leuten für bares Geld — und dagegen sträubte sich ihr Stolz, ihre Familientradition und ihr Bruder — oder ein Unterschlupf bei Verwandten, der zwar nicht den Namen Dienstbarkeit trug, in Wahrheit aber noch viel schlimmer war, viel schärfere Demütigungen in sich schloß. Eine Heirat schließlich!

Aber wer heiratet denn heutzutage ein armes, anspruchsvolles Mädchen! Jella war zu sehr vertraut mit den Anforderungen ihres Standes, um sich das nicht selbst zu sagen. Und wer hatte auch das Geld dazu? — Der kleine Mansfeld, ein Kamerad ihres Bruders, der ihr so gut gefallen, sicher nicht — wohl aber Herr Lindemann . . . So oft sie an Heiraten dachte, drängte sich immer die kompakte Gestalt, das starke, rote Gesicht des pommerschen Gutsbesitzers vor ihr inneres Auge, und jedesmal seufzte sie dabei.

Er war so gar nicht das, was man sich in jungen Jahren als Ideal erträumt, so gar nicht das, was einem achtzehnjährigen Mädchen imponiert, aber — er war reich — und schließlich — er machte ihr in seiner Weise den Hof.

Anfangs hatte es sie geniert. Die anderen Mädchen kicherten und neckten sie mit ihrem Anbeter, — eine gute Figur machte er jedenfalls nicht — dann aber hatte sie auf einmal die neidischen Blicke der Mütter bemerkt und, daß das Necken eigentlich nichts anderes war als versteckte Eifersucht. Da schwoll ihr der Kamm. Sogar Sidonie schien nicht recht zu wissen, ob sie ihre Cousine beneiden oder quälen sollte für die Aufmerksamkeiten, die ihr Herr Lindemann erwies; und seitdem biß Jella die Zähne zusammen und seufzte nicht mehr.

Aber der Winter ging vorüber, die kargen Vergnügungen, die er ihr gebracht, und die sie immer in demselben Kleide mitmachen mußte, während ihre Freundinnen in strahlenden Toiletten erschienen, ebenfalls, und Herr Lindemann hatte gewiß längst seine Abreise festgesetzt — ohne sich Jella zu erklären. Wieder biß sie die Zähne zusammen und

schwieg, aber das Leben im Hause ihres Vetters wurde ihr dafür von Tag zu Tag unerträglicher, denn Sidonie frohlockte jetzt augenscheinlich. —



„Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein!“ sagte da plötzlich jemand neben ihr.

Sie zuckte erschrocken zusammen und sah dann auf. Lindemann stand neben ihr.

„Habe ich Sie erschreckt?“ setzte er bedauernd, in seiner

breiten Mundart, die sie eigentlich nicht ausstehen konnte, hinzu. „Das bedaure ich sehr.“

„Ich glaube wohl,“ sagte Jella schnell, „denn ich war tief in Gedanken und habe Sie nicht gesehen.“

Nie war ihr das Gesicht ihres Anbeters weniger schön und verführerisch vorgekommen.

„Ich komme von Hause. Sie wissen doch, ich wohne Königin Augusta-Ufer. Haben Sie einen dringlichen Gang?“

„Zu Dora!“

„Fräulein von Lindeck kann wohl ein Viertelstündchen warten; machen wir einen kleinen Umweg,“ schlug er vor, und seine Augen hafteten voll so ehrlicher Bewunderung an ihr, daß Jella sich ganz gerührt fühlte. Dennoch sagte sie im Tone zögernden Vorwurfs: „Herr Lindemann —“

„Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht, sondern gehe voran,“ sagte er in dem gutmütigen Humor, der ihm eigen, indem er schon nach der Viktoriastraße abbog. „Was schadet denn dieser kleine Umweg, es ist wundervolles Wetter.“

Das war es ja allerdings, und in Jella erwachte der lebhafte Wunsch, den geraden Weg, der vor ihr lag, zu verlassen und einen andern einzuschlagen, der nicht so schnell zum Ziele führte. Auch durchzuckte sie ein Gedanke: wenn er jetzt sprach, jetzt, wo sie zum erstenmal allein waren! — Dann vor Sidonie treten, als Braut — frei — beneidet von allen . . . Sie blinzelte verstohlen zu ihrem Begleiter auf. Sein rotes, gutmütiges Gesicht schien ihr von ungewohnter Bewegung durchleuchtet.

„Ich folge Ihnen,“ sagte sie, sich zur Lustigkeit zwingend, denn eigentlich war das jetzt in ihr Herrschende ein gewaltiges Herzklopfen, „aber alle Schuld auf Ihr Haupt.“

Die Art und Weise wie sie sprach, hatte etwas Keckes, Herausforderndes. Mehr im Ton und Blick als in den Worten; Frau von Seefeld konnte das nicht scharf genug tadeln. Dennoch tat sie Jella unrecht, wenn sie es für bewußte Koketterie hielt; ihr Temperament verlangte nach irgend einer

Betätigung, und da sie sonst scharf im Zaum gehalten wurde, sprühte es aus Stimme und Augen.

Er blickte mit aufrichtigem Entzücken auf das reizende Geschöpf nieder.

„Die will ich gern tragen; glauben Sie wirklich, ich könnte Ihnen zu etwas Bösem raten?"

„Warum nicht?" fragte sie, diesmal aber mit überlegter Koketterie. Sie wollte, sie mußte ihn jetzt festhalten, vielleicht kam dieser Augenblick nie wieder. Sie vergaß, daß er ihr nicht gefiel, ihr nicht sympathisch war; nur der reiche Mann, der sie aus den Sklavenketten der ungern gewährten Wohltaten befreien sollte, stand vor ihr.

„Weil ich Sie dazu viel zu lieb habe," sagte er einfach.

Sie fuhr zurück und sah ihn an; ihre dunkelblauen, glänzenden Augen schossen Blitze, ihre Wangen röteten sich; nie hatte sie reizender ausgesehen. „Herr Lindemann!" stotterte sie fassungslos.

„Aber haben Sie denn das nicht schon lange gewußt?" fragte er ganz unschuldig, beugte sich herab und sah in ihr schönes Gesicht.

Sie zog die Stirne kraus, ihre Zähne nagten an der purpurnen, etwas aufgeworfenen Unterlippe. „Das pflegt man doch nur Damen zu sagen, die einem verwandt sind — oder —" sie stockte plötzlich; ihr kam zum Bewußtsein, was sie eigentlich hatte hervorsprudeln wollen, und daß solch Entgegenkommen eigentlich doch die Grenzen der Schicklichkeit verletzte.

„Oder . . .?" wiederholte er nachdenklich und blickte nur immer still auf sie nieder.

Aber Jella schwieg, sie schwieg hartnäckig bis sie den Tiergarten erreicht hatten, und Lindemann schwieg ebenfalls, wahrscheinlich, weil ihm die Gedanken nicht so hastig durch den Kopf schossen wie seiner jungen Begleiterin, und weil er sich der Schwere des kommenden Augenblicks voll bewußt war. Ein Mann von zweiundvierzig Jahren sieht eben einen Lebensentschluß anders an als ein Mädchen von achtzehn.

„Wie schön die Vögel singen," sagte Jella nach langer schwerer Pause mit scheinbarer Unbefangenheit, „aber ich liebe den Winter doch mehr."

„Warum denn?"

„Das Sonnenlicht ist so unbarmherzig hell," gestand sie seufzend und blickte an ihrem vertragenen Kleid vom billigsten schwarzen Kaschmir herunter.

Er ahnte ihre Gedanken nicht. „Wer so wenig das Licht zu scheuen hat wie Sie," meinte er wieder in seinem bewundernden Tone.

Sie zuckte die Achseln. „Das verstehen Sie wirklich nicht, Herr Lindemann."

„Natürlich denken Sie an ein hübsches Frühjahrskostüm."

„Denken! Was nützt mir das Denken," entgegnete sie hart.

„Sie haben den ganzen Winter so reizend ausgesehen."

„Natürlich; immer in demselben Kleide."

„Was tut das," tröstete er, denn er hatte nicht die leiseste Ahnung, wie tief diese Tatsache ein Mädchenherz berühren kann.

„Ach," sagte sie ärgerlich und stieß mit ihrem Sonnenschirm — auch ein altes, verschossenes Exemplar — dabei in den Kies des Weges. „Das begreift ein Mann vielleicht nicht, aber wir — wir wissen, was es heißt, immer und ewig die letzte zu sein, so — so ausrangiert, beinahe wie unsere Toilette, so — so armselig, so zurückgesetzt . . ."

„Aber Fräulein Jella, mir schien es immer, als wären Sie überall die Ballkönigin," unterbrach er sie in ehrlichem Erstaunen.

Sie lachte; ihre schönen Augen funkelten, die üppige kleine Gestalt bewegte sich wie eine zierliche Eidechse. „Eine sehr arme Königin dann," sagte sie zwischen Koketterie und Spott, „ach, ich wünschte, man nehme mir meinen Thron und setzte mich an eine goldene Schüssel. Ich fürchte, ich liebe das Gold ebenso sehr, als es sich mir versagt."

„Wer weiß," meinte er langsam, „was Ihnen noch vorbehalten ist? Vielleicht Erfüllung aller Wünsche!"

Sie seufzte tief. „Ich glaub's nicht! Ich habe einmal kein Glück! Oder halten Sie es etwa für ein Glück, bei Seefelds zu sein?" fragte sie herausfordernd.

Er sah recht betreten aus. „Gnädiges Fräulein, ich muß gestehen, der Herr Major ist mir immer ein sehr liebenswürdiger Bekannter gewesen —"

„Ach ja, Edgar, mit dem lebt es sich auch ganz vernünftig, aber, aber — o, ich habe solche Sehnsucht nach Glück!" Sie legte unbewußt die Hände ineinander, ihre Stimme hatte etwas so Flehendes, Inbrünstiges, daß es ihn durchschauerte.

„Fräulein Jella, erlauben Sie mir — ich suche schon lange die Gelegenheit, ein paar Worte ungestört mit Ihnen zu sprechen — wann kann das sein?"

Heiße Glut stieg ihr in das Gesicht. „Sind wir nicht allein?" schien ihr Blick zu fragen, obgleich ihre Lippen geschlossen blieben.

Sie standen auf dem Leipziger Platz dicht vor dem Eingang zur Jostyschen Konditorei, Wagen und Menschen kreuzten an ihnen vorüber, um sie herum, es war allerdings kein Ort, um eine Werbung auszusprechen, denn daß es die und nichts anderes war, las Jella deutlich genug in dem Gesicht ihres Anbeters. Eine tolle Erregung überkam sie. Wenn ihr das Glück also wirklich nur in Lindemanns Gestalt erschien, wollte sie es darum doch festhalten und sich zunutze machen. Ihr Egoismus war so kräftig wie ihre ganze Natur, und sie schämte sich desselben nicht im geringsten.

„In einer Viertelstunde kann ich von Dor zurück sein," sagte sie mit halberstickter Stimme als sie weitergingen.

Er wehrte hastig ab. „Nein, nein, heute geht es nicht. Rittmeister Pauly erwartet mich bei Josty, ich sah ihn schon sitzen. Aber morgen, Fräulein Jella, sagen Sie morgen."

Sie nickte.

„Um dieselbe Zeit — an der Potsdamer Brücke."

Sie blickte flüchtig zu ihm auf, ihr Gesicht glühte, ihr

Herz schlug wild und unbändig. „Ja," sagte sie trotzdem energisch.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen sehr." Er drückte die kleine Hand warm und fest, die in der seinen lag, und man sah ihm an, daß er erregt war.

„Auf Wiedersehen also."

Sie blickte ihm nicht nach als sie in das Haus schlüpfte. Sie wußte, er sah nicht besonders vorteilhaft auf der Straße aus, trotz seines Schneiders und Friseurs. Gut auszusehen ohne hervorragende Schönheit ist auch eine Gottesgabe, aber schließlich bei viel Geld und Gut zu entbehren, und sie wollte keine ätzende Kritik an dem Manne ausüben, der doch schließlich als Erlöser zu ihr kam.

In dem Hauseingang, von dem eine breite Marmortreppe mit rotem Läufer belegt zu den Wohnungen hinaufführte, blieb sie überlegend stehen. Es war ihr doch beklommen zumute, und sie fürchtete die Augen der Regierungsrätin, die vielleicht schärfer sahen als ihr in diesem Augenblick lieb war. Nur zu Dorothee, ihrer Freundin, zog es sie, vor der sie kein Geheimnis zu haben brauchte. Sie eilte über den Hof die Dienstbotentreppe hinauf und trat ein paar Sekunden später in das entzückende Mädchenheim, das der einzigen Tochter des Hauses von zärtlicher Elternliebe verschwenderisch eingerichtet worden war.

Augenscheinlich tief erschrocken sah sich Dora bei dem unerwarteten Eintritt um, aber mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßte sie die Freundin, während sie die feine Stickerei, an der sie arbeitete, zögernd in den Korb zurücklegte, ohne daß Jella von ihrer Beschäftigung Notiz nahm. Sie fiel ihr um den Hals und sagte dabei mit fliegendem Atem: „Dor, liebe Dor, du glaubst gar nicht, wie mir zumute ist!"

Dorothee lächelte ein wenig. Ihr zartes, blumenhaftes Gesicht mit dem starken blonden Haar und den wundervollen blauen Augen sah blaß und etwas ermüdet aus, noch schärfer hervorgehoben durch das Trauerkleid, das ihre hohe, schlanke Gestalt schlicht umhüllte. „Du hast dich wieder mit Sidonie

gezankt," sagte sie mit der Selbstverständlichkeit etwas oft Gehörten.

„Ja! Darum ging ich anfangs her. Weißt du, dies Leben bringt mich wahrhaftig noch um! — Aber dann begegnete mir Herr Lindemann und brachte mich bis vor euer Haus."

„Ach, der dicke Lindemann! Dein Anbeter war er ja während des ganzen Winters. Hat er sich dir empfohlen? Er wollte ja fort!"

„Nein, er hat mich zu morgen um ein Rendezvous gebeten."

„Aber Jella!" — Dora ließ die wieder vorgenommene Arbeit sinken und sah sehr erstaunt aus. „Wie kann er denn das wagen! Hast du ihm irgend welche Veranlassung dazu gegeben?"

„Du fängst ja gerade wie Sidonie an," rief Jella empört. „Ich! Immer ich die Veranlassung . . ."

„Liebes Herz, nimm's nicht übel. Du bist manchmal schrecklich leichtsinnig, ohne daß du dir etwas dabei denkst."

Jella warf den Kopf auf. „Hat sich Axel etwa auch erst der Gegenwart deiner Mutter oder sonstiger Familienmitglieder versichert, als er um dich anhielt?"

„Willst du damit sagen, daß Lindemann etwa dieselben Absichten hat?" fragte Dora hoch aufhorchend und so interessiert, daß sie die Arbeit wieder fortlegte.

„Ich bin ganz fest davon überzeugt. Und — ach Gott, Dor, für ein blutarmes Mädchen wie ich, ist es schließlich doch der größte Glückszufall, wenn sich ein reicher Mann findet. Ob er uns gefällt oder nicht, danach haben wir nicht zu fragen."

„O Jella, es ist ein wichtiger Schritt," sagte ihre zukünftige Schwägerin, kaum weniger erregt. „Du hast Lindemann doch immer nur komisch gefunden."

„Sobald er mich heiraten will, habe ich ihm dankbar zu sein," beharrte Jella und zupfte nervös an ihren Handschuhen. „Ich werde es auch sein, denn die Verhältnisse, in denen ich jetzt lebe, sind geradezu unerträglich, Dor. An

irgend wem muß Sidonie ihre üble Laune auslassen, und da Edgar dreiviertel des Tages fort ist, die Kinder heulen und die Köchin kündigen würde, bin ich der Packesel für die ganze Familie. Eine arme Verwandte, die so um Gottes willen im Hause ist, darf ja nicht mucken. Aus Sidonies alten Kleidern wird meine Toilette hergestellt, ihre Handschuhe muß ich auftragen, obgleich sie mir nicht passen, und die zehn Mark die mir Bruder Axel von seinem Leutnantsgehalt monatlich gibt, muß ich genau verrechnen. Du weißt eben nicht, was es heißt, über keinen Pfennig Herr sein! Und nun kommt ein reicher Bewerber! Soll ich da etwa ‚nein' sagen? Freilich gefällt er mir nicht sonderlich, aber das ändert an der Sache nichts." Sie hob die Hand mit dem geschmähten Handschuh und betrachtete mit kritischen Blicken die weißlich schimmernde Fläche.

„Da sieh einmal, das ist alles noch viel zu gut für mich." Ihr Ton klang hart und spöttisch.

Dora sah sie nachdenklich an.

„Ich fürchte, du bist in allem sehr schroff, Jella. Frau von Seefeld mag nicht immer sehr liebenswürdig gegen dich sein, wer wäre das wohl stets im täglichen Verkehr! Aber sie hat dich als nächste Verwandte ihres Mannes in ihr Haus aufgenommen; denn unter fremden Leuten hättest du es sicher noch viel schwerer."

„Eine Baronesse Treuberg unter fremden Leuten!?" rief Jella aufschnellend. „Wohl am Ende als Kindergärtnerin oder Jungfer! Nein, liebes Herz, das ist wohl ein Ding der Unmöglichkeit."

„Aber wenn du so denkst, müßtest du Seefelds doppelt dankbar sein."

Jella stampfte mit dem Fuß. „Ich kann aber nicht, Dor, ich kann es beim besten Willen nicht! Du weißt nicht, was ich ertragen muß. Und weshalb? Wofür? Ich habe es mich oft mit wahrer Verzweiflung gefragt. — Wir, die wir mit einem vornehmen Namen auf die Welt kommen, müßten auch gleichzeitig die Mittel haben, standesgemäß zu leben. Arbeiten können wir doch nun einmal nicht, ohne

uns herabzuwürdigen, was bleibt uns also übrig als die erste reiche Heirat. Glaube mir —“ sie seufzte tief und schmerzlich auf — „ich halte es für keinen besonderen Genuß, mich nachher ‚Frau Lindemann‘ nennen zu müssen, ich finde den Namen einfach scheußlich.“

Dora war auch aufgestanden, hatte den Arm um die Freundin geschlungen und ging mit ihr erregt im Zimmer auf und ab. Der dicke Teppich dämpfte jeden Laut. „Ich wünschte so dringend, Axel und ich könnten heiraten und dir dann unser Haus öffnen, du bist noch so sehr jung, Jella.“

„Aber ihr habt vorläufig doch noch gar keine Aussicht dazu,“ seufzte die kleine Baroneß. „Sonst — o, sonst dächte ich nicht an Lindemann. Du wärst aber auch sicher anders wie Sidonie, Dor, schöbest mich nicht immer in den Hintergrund, sähest nicht in allem unerlaubte Koketterie, kurz, machtest es dir nicht zur Lebensaufgabe, mich zu quälen. Unter den jetzigen Verhältnissen bleibt mir aber nichts anderes übrig als Frau Lindemann zu werden.“

„Arme Jella,“ seufzte Dora bekümmert. Auch sie wußte keinen andern Ausweg, wenn sie die Zukunft des jungen, bildhübschen Mädchens bedachte und in Betracht zog, daß sie sich im Hause ihres Vetters von Jahr zu Jahr unglücklicher fühlen würde, je mehr ihre Eigenart zutage trat. In vielen Dingen stand sie zwar nicht auf Jellas Seite; sie fand sie manchmal schroff, eigensinnig und undankbar, aber sie blieb doch immer gerecht genug, sich über die Dinge kein maßgebendes Urteil zu erlauben, obgleich ihr Bräutigam stets auf seiten der Cousine gegen die Schwester stand.

„Aus Bequemlichkeit,“ wie Jella grimmig behauptete „und angeborener Ungerechtigkeit“. —

Jetzt legte sie in ihrer impulsiven, rasch auflodernden Leidenschaftlichkeit beide Arme um Doras Hals. „Nein, betrübe dich meinetwegen nicht, Dor, ich bin gar kein so gutes Geschöpf, daß du das nötig hättest, ich finde meinen Weg schon, glaub mir das! Und wenn ich bedenke, wie Sidonie sich ärgern und neidisch sein wird, trotz des Vergnügens, mich los zu werden, könnte ich vor Freude hell aufjubeln. Sie

gönnt mir ja den reichen Mann nicht. Ja, wäre es ein armer Lindemann, dann in Gottes Namen! Aber daß ich mich nun putzen kann, reisen, essen was mir Vergnügen macht, daß ich ein Schloß haben werde und Dienerschaft, das verwindet sie nicht. Jedes Jahr werde ich sogar nur die Kinder einladen — aber sie nicht — dadurch werde ich mich rächen. O Dor, ich bin glücklich — sehr glücklich!"

Wirklich sah sie so aus. Die blauen Augen funkelnd und blitzend, stürmisches, pochendes Leben in jedem Pulsschlag.

Dora schaute sie mißbilligend an. „Ich finde, du bist recht kleinlich, Jella!"

„Ja, das bin ich, Herzensdor! Ich habe solche Sehnsucht nach Freiheit, Selbständigkeit, überhaupt einen wahren Glückshunger! Du begreifst das nicht, du bist eben anders als ich. Besser — viel besser." Und sie fiel ihr um den Hals und küßte sie.

Eine Uhr schlug.

„Halb drei," sagte Dora erschrocken. „Selbst wenn du die Straßenbahn benutzest, kommst du zu spät zu Tisch."

Aber Jella zuckte die Achseln. „Mag Sidonie an ihrem Zorn ersticken, wenn sie die Kinder selbst bedienen muß. Die Sklaverei hat nun bald ein Ende."

„Um Gottes willen sprich nicht eher davon, als bis Lindemann bei deinem Vetter um deine Hand anhält," warnte Dora.

Jella lachte. „Nein, die Überraschung gönne ich ihnen unverkürzt."

Dann ging sie auf Dorothees Zureden, die Brust voll glänzender Träume und Hoffnungen, nach Hause. Ihr war es allerdings kein „Zuhause" in dem Sinn, wie sie es sich zu wünschen berechtigt glaubte. Keine Teilnahme, keine Nachsicht, keine Güte, die ihr da in irgend einer Form zuteil wurde, wenigstens nicht von seiten des berufneren Teils, der Frau. Sidonie von Seefelds scharfe Augen erspähten immer nur Tadelnswertes an der jungen Cousine ihres Mannes, die ja mit ihrem ungestümen Temperament weniger leicht zu leiten war als andere junge Mädchen ihres eng um-

friedeten Standes. Seitdem der Major eines Fußleidens wegen den Dienst quittiert hatte, war seine Frau ängstlich bemüht, jede Mehrausgabe im Haushalt zu beschränken, mehr als sie es nötig hatte, und sah daher in Fella immer nur das unnütze, die Lebensführung verteuernde Geschöpf, das eigentlich keine andere Pflicht haben durfte, als in ständiger Dankbarkeit zu ersterben. Daß sie ihr eine Bonne für die Kinder ersetzte, zog sie nicht weiter in Betracht, wohl aber jede, auch die kleinste Mehrausgabe, die sie für die Person der jungen Verwandten machen mußte.

Zu sehr, trotz alledem, in den Vorurteilen ihres Namens und Standes befangen, um Fella jemals klar zu machen, daß zu der von ihr so leidenschaftlich begehrten Freiheit und Selbständigkeit für ein armes Mädchen notwendigerweise Arbeit und ein Aufgeben ihrer ererbten Sonderstellung gehörte, erging sie sich nur in Nörgeleien und kleinen Bosheiten, die wohl dem jungen Mädchen den Aufenthalt in ihrem Hause verleiden konnten.

Der Major, gutmütig und phlegmatisch wie er war, haßte nichts so sehr, als zum Schiedsrichter aufgerufen zu werden und entzog sich dem meistens durch schleunige Flucht. Ganz tief in seinem Herzen hatte er eine kleine Schwäche für das junge, bildschöne Mädchen und suchte oft in harmlos guter Weise Fella mit irgend einer Kleinigkeit zu erfreuen, um so den Frieden desto eher wieder herzustellen.

Er war es auch jetzt, der unruhig auf seinem Stuhl hin und her rückte, verstohlene Blicke auf die Uhr im Eßzimmer warf und Fellas Unpünktlichkeit zu entschuldigen versuchte.

Endlich trat die schöne Sünderin ein, mit heißen, roten Wangen und blitzenden Augen, geradezu zum staunen hübsch in ihrem Echauffement. Der Major räusperte sich, aber auf einen bittenden Blick Fellas hin schwieg er. Sie setzte sich scheinbar seelenruhig auf ihren Platz, entfaltete die Serviette und faßte nach den Schüsseln, ohne ein Wort der Entschuldigung und Aufklärung, bis Sidonie in scharfem Ton sagte:

„Wer sich nicht zur Zeit zu Tische einfindet, hat das

Recht verwirkt, mit zu essen. Merke dir das in Zukunft, Jella."

Das junge Mädchen sprang so gewaltsam auf, daß der Stuhl weit zurück, Messer und Gabel auf den Boden flogen.

„Wenn das heißen soll, daß du wünschest, mich hungrig aufstehen zu sehen, hast du dein Ziel erreicht," sprudelte sie heraus.

„Ich wünsche vor allen Dingen, daß du dich benimmst, wie es dir



und unserm Stande zukommt. Traurig, daß du dies nie zu begreifen scheinst."

Die beiden Kinder, Tom und Maggy, saßen stumm und neugierig am Tisch, steckten die Finger in den Mund und sahen bald auf die geärgerte Mutter, bald auf die Tante; der Major faltete die Serviette zusammen.

Jella lachte höhnisch. „Ja schade!" sagte sie. „Aber am

Ende ist es besser für uns beide, ich entziehe dir meinen verhaßten Anblick und gehe ins Kinderzimmer."

Daß sie kein eigenes besaß, sondern mit den Kindern in einem Raum schlafen und wohnen mußte, war ihr größter Kummer.

Frau von Seefeld spielte nervös mit ihrer Gabel; sie vermied es, ihren Mann anzusehen, aber langsam stieg das Blut in ihr schmales, fahles Gesicht. „Abgesehen von deiner starken Ausdrucksweise, die manchmal im Zweifel läßt, wes Geistes Kind du bist, wünsche ich nicht, daß du, außer uns, auch den Dienstboten das Schauspiel deines ungebärdigen Temperaments gibst. Setze dich, Jella."

Die aber blieb hartnäckig stehen, preßte die Zähne in die Unterlippe und kämpfte augenscheinlich einen harten Kampf. Ihr Selbstbewußtsein war aufgestachelt und trieb sie zu offener Widersetzlichkeit.

„Setze dich, Jella," sagte auch der Major, aber ruhig und mit einem Anflug von Mitleid im Ton.

Wortlos gehorchte sie ihm; aber die Bissen quollen ihr im Munde, der Hals war wie zugeschnürt und die Hände zitterten. Stumm ging das Mahl zu Ende, stumm verließ Jella mit den Kindern das Eßzimmer.

„Liebe Siddy," sagte der Major, indem er sich in den Schaukelstuhl setzte und die Zeitung zur Hand nahm, „könntest du nicht ein wenig nachsichtiger gegen Jella sein?"

„Nein!" wehrte sie schroff.

„Warum nicht?"

„Weil sie der härtesten Hand, der strengsten Zucht bedarf. Nicht allein daß ihr Eigensinn in offene Widersetzlichkeit gegen mich ausartet und meine Autorität bei den Kindern und Dienstboten untergräbt, nimmt sie sich auch sonst Freiheiten heraus, die sich für ein Mädchen ihres Standes und Alters nicht gehören. Wo ist denn dies unbeaufsichtigte Herumlaufen in der Stadt erlaubt? Mir jedenfalls in meiner Mädchenzeit nicht, und es geht gegen mein Empfinden. Ich sage schon nichts, weil es ja *deine* Cousine ist, und

du mich der Parteilichkeit anklagen würdest; aber meine Tochter genießt einmal diese Freiheit nicht, das weiß ich."

Der Major lächelte vor sich hin. „Maggy ist erst sechs Jahr."

„Gleichviel," entgegnete sie scharf, „ich spreche dir nur meine Ansicht aus, die stets unverändert dieselbe bleiben wird. Für junge Mädchen können die Grenzen nicht eng genug gezogen werden. Axel ist übrigens darin viel vernünftiger als du, er stimmt vollkommen mit mir überein."

„So viel mir erinnerlich ist, habe ich dir auch nicht widersprochen."

„Im Herzen bist du stets auf Jellas Seite, das weiß ich; ihr hübsches Gesicht besticht dich, aber dies Gesicht im Verein mit ihrer Armut und ihrem Temperament kann ihr leicht zum Fluch werden. Ich sehe eben weiter wie du."

„Jella ist eine Treuberg," sagte der Major bestimmt, sogar etwas geärgert und faltete seine Zeitung auseinander. „Lassen wir übrigens das Thema ruhen, wir kommen da doch nicht zusammen."

Eine Stunde später, als sie die Majorin einen Besuch annehmen hörte, steckte Jella ihr dunkles Köpfchen ins Eßzimmer hinein, in dem der Major noch immer seine Zeitung las. „Hast du einen Augenblick Zeit übrig, Edgar?" fragte sie.

„Gern, Maus." Er legte die Zeitung weg. „Willst mir wohl dein Herz ausschütten, wo du heute vormittag so lange gewesen bist?"

„Ich war bei Dora, natürlich bei Dora." Sie kauerte sich auf ein niedriges Sesselchen und stützte den Kopf in die Hand. Die weißen Finger verschwanden fast ganz in dem schwarzbraunen Gelock. „Aber ich kann dieses Leben hier bei euch gar nicht mehr ertragen, ich fühle daß ich schlecht werde, alles bringt mich so auf. Du bist freilich gut gegen mich, Edgar, aber das nützt auch nicht viel, schlecht werde ich doch."

„Na, na," begütigte er ihren offenbaren Kummer.

„Ja siehst du — und darum darfst du mir nicht böse

sein, wenn ich fortzukommen suche, und dich nicht wundern ... bitte, versprich mir das."

Sie sah in diesem Augenblick ganz demütig und treuherzig aus, den Vetter Edgar hatte sie wirklich lieb.

„Mache keine Dummheiten, Maus," sagte er, ernstlich erschrocken, denn die Worte seiner Frau fielen ihm ein.

„Ach Gott, nein, ihr werdet es vielleicht alle sehr klug finden." Aber sie seufzte verstohlen.

„Was hast du im Sinn?" forschte er noch immer unruhig.

Ein Funkeln und Blitzen entzündete sich in ihren Augen, um ihre Lippen huschte ein Lächeln. „Lindemann," flüsterte sie verstohlen.

Der Major sprang trotz seiner Korpulenz in die Höhe. „Das wäre — Mädchen! — Kamst du etwa deshalb zu spät?"

Sie nickte. „Aber nichts sagen," bat sie, „ich habe ja auch stillgeschwiegen."

Trotzdem machte der Major abends beim Auskleiden zu seiner Frau eine Bemerkung, die nicht leicht falsch zu verstehen war, und Frau von Seefeld hatte wirklich infolgedessen eine ziemlich unruhige Nacht.



IV.

Lindemann hatte sich auf direktem Wege zu Josty begeben, nachdem er sich von Jella getrennt. Er befand sich wie in einem angenehmen Rausch, wenn er an das süße Gesicht mit den blitzenden Augen dachte und sich vorstellte, daß ihn dies nun in Wirklichkeit überallhin begleiten würde. Sie hatte ihm schon den ganzen Winter hindurch gefallen, wenn ihm auch der Gedanke an eine Heirat niemals so recht ernstlich gekommen oder wenigstens haften geblieben war. Er gehörte zu jenen zaudernden, überlegenden Naturen, die nicht leicht zu einem Entschluß zu kommen vermögen, und die, wenn sie ihn endlich gefaßt, doch ein mögliches Abspringen noch immer im Geist erwägen und als Erleichterung empfinden.

In diesem Augenblick dachte er zwar nicht daran, er war verliebt in Jella und sah seine Werbung um sie gleichzeitig als einen großen Dienst an, den er ihr erwies, da sie ihm ja aus ihren unerquicklichen Familienbeziehungen kein Hehl gemacht hatte. Außerdem war er trotz seiner breiten Mundart und seines massiven Körpers, nicht wenig eingenommen von sich und hätte niemals begriffen, daß eine Dame der

höchsten Kreise seine Hand nicht als etwas besonders Erstrebenswertes angesehen hätte. Weniger seines Reichtums als gerade seiner Persönlichkeit wegen.

Als er bei Josty eintrat, begrüßte ihn sein guter Freund, der Rittmeister Pauly, mit lächelndem Gesicht. „Damendienst geht vor Herrendienst," sagte er, auf die Normaluhr deutend, die allerdings eine halbe Stunde über die verabredete Zeit zeigte. „Sie sind entschuldigt, Lindemann."

„Da ich Baroneß Treuberg begleitete, setzte ich das auch voraus."

„Wann darf man denn gratulieren, Lindemann? Sie sehen mir aus, als ob Sie die reellsten Absichten der Welt hätten."

Der Gutsbesitzer zwirbelte an seinem kleinen roten Bärtchen; die Miene des andern machte ihn verlegen. „Woraus schließen Sie das, Pauly?"

„Nun, Grund genug hätten Sie doch gegeben, sollt ich meinen."

Der dritte am Tisch, der bis jetzt hinter seiner Zeitung vergraben gesessen und trotz der besten Freundschaft zwischen ihnen nur einen kurzen Gruß mit Lindemann gewechselt, kroch jetzt mit seinem spitzen, haarlosen Kopf hinter dem Blatt hervor. „Sehen Sie, Pauly," sagte er mit dünner, scharfer Stimme, „das ist auch so eine vertrackte Einrichtung unserer Gesellschaft. Macht man nur Miene, einem hübschen, jungen Mädchen Aufmerksamkeiten zu erweisen, gleich soll geheiratet werden! Wendet man sich an die jungen Frauen, ist man unmoralisch und riskiert eine Kugel zwischen die Rippen, was soll man da anders machen, als sich dem Skat- und dem Stammtisch zu ergeben."

„Heiraten — heiraten," antwortete der Rittmeister a. D., der selbst in glücklichster Ehe lebte. „Ich werde stets dafür sein. Sobald man die Hörner genügend abgelaufen hat, ist es am rationellsten und bekömmlichsten. Warum wollen Sie es nicht zugeben, Lindemann, daß Ihnen die kleine Treuberg riesig gefallen hat?"

„Hat sie auch, hat sie auch," bestätigte der Gutsbesitzer,

dem warm wurde. Er nahm das Taschentuch aus dem hellen Paletot und fuhr sich damit über die Stirn.

„Das Heiraten ist und bleibt trotzdem ein eigenes Ding," meinte Herr von Minden kopfschüttelnd, der sich am Sport beteiligte, für das Ballettkorps eine Schwäche hatte und möglichst angenehm seine Zinsen verzehrte.

„Ja, für Sie," bestätigte ihm Pauly gefällig, „aber Lindemann ist kein solcher Don Juan und braucht auch nicht auf Mitgift zu sehen."

„Lassen Sie mich doch aus!" rief Minden, der stets sehr eifrig wurde, sobald es sich ums Heiraten handelte. „Als ob das Leben auf dem Lande kein Geld kostete! Es ist außerdem ein alter Erfahrungssatz, daß arme Mädchen stets die prätentiösesten Frauen werden. — Übrigens ist ‚Freiheit' ein verdammt schönes Wort."

„Hm — ja —" machte Lindemann und sah nachdenklich in den braunen Saft seines „Doktors". „Aber Baroneß Treuberg ist wirklich das hübscheste Mädchen in Berlin, jung und frisch. Ein Mann könnte sie sich noch ziehen."

„Ich weiß nicht recht," antwortete Minden überlegen. „Ein ziemlich schnelles Züngelchen, und — nehmen Sie es mir nicht übel — ganz unverläßliche Augen."

„Unverläßliche Augen?" wiederholte Lindemann verdutzt, und Pauly fragte:

„Wie verstehen Sie das?"

„Aber schauen Sie da doch nur einmal hinein, meine Herren! Das ist ein Blitzen und Funkeln und Sprühen darin, daß man fast nicht wieder loskommt, wenn man erst ordentlich hineingeblickt hat. Der reinste Hexensabbat, sage ich Ihnen. Unbewußt auf den Fang dressiert. Das ist ja für einen Liebhaber sehr schön und verheißungsvoll, für einen Ehemann außerordentlich unbequem. Ich zum Beispiel würde neben solch einer Frau ganz um meine Ruhe kommen, und hätte ich einen Freund, ich riet ihm von solch einem Mädchen ab, so lange er mich nur fragte. Beschränkt und solid, das ist das einzige, was noch einigermaßen Gewähr für eine Ehe gibt."

„Ich denke doch, Sie irren gewaltig in bezug auf die kleine Treuberg. Meine Frau wenigstens hält ihr immer die Stange, und das will viel sagen. Etwas Koketterie mag ihr wohl im Blut liegen, aber auch ich habe meist das Gefühl, als hält sie sich mit ihrem aufsprudelnden Wesen nur für manchen Zwang schadlos, den man ihr sonst antun mag," begütigte Pauly.

„Kommen Sie mir ja nicht mit dem modernen Schlagwort ‚Individualität'! Eine Frau soll gar keine Eigenart besitzen, wenn sie heiraten will; ihre große Lebensaufgabe heißt: Unterordnung."

Lindemann nahm eine Zigarre aus seinem Etui und brannte sie an; das Gespräch regte ihn sichtlich auf, gerade weil er sich mit keinem Wort daran beteiligte.

„Sie sind sehr radikal, Minden," sagte der Rittmeister, dem offenbar daran gelegen war, Jella wieder in den Augen ihres Anbeters zu heben. „Ob die kleine Treuberg allerdings dieser Anforderung entspricht, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß ihr Lebensweg nicht sehr mit Rosen bestreut ist. Solch ein armes, vornehmes Mädchen ist eigentlich recht übel dran! Sich bei Verwandten herumzudrücken, ohne Heimat, ohne Freunde, fast bettelnd um jeden Genuß, der ihrer Jugend zusteht, selten liebevoll verteidigt bei den kleinen Anlässen, die jeder Mensch, mag er noch so tugendhaft sein, seinem lieben Nächsten gibt, um über ihn herzufallen, bleibt ihr nichts anderes übrig, als auf die Suche nach einem Manne zu gehen, bei dem schließlich alles nebensächlich sein muß, außer dem Geldpunkt."

„Erlauben Sie einmal —" begann Lindemann, aber er verschluckte den Nachsatz, indem er seinen Doktor wie prüfend an die Lippen hielt und langsam ausschlürfte. Er wollte hören — mehr hören. Das Unbehagen in ihm wuchs und wuchs.

„Da liegt der Hund begraben," ereiferte sich auch Herr von Minden. „Die Jagd auf einen Mann! Wer aber will denn ein den Fang wertvoll machendes Objekt sein? Ich

nicht. Und zudem sieht mir die kleine Treuberg nicht aus, als ob sie sehr bescheiden wäre."

„Lieber Gott, Minden, hat sie Sie einmal schlecht behandelt, daß Sie ihr so viel am Zeuge flicken?"

„Ich spreche doch nicht pro domo! Nur zu Nutz und Frommen meiner Nebenmenschen, zum Beispiel in diesem Augenblick zu meinem wahrscheinlich stark verliebten Freund und Nachbar Lindemann."

Pauly lachte. „Ihre Menschenfreundlichkeit danke Ihnen der Teufel! Ich gönnte dem hübschen Mädel wirklich eine gute Partie, nachdem der Bruder mit seiner Verlobung so in die Nesseln gegriffen hat. Alle Welt hielt den Oberregierungsrat Lindeck für glänzend fundiert, und nun stellt sich heraus, daß nichts da ist. Rein nichts. Dadurch verschließt sich der Schwester die natürliche Zufluchtsstätte, das Haus des Bruders, denn an heiraten können sie nun doch vorläufig nicht denken."

„Ja, die Sache ist traurig, der arme Kerl kann einem ehrlich leid tun; das wird ein Schrecken ohne Ende, wenn es nicht ein Ende mit Schrecken nimmt. Warum aber, wenn sich die kleine Treuberg nicht wohl bei Seefelds fühlt, macht sie nicht ein Ende und sucht sich irgend eine Stellung?"

„Liebster bester Minden," sagte Pauly, dem augenscheinlich dieses Gesprächsthema nicht neu war, „dasselbe habe ich mit meiner Frau wiederholt verhandelt. Aber da liegt der Fluch, gerade für ein Mädchen aus bevorzugtem Stande. Sobald sie arbeitet, gehört sie unter die Deklassierten. Da spricht dann kein Mensch mehr von der erhabenen Mission der Arbeit, und wie die Phrasen sonst noch alle heißen. Aus ihrem Kreise ist sie für immer herausgefallen ohne ihr Verschulden. Was man sie bis dahin hochzuhalten gelehrt, ihr mit der Muttermilch eingeimpft hat, ist nun das größte Hindernis für sie, eine Quelle fortgesetzter Demütigungen, fast möchte ich sagen — eine ideale Schuld, die sie nun tausendfach zu büßen hat. In meinen Augen gibt es nichts Bedauernswerteres als ein armes Mädchen aus unserem Stande, doppelt dann, wenn sie hübsch und lebenslustig ist wie Jella von Treuberg."

„Und Sie glauben, ein solches Mädchen würde sich mit einem bürgerlichen Manne in bürgerlichen Verhältnissen zufrieden fühlen? Notbehelf — weiter nichts."

„Ach Unsinn!" brummte Herr von Pauly ärgerlich. „Die ersehnte Selbständigkeit schafft Dankbarkeit, Dankbarkeit — Liebe. Aber nun, meine Herren, ist die Stunde meines Heimgangs gekommen, meine Frau erwartet mich zu Tisch. Wann reisen Sie denn, Lindemann? Sieht man Sie noch einmal?" Er war aufgestanden und streckte beiden die Hand hin.

„Sicher, sicher," beeilte sich der Gutsbesitzer zu sagen. „Vor Ende der Woche geht es noch nicht nach Hause."

„Na also, dann sage ich meiner Frau, daß wir Sie noch einmal bei uns erwarten dürfen. Auf Wiedersehen, meine Herren."

Er ging, und Minden sah ihm mit spöttischem Lippenzucken nach. „Ein Pantoffelheld comme il faut. Hatte er etwa Absichten auf Sie, Lindemann, für die kleine Treuberg?"

„Welche Idee!" sagte der dicke Pommer etwas gereizt und vertilgte den zweiten Doktor.

„Ich rate es Ihnen auch nicht. Mädchen dieser Art taugen nicht zum heiraten. Wenigstens nicht für alte Esel, wie wir ihr gegenüber sind," fügte er, seinen Schnurrbart wischend, hinzu. „Wo wollen Sie übrigens dinieren? Schließen Sie sich mir an, ich habe gehört, im Kaiserhof soll es neuerdings wieder ganz brillant sein. Nachher fahren wir entweder zu Kroll oder in die Ausstellung, wenn es nicht zu kühl wird. — Abgemacht?"

„Ich bin dabei!" Lindemann war diese Ableitung recht erwünscht, er scheute sich mit seinen Gedanken, die ihn arg zu peinigen anfingen, allein zu bleiben.

Hatte Minden wirklich recht? Konnte er für Jella nur ein Spekulationsobjekt sein? Diese Vorstellung kränkte seine Eigenliebe empfindlich, während Pauly sie ganz natürlich zu finden schien.

Er blieb in sich gekehrt und verstimmt, trotz des guten Diners und der Flasche schweren Rotweins, den ganzen Nachmittag und den Abend. Es war doch eigentlich eine be-

fluchte Geschichte, in die er sich da hineinbegeben hatte, wahrhaftig ohne es nötig zu haben. Jella schien eine Werbung gar nicht einmal vorausgesetzt zu haben. War er nun schon gebunden als Ehrenmann, oder noch frei?

Minden gehörte zum Glück zu den Leuten, denen an der Stimmung ihrer Nebenmenschen so wenig gelegen war, daß er weder Verstimmung noch gute Laune bei anderen empfand. Er rauchte seine Zigaretten, kritisierte das Publikum und nahm von Lindemanns Behagen so wenig Notiz, daß ihm dessen Schweigsamkeit gar nicht auffiel.

Einmal im Lauf des Abends kam der dicke Gutsbesitzer aber doch noch auf den Punkt zu sprechen, der ihm Appetit und Gemütsruhe raubte. „Sind Sie niemals in der unangenehmen Lage gewesen, Minden, mit Ihrem Gewissen und einer Sie nachträglich überfallenden besseren Überlegung in Kollision zu geraten, während all der Abenteuer, die Sie doch wahrscheinlich in Ihrem Leben gehabt haben?“ fragte er mit einer gewissen Unsicherheit in Ton und Blick. „Es gibt am Ende Dinge, die einen Ehrenmann binden sollten . . .“

Minden warf nachlässig seine Zigarette beiseite; er war ein wenig in Anspruch genommen durch die Beobachtung einer sehr eleganten, auffallend hübschen Dame. „Ja, lieber Lindemann, das ist dann solch eine Sache, wenn die Ehre mit ins Spiel kommt! — Aber davor habe mich stets gehütet, wie vor dem Feuer. Ein paar verliebte Worte, eine enragierte Courmacherei — die Überzeugung, daß ein Mädchen vielleicht über kurz oder lang einen feierlichen Antrag von mir erwartete auf diese harmlosen Dinge hin, hat allerdings meine Ehre nicht weiter berührt. Wir sind doch schließlich keine Mormonen. Ganz anders liegt es freilich, sobald die Sache einen ernsten Hintergrund hat.“

„Davon ist natürlich keine Rede!“

„Dann würde ich einem Freunde, einem guten Bekannten eindringlich sagen: besinnen Sie sich zweimal, ehe Sie Ihre Freiheit opfern. Schon der Apostel sagt: heiraten ist gut, nicht heiraten besser! Und ohne indiskret zu sein, lieber

Lindemann, wenn es sich um die kleine Treuberg handelt, so möchte ich meine Warnung noch verschärfen."

„Was aber, um des Himmels willen," rief nun doch fast empört der Gutsbesitzer aus, „hat Ihnen das arme Mädchen getan, daß Sie so gegen sie eingenommen sind? Ihr Ruf ist tadellos."

„Natürlich, lieber Freund, dank den Verhältnissen, in denen sie lebt. Für die Zukunft kann allerdings niemand bürgen — und bei den Augen . . . Na aber, daran denke ich nicht mal, nur an die Zugabe der Familie. Der Bruder mit der armen Braut — Seefelds, die nicht hervorragend begütert sind. Aber wenn es Ihnen recht ist, lassen wir das Gespräch fallen, ich möchte mich nicht gern in anderer Leute Angelegenheiten mischen." Damit warf er die Zigarette fort, entzündete eine neue und überließ Lindemann seinen Gedanken.

Trotz Herrn von Mindens Vorsicht war aber doch schon zu viel gesagt worden!

V.

Am nächsten Morgen war der Himmel bezogen, so daß man jeden Augenblick einen Regenguß erwarten konnte.

Sehr rot und atemlos kam Jella von Treuberg zur verabredeten Stunde an der Potsdamer Brücke an, wo ihr Anbeter bereits wartend mit einigen Prachtexemplaren von Marschall-Niel-Rosen in der Hand stand. Lindemann sah blaß und niedergeschlagen aus, seine Züge verrieten eine unruhige Nacht. Als er das junge Mädchen schnellen Schrittes ankommen sah, dachte er: „Sie hätte es nicht tun dürfen, sie ist wirklich leichtsinnig! Eine Aufforderung, in das Haus ihres Vetters zu kommen, wäre jedenfalls passender gewesen. Ebensogut wie ich könnte nun hier auch ein anderer sie erwarten."

Tief aufatmend stand sie vor ihm; etwas verschüchtert sah sie in das Gesicht ihres Anbeters, das heute anders aussah als gestern. „Ich habe mein Wort gehalten," sagte sie und machte in ihrer Verlegenheit absichtslos ausgiebigen Gebrauch von ihren schönen Augen.

Und wieder dachte Lindemann: „Minden hat recht, sie sind für ein junges Mädchen allzu herausfordernd, keine Gewähr für die Zukunft."

„Besten Dank, mein gnädiges Fräulein. Ich habe mir eigentlich schon Vorwürfe gemacht, Sie zu diesem Schritt verleitet zu haben."

Was war das? Jella starrte ihn ganz fassungslos an. Sie hatte erwartet, einen vor Sehnsucht vergehenden Liebenden zu finden, den sie mit ihrem Jawort in den Himmel hob; Lindemann indes schien sehr weit davon entfernt zu sein.

„Ich dachte, Sie hätten mir etwas Wichtiges mitzuteilen," sagte sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Selbstbeherrschung. —

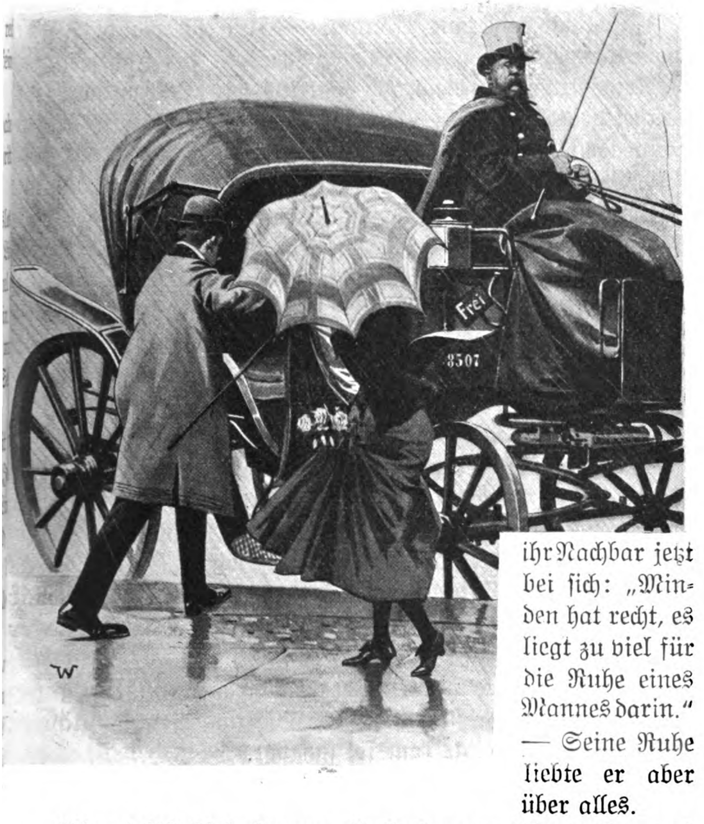
In diesem Augenblick prasselte ein Hagelschauer mit voller Kraft von dem sich schnell verdunkelnden Himmel. Jella, die nur ihr verschossenes Sonnenschirmchen besaß, und Lindemann, der in der Gemütsunruhe, in der er sich befand, an keinen Regenschirm gedacht hatte, waren schutzlos dem Unwetter preisgegeben. Glücklicherweise fuhr gerade eine leere Droschke vorüber.

„Schnell, schnell hier hinein," rief der Gutsbesitzer, und Jella folgte ihm halb besinnungslos, nur mit dem Bewußtsein beschäftigt, daß nicht alles so war wie es sein sollte. Ein furchtbares Angstgefühl schnürte ihr den Hals zu und ließ allmählich Hände und Wangen ganz kalt und blaß werden.

„Tiergarten!" hatte Lindemann gerufen, und fort rollte der halbaufgeschlagene Wagen, dessen Insassen schwiegen, während Regen und Schloßen einen wilden Tumult auf dem harten Leder vollführten. In der feuchten, schweren Luft stieg der Duft der Rosen fast aufdringlich in Jellas Nase und nahm ihr den Atem. Deutlich hörte sie Lindemann neben sich aufseufzen — schwer und beklommen. Da ertrug sie es

nicht länger! Ihr Gesichtchen war ganz blaß, als sie es ihm zuwandte und ihn mit großen Augen fragend ansah.

Diese wundervollen, schimmernden, sprühenden Sterne hatte man ihr zum Vorwurf gemacht — und in der Tat dachte



ihr Nachbar jetzt bei sich: „Minden hat recht, es liegt zu viel für die Ruhe eines Mannes darin." — Seine Ruhe liebte er aber über alles.

Aber selbst diese stumme Aufforderung öffnete ihm noch nicht den Mund. Es war auch so schwer, was er zu sagen hatte, und er kam sich selbst klein und erbärmlich vor; aber — die guten Freunde hatten doch nicht umsonst gewarnt.

„Nun?" sagte Jella endlich, all ihren Mut und Zorn zusammennehmend und ihre Furcht beherrschend. Ihre Stimme klang bedeckt, ihre Hände zitterten.

Lindemann trocknete sich den Schweiß von der Stirn. In solch einer verfluchten Situation war er noch nie in seinem Leben gewesen. „Ich wollte Abschied von Ihnen nehmen, gnädiges Fräulein," stotterte er endlich.

„Abschied?" wiederholte sie tonlos.

„Ich, ich reise am Montag. — Und ich wollte Ihnen sagen, daß ich Ihnen das Aller-, Allerbeste für Ihr ferneres Wohlergehen wünsche . . ." Er hatte sein Taschentuch zum Knäuel gedreht, wickelte es mechanisch auf und starrte in den strömenden Regen.

„Das ist nicht wahr!" sagte sie kurz und schroff. Nicht um ihr Leben hätte sie diese Worte zurückhalten können.

Er seufzte wieder. „Wenn ich gestern etwas anderes vorgehabt habe, so ist mir eine andere Überlegung gekommen," gestand er halblaut. „Sie, so jung, hübsch und lebenslustig, haben andere Ansprüche an das Leben, als einen Mann wie mich."

„Ich bin aber arm!" rief sie schnell und unbedacht, ganz ohne Ahnung, was ihre Worte eigentlich enthielten.

„Sehen Sie," entgegnete er, ihr zum ersten Male frei in das Gesicht sehend, „das will ich eben nicht, um äußerer Vorteile willen geheiratet werden, das gäbe kein Glück. Darum ist es für uns beide besser, wir — wir . . . Er wurde ganz konfuse, die funkelnden Augen sahen ihn so sonderbar an. „Seien Sie mir nicht böse, Fräulein Jella," setzte er kleinlaut hinzu.

Sie antwortete nicht. Der Schlag war zu heftig gewesen nach all den siegessicheren Hoffnungen und Plänen, grenzenlos gedemütigt kam sie sich vor.

„Ich habe heute in den Spiegel gesehen und bemerkt, daß ich ein alter Knabe bin; die Folge ist ein Abwägen und Vergleichen, in dem der Verstand zu seinem Rechte kommt. Darum spreche ich die Werbung nicht aus, die ich gestern geplant hatte. Ich habe Sie sehr lieb, Fräulein Jella und wünsche Ihnen alles Gute. Übers Jahr, wenn wir uns wiedersehen, danken Sie mir vielleicht meine heutige Zurückhaltung."

Sie konnte nicht sprechen, nicht um die Welt! Vetter Edgar, Sidonie, Dora führten einen tollen Tanz vor ihr auf. Wie stand sie nun vor ihnen da? — Verschmäht, verlassen! Mit einer heftigen Bewegung schleuderte sie die Marschall-Niel-Rosen auf den schmutzigen Weg, sie brannten in ihrer Hand.

„Lassen Sie mich aussteigen,“ sagte sie kaum verständlich, aber in herrischem Ton. Sie meinte, das gleichmäßige Fortrollen des Wagens müsse sie ersticken. Und nun kam ihr auch zum Bewußtsein, daß sie mit diesem Rendezvous, dieser Spazierfahrt etwas getan, das niemand billigen würde. Es war ja ein fremder Mann, neben dem sie saß, nicht ihr Bräutigam, wie sie gedacht.

Lindemann befahl zu wenden. Ihm war selber nicht ganz wohl zumute. Schweigend näherten sie sich der Stadt.

„Seien Sie mir doch nicht böse, Fräulein Jella!“ bat er eindringlich.

Wie furchtbar hochmütig und dabei doch zornig ihn dies junge Gesicht anblickte.

„Böse,“ wiederholte sie wegwerfend, „böse, weil Sie mich nicht heiraten wollen, Herr Lindemann? Ich weiß wenigstens jetzt, mit welchem Maß wir armen Mädchen gemessen werden!“

Er faßte nach ihrer Hand; sie entriß sie ihm und wandte den Kopf ab. Ohne Gruß und Abschiedswort stieg sie endlich aus. Er ärgerte sich über sie — wie ihr zumute war, ahnte er nicht. —

„Minden hat recht,“ dachte er, „das wäre keine passende Frau für mich gewesen! Schon ihre schnelle Bereitwilligkeit, mit mir zu fahren, hätte mich stutzig machen müssen. Das tut kein wohlerzogenes junges Mädchen. — Ich bin Minden eigentlich zu Dank verpflichtet — wahrhaftig, das bin ich. — Der Egoismus, frei bleiben zu wollen, gehört unstreitig zur Grundbedingung einer angenehmen Lebensführung. — Ich bin recht zufrieden, daß ich mich noch in der letzten Stunde gerettet habe.“ —

Und dennoch wurde er ein Gefühl von Vorwurf und

Schmerz nicht los, als er einsam hinter einer Flasche d'Yquem saß und versuchte, sich die Erinnerung an Jella aus dem Herzen zu reißen. Die guten Freunde hatten eben wieder einmal den Sieg davongetragen. —

Wie Jella nach Hause kam, wußte sie kaum! Auf der Potsdamer Brücke blickte sie in den schwarzen, bewegungslosen Kanal mit dem heftigen Wunsch, da drunten zu liegen. Ihre Seele war mit Bitterkeit und Verzweiflung erfüllt.

Dies erbärmliche Leben spann sich also weiter und weiter, ohne Unterbrechung, ohne eine Hoffnung auf Änderung. Ihr Stolz und ihre Eigenliebe lagen zertreten am Boden, ein furchtbarer, ohnmächtiger Zorn beherrschte sie; aber nicht einmal rang sich der Gedanke hindurch, geduldiger und demütiger zu werden. Jede Fiber in ihr empörte sich gegen Lindemanns Handlungsweise — nach dem Grunde derselben fragte sie nicht.

„Ich habe schreckliche Migräne," sagte sie zu dem Mädchen, während sie sich hastig entkleidete und zu Bette legte. Es war dies die einzige Möglichkeit, sich für eine Weile Ruhe zu verschaffen und der Beobachtung zu entziehen. Kein Fleckchen in der Wohnung gehörte ihr, nirgends konnte sie hinflüchten, um in der Einsamkeit mit sich durchzukämpfen, alles war ausgefüllt durch Sidonie und die Kinder. Jeder Seufzer, jede Träne, jede Regung ihres leidenschaftlichen Herzens unterstand der Kontrolle, und weil sie sich heute unfähig fühlte, auch nur das Geringste zu ertragen, flüchtete sie in ihr Bett. Mit dem Gesicht nach der Wand, lag sie still und unbeweglich. Sidonie kam mit einigen spitzen Bemerkungen über die Last, die aus einem kranken Familienmitglied dem ganzen Hausstand erwuchs, die Kinder lärmten um sie herum, aber Jella lag ganz ruhig, mit brennenden Wangen und Augen sich das Geschehene klarmachend.

Was ihr heute passiert war, hatte den Boden in ihr gewaltsam aufgerissen, das erstbeste Samenkorn, das der Zufall hineinwarf, fand ihn bereitet, um aufzugehen, sei es nun zum Guten oder zum Bösen.

VI.

„Dolly, mein Kind,“ sagte die Regierungsrätin, mit einer gewissen frohen Geschäftigkeit nach ihrem Hut greifend, „zieh dich auch an; ich habe einen Wagen bestellt und Kränze, wir wollen nach dem Kirchhof fahren und das Grab deines guten Vaters besuchen.“

„Fahren, Mama? Wir hätten den kurzen Weg schon zu Fuß machen können. Das Wetter ist herrlich.“

„Glaubst du, daß ich bei der Hitze in meinem schwarzen Kaschmirkleide gehen werde?“ fragte ihre Mutter unzufrieden zurück. „Das kannst du mir doch wohl kaum zumuten Außerdem, wenn wir den Wagen auf Zeit nehmen, kommt er uns erheblich billiger, wir können dann gleich noch ein Stündchen im Tiergarten spazieren fahren. Das ist wirklich noch der einzige Wunsch gewesen, den mir dein guter Vater versagt hat, eigene Equipage! Es gibt aber nichts Vornehmeres für mich als eigene Equipage.“

Sie setzte sich inzwischen den schwarzen Kreppphut auf den welligen Scheitel und begann die Handschuhe anzuziehen. Die Tochter betrachtete die Mutter mit Bewunderung, so schön sah sie aus in dem schwarzen Kreppschleier, der eine vorzügliche Folie für das volle, runde Gesicht abgab. Endlich sagte sie beinahe schüchtern: „Mama, wäre es nicht besser, wir sparten das Geld für diese Fahrt? Gegen abend könnten wir zu Fuß gehen, und der Wagen kostet doch immer fünf bis sechs Mark.“

Frau von Lindeck ließ vor Erstaunen Hand und Handschuh sinken. „Um Gottes willen, Dolly, du willst damit doch nicht sagen, daß diese kleine Ausgabe schon unsere Mittel übersteigt? Das kann ich nicht glauben und das will ich auch nicht glauben. Wir sind schon durch die Trauer gezwungen, allem zu entsagen, und nun wirfst du mir auch diese kleine Erholung vor. Das ist wirklich häßlich von dir.“

„Ich dachte nur, daß wir damit am Ende lieber die Kohlenrechnung bezahlen könnten, die noch aussteht, und die der Kohlenmann gestern wieder in der Küche abgegeben hat.“

„Ich begreife nicht, woher diese Leute die Unverschämtheit nehmen, uns fortwährend damit zu behelligen, Dolly," fuhr die Rätin erzürnt auf. „Ich glaube, es ist nun das dritte Mal seit deines guten Vaters Tode. Er wird sein Geld schon bekommen, das kann ihm Anna sagen; sobald wir selbst nur erst in Ordnung sind. Und dann soll sie gehen und sich nach einem anderen Lieferanten für uns umsehen. Diese Mahnungen liebe ich einmal nicht."

„Seine Frau ist krank, Mama, er bat mich wenigstens um einen Teil des Geldes; da dachte ich, wenn wir lieber keinen Wagen nehmen würden . . ."

Frau von Lindeck zog ihre Handschuhe wieder an. „Mit den paar Mark ist doch nicht geholfen, Dolly, es nützt also gar nichts, wenn wir die Fahrt aufgeben. Beeile dich lieber etwas, du sollst ja mit, und auf dem Heimwege wollen wir bei Seefelds vorsprechen, sie sind ja doch halb und halb unsere Verwandten, da kann ich schließlich trotz der Trauer einen Besuch machen; ich sehne mich ordentlich nach Menschen, obgleich mir sonst die Majorin nicht so sehr sympathisch ist. Warum hat sich Jella denn seit drei oder vier Tagen nicht sehen lassen?"

„Ich weiß es nicht, liebste Mama, es wundert mich auch mehr als ich sagen kann."

In diesem Augenblick stürmte Frank in das Zimmer. Sein hübsches Gesicht war zornig gerötet, mit einer brüsken Bewegung warf er die Büchermappe in die Ecke. „Aber hör mal, Mama, das ist doch zu stark — das geht doch gar nicht," brach er in ungestümer Knabenart los, „ich werde ja zum Gespött in der ganzen Klasse! Seit drei Tagen komme ich immer nur mit bestrichnem Butterbrot in die Schule, keine Spur von Belag, nichts! — Zuerst habe ich es mit Annas Vergeßlichkeit entschuldigt, aber heute mußte ich mir gefallen lassen, daß die andern über mich herfielen und mich auslachten. Kurt Raudnitz bot mir sogar die Hälfte von seinem Frühstück, gerade als ob ich mich beschenken lassen müßte! Und nun sagt Anna, Dolly habe das so befohlen."

„Dolly?!" wiederholte die Rätin gedehnt und sah mit



mißvergnügtem Ausdruck zu ihrer Tochter hinüber, die, rot bis an die Stirn, sich etwas zurückgezogen hatte. „Wie kommt denn Dolly dazu? Ich weiß von nichts!“

„Das war auch meine Absicht, Mama,“ sagte diese zögernd, mit sich selber kämpfend, denn auch sie wurde ja, trotz aller Vernunftgründe, mit dem Gefühl nicht fertig, jedes Einschränken bedeute die Drangabe eines Stückes persönlicher Würde. „Die veränderten Verhältnisse müssen deine Kinder vor allen Dingen respektieren, ohne dich dadurch in Mitleidenschaft zu ziehen.“

„Ich finde wirklich, Dolly, du läßt uns dieses gräßliche „Muß“ zu oft hören. Das wird uns nicht reicher oder ärmer machen, wenn Frank in die Schule belegtes Brot mitbekommt, und wir sind es dem armen Jungen schuldig, ihn nicht dem Gespött seiner Mitschüler auszusetzen.“

„Hörst du's?“ triumphierte der Bruder, und dann fiel er der Mutter um den Hals. „Mein gutes, schönes Mamachen, du bist doch die Beste,“ versicherte er, sie streichelnd.

In Doras Augen standen Tränen, die niemand sah, denn sie hielt die Lider beharrlich gesenkt; das Herz tat ihr weh, sie fühlte sich verkannt, ihr bestes Streben unverstanden, ja selbst gemißbilligt von denjenigen, auf deren Unterstützung sie vor allen Dingen gerechnet hatte. Seitdem ihr ihre Lage klar geworden war, hatte sie sich mit festem Willen und zähem Eifer daran gemacht, nach besten Kräften der Wirtschaft vorzustehen, zu vereinfachen, einzuschränken wo es ging. Die Köchin war längst entlassen, nur ein Mädchen sorgte jetzt für die Erledigung der täglichen Arbeit, und auch dies hätte Dora am liebsten mit einer Aufwärterin vertauscht, wenn sie nicht auf unbezwinglichen Widerstand bei ihrer Mutter gestoßen wäre.

„Glaubst du etwa, ich will gleich zum Proletariat herabsteigen?“ hatte die Rätin ganz außer sich ihre Tochter daraufhin gefragt. „Ist es nicht genug an all dem Schweren, das überhaupt auf mich niedergebrochen ist, soll ich auch noch die gering bezahlten Dienste eines Mädchens entbehren? Ich

bitte dich, Dolly, übertreibe nicht so sehr, mache mir das Leben nicht ganz zur Hölle.“

So war alles so ziemlich im alten Geleise geblieben, trotz Doras Bestrebungen. Der Hausstand, die teure, noch ein halbes Jahr laufende Miete verschlangen solche Summen, daß Dora nur mit Zittern an das Ende denken konnte. Unter diesen Verhältnissen mußte es kommen, bald — unerbittlich, und dann! — — Ihr grauste bei dem Gedanken, über den sie nicht hinweg konnte, und der sie doch ratlos fand.

Zu keinem konnte sie ihr Herz ausschütten! Bei ihrer Mutter fand sie kein Verständnis, Jella hatte mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun, konnte ihr mit ihrem lebensdurstigen Temperament ohnehin nichts sein, und Axel, blaß, mit einer finstern Falte auf der Stirn, war niedergedrückt und kummervoll, sobald ihn nur die leiseste Andeutung traf. Sie wußte, es war weder Mangel an Teilnahme noch Verständnislosigkeit bei ihm, nur die nagende Qual, nicht helfen zu können, die ihn zwang, sein Ohr zu verschließen, lieber allen Mitteilungen aus dem Wege zu gehen, als immer und immer wieder seine Machtlosigkeit zu gestehen; und da sie sehr zartfühlend war, sein Empfinden gut verstand, so zwang sie sich in seiner Gegenwart zu einer ruhigen Heiterkeit, wenn sie ihr auch noch so schwer wurde.

Ihm machte sie aus seinem Verhalten keinen Vorwurf, aber ihrer Mutter gegenüber regte sich neben maßloser Bewunderung über deren absichtliche Blindheit doch manchmal ein Gefühl von Ärger, daß sie diese Maske auch ihr gegenüber vornahm und festhielt. Sie tat der Rätin unrecht; es war keine Maske, nur das instinktive Fortschieben einer schrecklichen Tatsache, die ihr den gewohnten und geliebten Lebensgenuß trübte. Nach Art aller sanguinischen Naturen hoffte sie ins Blaue hinein, ohne irgendwelche Berechtigung dazu, aber mit der stillen Überzeugung, daß das Leben unmöglich so hart, gerade mit ihr, verfahren könne; daß es irgendwo einen Ausgleich geben müsse, und sollte sich der Himmel ihrer mit einem Wunder erbarmen. —

Ein Seitenblick Franks streifte die stumm dastehende

Schwester. Er wußte, daß er sie gekränkt hatte, doch das durfte seinem knabenhaften Stolz nichts ausmachen, er konnte sich wirklich nicht Dollys wegen verspotten lassen, das war ganz ausgeschlossen. Aber weil es ihn innerlich doch beunruhigte, daß sie so gar nichts sagte, griff er zu dem Auskunftsmittel, das seinen Jahren am nächsten lag, er suchte sie noch mehr zu ärgern.

„Wenn Dolly immer von sparen spricht," sagte er, den lockigen Kopf trotzig aufwerfend, „soll sie nur erst bei sich anfangen. Die ganzen Nächte brennt sie Licht, ich habe es nun schon zum drittenmal beobachtet. Als ob Petroleum kein Geld kostet!"

Die Rätin blickte ihre verwirrte Tochter erstaunt an. „Liest du etwa im Bett, Dolly? Das wäre der größte Unsinn, den du tun könntest. Es ruiniert die Augen und macht den Teint fahl. Liebes Kind, bei Tage hast du doch Zeit genug dazu, besonders jetzt, wo wir wie die Einsiedler leben. Was liest du übrigens, daß dich so interessiert?"

„Ich lese nicht, Mama, ich — arbeite," beichtete Dora stockend. Sie war blutrot, und ihre Lippen zitterten.

„Du arbeitest?" wiederholte die Rätin, als hätte sie nicht recht gehört. „Bist du denn toll, Kind? Daher also deine roten Lider, dein blasses Gesicht. Axel wird sich für eine solche Braut bedanken. Ich verbiete dir das ganz ernstlich. Damit du nicht wieder in Versuchung kommst, ist es wohl besser, du schläfst jetzt bei mir."

„Nein, Mama!" rief Dora mit qualvollem Entsetzen. — Und da kam es denn endlich unter stockenden Worten und Tränen heraus, was sie bisher als ihr tiefstes Geheimnis bewahrt hatte, um das sie, außer schlaflosen Nächten, auch noch in Angst und Zittern gelebt all die letzten Wochen. Sie arbeitete für ein großes Tapisseriegeschäft. „Es tun so viele," schloß Dolly, ihre Tränen abtrocknend, „und ich habe doch den Lohn für Anna damit verdient; laß mich nur weiter arbeiten, Mama."

Sie wurde etwas mutiger und getröstet als Frau von Lindeck, die nachdenklich mit ihrem Hutband spielte, endlich

sagte: „Mein liebes Kind, wenn du schon die Rücksicht, die du unserm Namen, unserer Stellung schuldig bist, aus den Augen setzest, dann muß sich deine Arbeit doch wenigstens lohnen. Was bringt sie dir in diesem Fall aber ein? Die paar Mark sind doch nicht der Rede wert. Unter diesen Verhältnissen muß ich mich ganz entschieden dagegen erklären."

„Aber liebe Mama, meine Zeit vergeht doch sonst ganz nutzlos, du erlaubst ja nicht einmal, daß ich Anna entlasse und den Haushalt allein besorge . . ."

„Nein, niemals!" sagte die Rätin entrüstet. Bedenkst du denn nicht deine Hände? Nach dem Zustand der Nägel beurteilt man immer den ganzen Menschen. Glaubst du, ich würde leiden, daß du wie eine Köchin aussähest? — Aber auch sticken darfst du nicht mehr, deine Augen sind schon ganz rot und geschwollen. Axel würde es ebensowenig leiden wie ich! Du weißt, daß er in allen Fragen des noblesse oblige auf meiner Seite steht."

Dolly seufzte tief. Ihre eigenen Anschauungen rebellierten heftig gegen die der Mutter, aber sie wagte ihnen keinen besonderen Nachdruck zu geben, denn Axel stand nicht auf ihrer Seite. Aber immer dunkler und drohender richtete sich die Zukunft vor ihr auf und beklemmte sie. Sie verdiente freilich wenig mit ihrer Arbeit, aber es war doch immer etwas, und sie hatte sich getröstet, daß es mit der Zeit schon mehr werden würde; nun sollte sie wieder untätig die Hände in den Schoß legen, während ihr energisches Naturell nach Befreiung aus dem Druck der trostlosen Verhältnisse rang. Würde sie bei diesem Streben immer und überall nur Widerstand finden? Nirgends Verständnis? Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich des Mädchens, ihre Wimpern feuchteten sich, und schnell drehte sie sich um, damit niemand ihre Bewegung sähe.

Frau von Lindeck band sich vor dem Spiegel ihren Schleier um den Hut, einen sehr distinguierten, koketten Trauerhut, der seine Abstammung aus dem ersten Geschäft nicht verleugnete. Sie war sehr eifrig damit beschäftigt, denn etwas kurzsichtig und vor allen Dingen gewohnt, stets

peinliche Sorgfalt auf ihr Äußeres zu legen, kam sie nicht so bald damit zustande.

Indem fühlte Dolly einen ziemlich starken Puff in ihrer linken Seite. „Alte,“ flüsterte Frank, der nähergeschlichen war und etwas rot aussah, „du bist wütend auf mich, weil ich das gesagt habe. Klatschen wollte ich nicht, da kennst du mich.“

Sie nickte ohne ihn anzusehen. Was machte es aus, ob ihr Geheimnis mit oder ohne Absicht verraten war, die Tatsache genügte.

Wieder ein knabenhafter Puff. „Sei nur wieder gut,“ raunte ihr der Bruder zu, dem bei der ganzen Affäre nicht wohl war. „Meinetwegen kannst du jetzt die ganze Nacht sticken, ich sage nichts mehr.“

„Was habt ihr denn da zu flüstern?“ fragte die Rätin zu ihren Kindern hinüber. „Dolly, mache dich fertig, und du, Frank, sieh nach, ob der Wagen schon da ist.“

Er war freilich da. Seit einer halben Stunde hielt er vor der Haustür. Die Rätin war nie gewohnt gewesen, es mit der Zeit so genau zu nehmen. —

„Fuhr da nicht eben deine Braut? Ich kann mich kaum täuschen; sie sieht zwar bleich und angegriffen aus, allein die Trauer steht ihr vorzüglich,“ sagte, dem Wagen nachsehend, Leutnant von Mansfeld zu seinem Begleiter, der bis jetzt schweigsam, augenscheinlich in tiefen Gedanken, auf nichts Äußeres achtend, neben ihm gegangen war. Treuberg schreckte auf. —

„Wo? Ich habe nicht aufgepaßt.“

„Die Potsdamerstraße hinunter, du siehst ihn kaum mehr. Wahrscheinlich zum Kirchhof hinaus, der Rücksitz lag ganz voll von Kränzen und Blumen.“

Treuberg antwortete nicht, seine Blicke wanderten wieder gedankenlos, er verharrte in tiefem Schweigen.

„Ja, ja,“ begann Mansfeld nach einer Pause, „das ist doch auch ein unverwindbarer Schlag für Leute wie Lindecks. Je tiefer der Sturz, je schwerer das Aufkommen. Wie trägt

eigentlich deine Schwiegermutter den Verlust ihres Vermögens?“

Axel zögerte mit der Antwort. Jede derartige Andeutung war ihm wie die schmerzhafte Berührung einer offenen Wunde.



„Du kannst schon ehrlich zu mir sein,“ begann der andere in herzlichem Ton, „ja, offen gestanden, ich wünschte, du wärest es. Niemand kennt doch die Verhältnisse besser als ich, niemand nimmt mehr Anteil daran als ich, und vor allen Dingen, niemand hat in deinem verstorbenen Schwiegervater so sehr das Urbild eines vollkommenen Gentleman verehrt als ich. Das alles müßte dir das Aussprechen erleichtern, Axel.“

Der Angeredete biß sich nervös auf die Lippen. „Ich wünschte, ich könnte es," sagte er gepreßt.

„Du siehst also die Dinge nicht rosig?"

„Wie kann ich das! — Ich stehe aber vor der unumstößlichen Tatsache, daß ich Dolly liebe und nicht von ihr lassen kann."

„Dann wartest du also mit deiner Heirat bis zum Hauptmann."

Das Gesicht des andern wurde blaß, dann sagte er: „Hast du eine Ahnung wie lange das dauert?"

„Ich denke doch! — So neun bis zehn Jahre. Daß uns die Zeit nicht lang wird, dafür sorgt ja der tägliche Dienst."

„Ich bitte dich, mach keine Witze, sie sind gegenwärtig sehr wenig am Platz," brauste Treuberg auf. „Neun bis zehn Jahre!! Ein Stück Menschenleben! Eine Ewigkeit! Jugend und Illusionen gehen darüber hin. — Und dazu tägliche Misere, täglich kleinliche Sorgen . . . das verstehst du natürlich nicht, Volkmar!"

„Meinst du?" fragte Mansfeld in eigentümlichem Ton und strich seinen langen Schnurrbart. „Vielleicht geht mir deine Lage doppelt zu Herzen, weil ich sie dir nachfühlen kann."

„Du??" fragte Treuberg gedehnt. „Du weißt, was es heißt, mit seinem Herzen gegen seinen Verstand kämpfen?"

„Ich weiß es, wenn ihr mich auch nur lustig und lachend kennt. Der Kampf ist aber längst zu Ende!"

„Und wer hat gesiegt?" fragte Axel begierig. Ach, er wußte ja die Antwort vorweg, und doch hätte er weiß Gott was gegeben, wenn sie anders gelautet hätte.

„Der Verstand!" sagte Mansfeld ernst. „Wir armen Offiziere können ja gar nicht anders, wir müssen dem Verstand das letzte Wort lassen. Unsere Erziehung, unsere ganzen Lebensansprüche drängen uns ja gewaltsam dahin, ebenso die Ohnmacht, das Bewußtsein dieser Ohnmacht, uns ein Leben nach unserer Wahl gestalten zu können."

„Warum sprichst du uns das so schroff ab?" fragte

Treuberg aufblickend, aber man merkte seiner Stimme an, daß er trotz der Frage ganz ebenso dachte wie sein Freund.

Mansfeld hob ein wenig die Schultern. „Ich dächte, die Sache wäre klar genug. Einseitige Kadettenkorpserziehung, die uns eben nur für diesen einen Stand bildet und befähigt, dann die Bevorzugungen und Annehmlichkeiten dieses Standes selbst, sobald du vom Geldstandpunkt absiehst, schließlich das Bewußtsein unserer Stellung der Masse gegenüber. Man muß sehr ideal sein, um das alles wegzuwerfen einer Einbildung willen, von der wir noch nicht einmal wissen, wie lange sie uns beherrscht.“

„Nennst du Liebe — echte, wahre Liebe auch eine Einbildung?“ fragte Treuberg gespannt.

Mansfeld zögerte. „Wenn sie nur zu etwas Törichtem verleiten will — ja! Eine Liebe, der wir solche Opfer bringen müssen, schwindet sicherlich mit der Zeit, sobald wir anfangen mit offenen Augen um uns zu sehen, uns klar werden, was wir drangaben. Menschen wie du und ich, die ihren Stand so hoch halten, so ganz in ihm aufgehen, eine Existenz in ihm und nur in ihm menschenwürdig finden, sind für alles andere verloren. Oder willst du katzbuckeln, dich treten und schlecht behandeln lassen um des Stück Brotes willen, das du in einer andern Stellung, die dir größere Freiheit im Handeln läßt, verdienst? Ich wenigstens, ich danke dafür!“

„Du sprichst eben wie der Blinde von der Farbe,“ sagte Treuberg melancholisch. „Alle deine philosophischen, übrigens ganz richtigen Bemerkungen sind nicht durch das Fegefeuer einer heißen Liebe gegangen, dann erst — dann hättest du ein Recht, sie als maßgebend anzusehen.“

Mansfeld strich wieder seinen Schnurrbart. Das hübsche, lachende Gesicht, das Jella so gern gehabt, trug in diesem Augenblick den Ausdruck unbeugsamen Willens. „Warum soll ich es dir verhehlen, daß sie wirklich geprüft worden sind. Es war ein harter Kampf, aber ich habe gesiegt. Ich will nicht unter die Deklassierten gehören.“

„Du hast wirklich geliebt?“ fragte Axel maßlos erstaunt,

„du, Vollmar? Wir alle dachten, du könntest nur tändeln und scherzen, dein Herz käme überhaupt nicht ins Spiel."

„Ja ihr!" Er lachte leicht auf. „Das war eine Maske, gut genug für jeden, der sich dadurch täuschen ließ."

„Willst du mir nicht sagen, wer es war — mir, deinem Freunde?" fragte Treuberg, immer noch nicht Herr seines Erstaunens, daß in diesem leichtherzigen, frischen jungen Manne, den er noch dazu völlig zu kennen glaubte, sich tief gehende Kämpfe vollzogen haben sollten, ohne daß er davon eine Ahnung gehabt.

„Sie war jung und hübsch — o, so hübsch," sagte der kleine braunäugige Offizier, und nun war etwas in seiner Stimme, das bewegt und schmerzlich klang. „Du glaubst nicht, wie lieb ich sie hatte! Aber die Verhältnisse paßten nicht. Sie war arm, in drückendster Lage, ich habe nichts als meine mäßige Zulage und meinen Säbel. Da traten all die Ideen an mich heran, mit denen du jetzt kämpfst, ich dachte an Abschied, an ein Aufarbeiten — Gott weiß wie und wo — — da begegnete mir Claasen! — Du kennst ihn ja noch, er nahm auch um einer tollen Heirat willen den Abschied — und stellte sich mir als Agent einer Nähmaschinenfabrik vor. Wenn er mich nicht angeredet hätte, ich würde ihn kaum erkannt haben — und ehrlich gestanden war ich froh, als ich ihn glücklich wieder los wurde, so verwildert, alt und verkommen sah er aus. Wenige Schritte später stieß ich auf unsern Regimentskommandeur, straff, jugendlich, elegant. — Da ging ich nach Hause, nahm mich beim Ohr und sargte meine Liebe, meinen glühenden Wunsch nach ihrem Besitz ein für immer."

„Du hattest noch nicht gesprochen! — Du warst noch frei!"

„Gott sei Dank, ja. Aber wer gebunden ist und sieht doch kein Ende, der muß sich eben lösen."

„Willst du mir sagen, wer das Mädchen war, das du liebtest?"

Mansfeld räusperte sich ein wenig und sah zur Seite, der Strom der Fußgänger wogte an ihnen vorüber, ohne sich

um sie zu kümmern. Er holte einmal tief Atem. „Deine Schwester!“ sagte er dann rasch.

Treuberg blieb stehen wie angewurzelt. „Jella?“ wiederholte er tonlos. —

„Ich sage dir das nur, damit du mir ein Recht einräumst, ehrlich und vernünftig mit dir zu sprechen,“ fuhr Mansfeld schnell fort. „Das mußt du jetzt, denn ich habe dir bewiesen, daß ich dich wohl begreifen kann. Unter den herrschenden Verhältnissen ist ein Fortbestehen deiner Verlobung ein Unrecht gegen dich, gegen deine Braut.“

„Ich kann sie nicht verlassen,“ murmelte Axel zwischen den Zähnen, und sein Gesicht wurde wieder blaß, so blaß wie immer, wenn ihm nur der Gedanke an diese Möglichkeit kam. „Ganz abgesehen davon, daß ich Dolly liebe, hielt ich es auch für eine Gemeinheit.“

„Wenn du irgend welche Aussichten hättest, sicher! So aber —“

„Nein, davon darfst du mir nicht sprechen, Volkmar, ich ertrage es nicht. Mein Herz ist so wund, mein Gehirn so zermartert, daß ich gar nicht mehr ich selbst bin. Wir müssen eben warten — warten!“

„Hat deine Braut keine Verwandte, auf die ihr rechnen könnt?“

„Nein. Der einzig vorhandene Onkel sorgt für Hans! Du weißt, wie lange sich gerade die juristische Karriere hinzieht! Aber vielleicht erklärt sich mein Onkel Schönbach, der mir die Zulage gibt, bereit, sie in die Kaution umzuwandeln, dann könnte ich Dolly doch ein Heim bieten.“

„Armselig genug wird es ja wohl ausfallen. Jedenfalls aber bedingt es deine Versetzung in die Linie, in irgend ein kleines Nest.“

„Das ist wohl das Geringste, was ich meiner Braut schuldig bin.“

„Lieber Axel,“ sagte Mansfeld, der den gereizten Ton des andern wohl hörte, „es ist das erste und einzige Mal, daß ich mit dir über deine Verhältnisse gesprochen habe, sei dessen versichert! Liegt dir einmal an meinem Rat, so frage mich

danach, und er soll dir stets ehrlich werden. Du weißt, ich bin aus härterem Stoff als du und ich sehe deshalb manche Dinge anders an. Ein schneller Schnitt ist besser als lange Qual. Aber ich respektiere deine Auffassung vollkommen und werde mich unaufgefordert nie mehr hineinmischen. Grüße mir deine Braut heut abend!“

Sie schüttelten sich die Hände, und als Mansfeld ging, dachte er: „Der arme Kerl — es geht ihm an die Nieren! Aber das Mädchen ist ja nicht einmal allein, Schwiegermutter und Schwäger, das ist ein bißchen viel. Und wie ich die Rätin beurteile, wird sie nur schwer zu bewegen sein, von ihrem gewohnten Leben zu lassen. Ich wäre doch außer mir, wenn Axel eine Dummheit machte, wozu er jetzt die größte Lust zu haben scheint.“

Und dann gedachte er seufzend auch seines begrabenen Traumes, aber das Endresultat war doch die Überzeugung: Es war das einzig Richtige so!

VII.



„Lindemann ist abgereist, er empfiehlt sich uns schriftlich, hier auch eine Karte für dich, Jella.“

Frau von Seefeld legte den gelesenen Brief auf den Tisch, während sie Jellas Karte noch prüfend in der Hand hin und her drehte. Es ließ sich nichts entdecken als das übliche p. p. c., und auf der anderen Seite ein Gruß.

Dem jungen Mädchen war das Blut heiß und glühend

in Wangen und Stirn geschossen, ihre Lippen zitterten; kaum daß sie sich zu beherrschen vermochte. Was Lindemann unter dem Einfluß eines gewissen reuigen Gefühls getan, ihr noch ein direktes Lebewohl zugehen zu lassen, berührte sie wie ein Schlag in das Gesicht. Am liebsten hätte sie ihn und die ganze Affäre möglichst radikal vergessen, aber das war unmöglich; es nagte an ihrer Eitelkeit und grollte in ihr fort, ohne daß sie dessen Herr wurde. Sie blickte die Karte gar nicht an, während sie fortfuhr für Tom und Maggie Butterbrote zurecht zu machen, wandte nur den Kopf zur Seite, damit Sidonie möglichst wenig von ihrem Erröten zu sehen bekam.

„Du hattest wohl etwas anderes erwartet?" begann die Majorin in spöttischem Ton nach einer kleinen Pause. „Es schien mir manchmal als zeichnete er dich mehr aus als sonst üblich, oder vielmehr — wenn ich ganz ehrlich sein soll —" die Majorin wurde stets dann ganz ehrlich, wenn sie beabsichtigte, dem anderen Teil eine Unannehmlichkeit zu sagen, Jella kannte das genügend — „du bist ihm zu viel entgegengekommen, mehr als es sich für ein Mädchen unseres Standes schickt."

„Wieso?" Jellas Zähne malträtierten ihre Unterlippe, aber sie wußte zu genau, Sidonie konnte nichts ahnen von ihrem Rendezvous; mit funkelnden Augen nahm sie deshalb den Kampf auf.

„Wieso? Das ist eine Frage, die sich schwer beantworten läßt. Worte, Blicke; vor allen Dingen Blicke. Du mußt lernen, deine Augen mehr im Zaum zu halten."

„Du willst damit also sagen, ich kokettiere!" Aufs höchste gereizt, sprudelte Jella das heraus. Dies Herumwühlen in der noch frischen Wunde — wenngleich es ahnungslos geschah — machte sie ganz toll. „Ich weiß ganz genau, was du mir andeuten willst, du kannst es dreist aussprechen."

Sidonie zuckte die Achseln. „Du hast ja nun den besten Beweis, daß ernste Männer, Männer, die vielleicht ans Heiraten dächten, doch schließlich von dir absehen. Die Lehre,

die du daraus ziehen kannst, dächte ich, läge klar genug auf der Hand."

Jella zitterte, so außer sich war sie. „Vielleicht hat ihn meine Armut mehr abgeschreckt als meine Koketterie," sagte sie höhnisch. „Es ist nicht jedermanns Sache, nach Mädchen zu sehen, die in den verblichensten alten Fahnen herumlaufen müssen und deren Handschuhe schon — den Spott herausfordern."

Sidonie lachte. „Ich glaube wirklich, daß du in diesem Punkt kurzsichtig sein willst, Jella. Ein armes Mädchen gekleidet wie eine Modepuppe, ist doch einfach eine Lächerlichkeit. Nein, suche sein Schweigen nur da, wo es zu finden ist, in deinem Benehmen." Da Jella schwieg, fuhr sie nach einer Pause lebhaft fort. „Ich habe dir das schon so oft gesagt. Äußerste Bescheidenheit und Zurückhaltung ist das einzige, was du dir in deinen Verhältnissen schuldig bist. Du aber kennst keine Selbstbeherrschung, vergißt dich sowohl im Ärger wie im Vergnügen augenblicklich; das ist es, was ich an dir tadle. Gerade dies Unweibliche hat Lindemann wohl abgehalten . . ."

„Wenn ich nur diesen Namen nicht mehr hören müßte! Er ist mir verhaßt!" schrie Jella und drückte beide Hände gegen die Ohren. „Was geht mich dieser Mensch an!"

Die Majorin warf einen stechenden Blick auf das erregte Mädchen. „Du hast dir also Hoffnungen auf ihn gemacht?"

„Es ist mir nicht im Traum eingefallen," rief Jella höhnisch. „Nicht im Traum! Er war greulich und bürgerlich."

„Die Geschichte vom Fuchs und den Weintrauben." Wie Sidonie das sagte, hatte sie ihr fatales Lächeln aufgesetzt, mit dem sie jeden zu empören vermochte. Jella zuckte die Achseln; sie war noch immer sehr heiß und sehr rot.

„Aber du, Sidonie, wärst ihm sicher sehr dankbar gewesen, wenn er dich von mir befreit hätte! Schade, daß du ihm dazu so wenig Gelegenheit gabst; wenn man etwas verschachern will, muß man den Leuten doch auch Anregung

zum Wählen und Prüfen geben. Ja, liebe Sidonie, das mußt du das nächste Mal nicht vergessen!“

„Du bist ungezogen, Jella!“ sagte Frau von Seefeld errötend und mit Gewalt ein härteres Wort unterdrückend. „Das ist wohl der Dank dafür, daß ich dir mein Haus geöffnet und dir mit schwesterlicher Liebe entgegengekommen bin, trotz des Unterschieds der Jahre.“

„Mit Liebe?“ rief Jella in ganz verändertem Ton, hob die Arme und preßte die Fäuste gegen die Augen. „Nein, Sidonie, das bist du nicht nicht! — Liebe!! — Die ist es ja, wonach ich mich halb zu Tode sehne und die ich doch nirgends finde. Liebe und Freiheit! Für ein Jahr ungemessenen Glücks ginge ich nachher freiwillig in den Tod. Aber bei euch, in unseren Kreisen ist Liebe, Glück, Freiheit so ein zahmer Begriff, daß er sich nicht mit dem deckt, was ich darunter verstehe. Das muß etwas ganz Besonderes, Gewaltiges sein ...“

„Verschone mich mit deinen Überspanntheiten,“ rief die Majorin entrüstet. „Du läßt dich in einer Art und Weise gehen, die jeder Schicklichkeit Hohn spricht. Dasselbe hast du wohl auch Lindemann gesagt?“

„Der wäre mir gerade der rechte dazu,“ sagte Jella wegwerfend.

„Aber all deinen wahnwitzigen Ideen zum Trotz, hättest du ihn doch genommen, wenn er dich gewollt hätte.“

„Ja,“ entgegnete sie kurz entschlossen. „Ich leugne es gar nicht. Der Gedanke an ein eigenes Heim erscheint mir allerdings angenehmer als hier bei euch das fünfte Rad am Wagen zu sein und das recht oft zu fühlen.“

„So?“ sagte Sidonie empfindlich, „das fühlst du? Ich dächte, du hättest keine Ursache, dich zu beklagen. Wir tun, was wir können, aber du bist undankbar und schließlich doch die einzige, die dabei gewinnt. Axel ist viel vernünftiger, er vergißt niemals, daß es immerhin ein Opfer ist, wenn man sich die Last aufbürdet, ein Glied der Familie zu sich zu nehmen, damit ein alter Name nicht durch Dienstbarkeit geschändet wird.“

„Und wofür soll ich dir danken?“ fragte Jella mit er-

stickter Stimme, „etwa für das bißchen Essen und Trinken, das du mir gibst, für den Platz zum Schlafen, den du mir in der Kinderstube angewiesen hast? — Ich kann tun, was ich will, es ist weder des Dankes noch der Beachtung wert. Abhängig bin ich vom Morgen bis zum Abend, keine Stunde gehört mir, ja sogar meine ketzerischen Gedanken unterwirfst du einer Kontrolle. Dein Mädchen geht nach des Tages Arbeit in ihren Mußestunden friedlich wohin sie will, sie verdient außerdem mit dem Verkauf ihrer Zeit soviel wie sie braucht und kann das nach eigenem Ermessen verwenden. Aber ich! — Über meine Zeit wird rücksichtslos verfügt, doch niemand bezahlt mir dafür, ich nenne keinen Groschen mein eigen, außer den zehn Mark, die mir mein Bruder monatlich gibt, aber ich bin deine Gesellschafterin, dein Kindermädchen, deine Begleiterin, je nachdem es dir gerade paßt; manchmal kommt es mir vor, als beneide ich deiner Köchin ihren monatlichen Lohn, er würde mich schon glücklich machen."

„Sie leistet dafür allerdings auch mehr als du," bemerkte Sidonie hart. „Aber wenn du so großen Wert auf das erbärmliche Geld legst, ich werde mit Edgar sprechen, vielleicht setzt er dir ein kleines Taschengeld aus. Übrigens, wenn du nicht so hochmütig wärst, ich habe dir schon so oft etwas von meiner Garderobe angeboten."

„Damit man hinter mir herflüstern soll, ich trage deine abgelegten Kleider! Nein, Sidonie, lieber immer dieselbe alte Fahne. Es macht ja auch im Grunde nichts aus."

„Gab dir aber doch Veranlassung zu dieser geharnischten Rede. Bessern tut dergleichen die Verhältnisse nicht."

„Es mußte einmal vom Herzen herunter," sagte Jella merklich besänftigt, „ich trug zu lange und zu schwer daran, aber bitte, sage Edgar nichts von Geld, Siddy, das geht doch nur uns beide an."

„O, ohne meinen Mann tue ich nichts," sagte sie kühl abweisend. „Es ist nur billig, daß er deine Forderung hört und sich entschließt, darauf einzugehen. Vielleicht macht er dir auch andere Vorschläge, denn da ich jetzt weiß, wie un-

gern du bei uns bist, wie schwer du daran trägst, mir ab und zu einen kleinen Dienst zu leisten, wie gern du Geld verdienen möchtest, ist es doch wohl am besten, du nimmst deinen ferneren Zukunftsweg selbst in die Hand und suchst dir eine Stellung in der man dich nicht kontrolliert — aber bezahlt."

In Jellas Augen schossen zornige Tränen, aber ihr Herz schlug in dumpfer Angst. Wenn Sidonie ihren Mann bestimmte, ihr den Aufenthalt in ihrer Familie so quasi zu kündigen, wenn sie wirklich gezwungen wurde, in Dienstbarkeit zu gehen, was würde dann Axel sagen! Er unterließ es nie, ihr auf irgend eine zornige Auslassung vorzustellen, wie dankbar sie Seefelds sein müsse, wie sie sich zu beugen und lieber einmal schweigend Unrecht zu leiden habe, als stets nach einem ungeduldigen Wort, einem ärgerlichen Blick auf der Lauer zu liegen und sich dadurch gekränkt zu fühlen.



„Du kennst die Welt noch nicht, Kleinchen," pflegte er dann zu sagen. „Überall, in jeder Lebenslage läufst du im Leben mit der Stirn gegen einen Zaun, wenn du mit Gewalt vorwärts willst. Lerne beizeiten, daß wir dazu da sind, die Schranken der Gesellschaft zu respektieren, die, wenn sie auch für den Einzelnen zuweilen hart sein mögen, doch für das Allgemeine notwendig und gut sind."

Jella biß die Zähne fest zusammen; da klang die Glocke

draußen, und gleich darauf traten Frau von Lindeck und Dolly ein.

„Warum hast du denn gar nichts von dir hören lassen?“ flüsterte Dolly im ersten unbeobachteten Moment ihrer Schwägerin zu. „Ich dachte doch, Lindemann . . .“ Jella kniff sie so heftig in den Arm, daß sie verstummte.

„Komm mit in die Kinderstube,“ flüsterte sie, und bald darauf hatten sich die Mädchen in die Fensterecke des halbdunklen, kahlen Zimmers gekauert, Dolly auf den schäbigen Rohrstuhl, Jella auf das schmale Fensterbrett.

„Du sollst sehen,“ sagte letztere nach der Erzählung des Geschehenen, „es gibt ein Unglück! Irgend etwas, das mir den Hals bricht! Ich ertrage dies Leben einfach nicht mehr! Ich fühle, daß ich etwas tun muß, was mich herausreißt! Ich habe solche Sehnsucht nach ein bißchen Glück, ein bißchen Sonnenschein. Wahrhaftig, ich wäre zu allem fähig! Durchzubrennen — zum Theater zu gehen — mich umzubringen. — Ach, Dolly, Dolly, ich habe weder eine Erinnerung noch eine Hoffnung, die mich trösten kann!“ Und sie drückte die Stirn an die Scheiben, heiße, bittere Tränen flossen über die blühenden Wangen.

„Jella,“ sagte Dora und griff liebevoll nach der zuckenden Hand des Mädchens. „Sei nicht unvernünftig. Das Leben ist so ernst, so furchtbar ernst, daß wir erst an uns selbst erfahren müssen, wie schwer es sein kann, ehe sich unsere Augen dafür öffnen. Wir haben eben keinen anderen Schutz dagegen als die Hoffnung. Vielleicht wäre es auch die Arbeit, aber die ist uns ja so furchtbar schwer, fast unmöglich gemacht, daß aller Mut erlahmt.“

Jella wischte die Tränen ab. „Du sollst sehen, mit mir nimmt es kein gutes Ende. Ich fühle das hier.“ — Sie drückte die Hände auf die Brust. — „Da rebelliert und stürmt immer etwas. Und weißt du, die Männer! . . . Von denen wollen wir nur schweigen. Lindemann hat sie mir im besten Licht gezeigt. O, ich wünschte, ich könnte mich rächen, ihm beweisen, daß es auch noch andere in der Welt gäbe . . . Wenn ich ihn nie gesehen, mich nie in solche Möglichkeit,

reich und unabhängig zu werden, hineingedacht hätte, dann wäre es doch noch erträglich geblieben. Wahrhaftig, er ist schuld an meiner Verzweiflung."

Dolly suchte vergeblich zu trösten und zu beruhigen, sie fühlte das wilde Blut ihrer Schwägerin, das ihr jeden Einfluß verwehrte, und dazu sich selbst matt und elend, umstrickt von Wirrnissen verschiedenster Art, aus denen sie kein Entrinnen wußte. —

Im Wohnzimmer schüttete inzwischen die Majorin der Rätin ihr Herz aus. „Ein täglicher Ärger für mich, die Jella," sagte sie mit zur Decke gerichteten Augen. „Teuerste Freundin, ich wünschte, ich hätte statt dessen Ihre Dolly um mich. Welch ein reizendes, wohlerzogenes Mädchen! Aber recht elend und blaß sieht sie aus. Allerdings kein Wunder bei dem harten Schlag, der Sie alle getroffen und bei der aussichtslosen Brautzeit. Da haben ja alle Mädchen ein Recht, blaß auszusehen."

„Dolly hat ein sehr tiefes Gemüt und einen erstaunlichen Charakter," entgegnete Frau von Lindeck, ihre Hutbänder zur Seite schiebend. „Es macht mich ganz unglücklich, wie schwer sie alles nimmt. Wo sie das nur her hat! — Mein guter Mann und ich, Hans und Frank sind absolut sonnige Naturen, aber Dolly ist ganz anders geartet. Ich habe das gar nicht so gewußt, erst jetzt tritt es deutlich zutage. Jella würde mich trösten, Dolly macht mir das Leben noch schwerer. Es ist einfach schrecklich, liebste Majorin, so mit dem Pfennig rechnen zu sollen, wenn man bisher gewöhnt war, das Geld nur als Mittel zum Zweck anzusehen. Glauben Sie mir, diese veränderten Verhältnisse kosten mich furchtbare Kämpfe."

Sie seufzte und sah sehr unglücklich aus. Dennoch dachte die Seefeld, die inzwischen die elegante Trauertoilette ihres Besuchs gemustert hatte, mit einer gewissen wegwerfenden Verachtung: „Alberne Gans!" Früher hatten Frau von Lindecks Schwächen sich ihr als liebenswürdige Unvernunft und Haltlosigkeiten eines echt weiblichen Charakters gezeigt, jetzt urteilte sie schärfer, denn die Beleuchtung, in der die

verarmte Regierungsrätin stand, war doch eine wesentlich andere geworden.

„Mit den Tatsachen muß man eben rechnen," sagte sie deshalb weit trockener als sie sonst zu sprechen gewohnt war.

„Darin haben Sie gewiß recht," meinte die Rätin etwas pikiert, „und es gibt wohl keine vernünftigere Frau wie mich. Aber die Kinder! — Der Gedanke nagt eben an mir. Ich bin gewiß zu allen Opfern bereit—mein Gott — mein Lebensglück liegt unter der Erde, aber die Kinder herabsteigen sehen zu müssen..." Ihre Stimme brach in Schluchzen; leicht gerührt wie sie war, rieselten reichliche Tränen über ihre Wangen.



Frau von Seefeld war gewonnen. Sie sah eine Frau, die sie im stillen oft beneidet hatte, vor sich weinen in echtem Mutterschmerz, sah ihre Selbstlosigkeit in bezug auf die eigene Person, und sagte nachher zu ihrem Manne:

„Frau von Lindeck hat ehrliches, echtes Gefühl, ich hatte das gar nicht in ihr gesucht. Sie denkt und sorgt nur für ihre Kinder. Erst im Unglück zeigt sich doch der wahre Charakter. Dieser Frau habe ich bisher wirklich unrecht getan."

So ging es der Rätin nicht allein hier, sondern fast bei allen Bekannten. Ihre Schwäche und Hilflosigkeit, ihre Trä-

nen, ihr offener Jammer, ihr absoluter Mangel an Stolz, an schweigendem Dulden machten sie zu einer Persönlichkeit, die man liebenswert und mitleidsbedürftig fand, der man Trost und Teilnahme entgegenbringen durfte, ohne Furcht, abgewiesen zu werden; und deren Verhältnisse jetzt offen erörtern zu können, einen gewissen Reiz ausübte.

„Eine weiche, liebenswürdige Frau" nannte man sie jetzt im Kreise all derer, die sich früher vor ihr gebeugt hatten, und wenn auch etwas im Ton dieses Lobes lag, das einen stolzen Charakter verletzt haben würde, Frau von Lindeck freute sich daran. — Sie hatte im Glück Menschen gebraucht, und brauchte sie doppelt im Unglück. Das Ausklagen allein war ihr schon ein gewisser beruhigender Genuß, dem sie sich um so eifriger nach außen hingab, je mehr sie ihn bei Dora entbehren mußte. Welch ein unglückliches, gepeinigtes Gesicht das Mädchen gleich machte, sowie sie nur von ihrer Heirat anfing, und Dollys Heirat war doch ein geradezu unerschöpfliches Thema zwischen ihr und der Majorin geworden.



VIII.

In Berlin rüstete man sich zu dem großen Ereignisse des Herbstumzuges. Möbelstücke aller Art sperrten die Trottoire. Aus ihren diskreten Winkeln herausgezogen, standen sie ordentlich wie verschämt in der hellen Herbstsonne; den Blicken der Vorübergehenden schleierlos preisgegeben, machten sie meist einen jämmerlichen Eindruck, selbst wenn sie im geschlossenen Raum durch Schönheit und Nützlichkeit geglänzt hatten. Die Sonne war auch so abscheulich indiskret, zeigte so unbarmherzig alle Schäden, Risse, Sprünge, abgestoßenen Ecken, erblindete Politur und entwertete den Hausrat des Reichen einmal ebenso wie den des Armen.

Auch in der Potsdamerstraße, in der Lindeckschen Wohnung herrschte die greuliche Unordnung eines herannahenden Ziehtages. Das Gnadengehalt war inzwischen ausgezahlt, ein großer Teil aber für die horrende Miete draufgegangen, und Dolly saß mit brennenden Wangen über ein Papier gebeugt, auf dem sie die Ausgaben zusammenrechnete, die ihr in ihrer Gesamtsumme Schwindel verursachten. Es war die allerhöchste Zeit, daß sie in eine kleinere, billigere Wohnung kamen.

Seitdem Hans mit Beginn der Ferien in das elterliche Haus zurückgekehrt war, um sich nun hier weiter zum Referendarexamen vorzubereiten, waren die Ausgaben im Haushalt um das Doppelte gestiegen. Er war ohne Geld gekommen. Die Hälfte des Monats war allerdings kaum vergangen, aber die Abschiedskneipereien, die kleinen laufenden Schulden hatten doch erledigt werden müssen, ehe er Heidelberg verließ, kein Wunder, daß sich der Rest seiner Kasse auf wenige Mark belief.

Die Rätin hatte zwar die Hände gerungen bei der Nachricht, aber der schöne, heitere Sohn, an dem ihr Herz am meisten hing, hatte sie bald zu trösten verstanden. Erstens half es ja nun doch nichts mehr, und zweitens führte Dolly die Kasse, da kam man leichter über dergleichen Schwierigkeiten hinweg, und es war auch viel bequemer, einem andern Vorwürfe zu machen, wenn man gar zu sehr in seinen Gewohnheiten beschränkt wurde. Dolly hörte alles schweigend an. Eine schwere Zeit lag hinter — eine viel schwerere noch vor ihr, davon sprachen ihre blassen Wangen und trüben Augen.

Frau von Lindeck, scheinbar die Vernunft und Nachgiebigkeit selbst, konnte von einem geradezu verblüffenden Eigensinn sein, sobald es sich um Dinge handelte, die ihr nicht angenehm waren. Das hatte sie bei der Wahl einer neuen Wohnung bewiesen. Keine konnte ihr billig und dabei elegant genug sein. Sie verlangte fashionable Lage, erste Etage, Kamine und Prachttapeten, sobald sie aber dann den entsprechenden Preis hörte, entsetzte sie sich. Mehr als einmal bekam Dolly Gelegenheit zu peinlichem Erröten über die Bemerkungen, die man den Wohnungssuchenden machte.

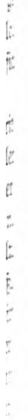
Endlich hatte sie durchgesetzt, daß die Mutter ihr die Wahl überließ und sich nur das letzte Wort vorbehielt; aber dies letzte Wort brachte das arme, ermüdete Mädchen immer wieder um den Lohn ihrer Anstrengungen. Es war geradezu merkwürdig, je mehr sich der Rätin die furchtbare, mittellose Zukunft in die Gegenwart verwandelte, je mehr schien sie

dieselbe zu vergessen und sich in die Vergangenheit einzulullen.

Endlich sprach Axel ein Machtwort. Die Blässe und nervöse Gereiztheit seiner Braut machten ihn ernstlich besorgt. Mit Jammern und Tränen ergab sich die Rätin dann in ihr Schicksal. Dolly hatte gehofft, an Hans eine Stütze zu haben, um so mehr, da Axel augenblicklich durch das Manöver von ihr fern gehalten wurde, aber diese Voraussetzung erwies sich als trügerisch. Er hatte ebenso geringes Verständnis für die kleinen Sorgen des täglichen Lebens wie die Mutter, lachte, rauchte und schwatzte lieber im Familienkreise, als daß er ernste Dinge ernst besprochen hätte; er erzählte von seinen Kommilitonen und Studentenstreichen, aber immer in einer Art, die den Zuhörern die Wichtigkeit seiner eigenen Persönlichkeit in das hellste Licht setzte und erweckte in dieser Art, wenn auch halb unbeabsichtigt, in seiner Mutter die Überzeugung, diese ganze häßliche Zeit sei nur ein Übergangsstadium, der Sohn werde die Familie wieder emporheben, sobald er nur erst seine Studienzeit hinter sich habe.

Aus dem ohnehin stets am meisten geliebten Kinde wurde nun ihr Abgott, um den sich alles drehte, auf den sie baute und hoffte wie nur jemals ein haltloses Frauenherz; und je höher sich ihr so der Sohn hob, je mehr war sie geneigt, ungerecht gegen die Tochter zu werden, die klaglos die täglichen Unbequemlichkeiten und Nörgeleien auf sich nahm. —

Die neue Wohnung hatte nur vier Zimmer, lag im dritten Stock und war beschränkt im Raum; die Hälfte aller augenblicklich vorhandenen Einrichtungsstücke mußte also verkauft werden. Auch bei dieser Gelegenheit ging es nicht ohne Kampf zwischen Mutter und Tochter ab. Die Rätin wollte das Beste behalten, Dolly das Beste fortgeben, der große Luxus schien ihr nicht mehr am Platze, im Gegenteil, ein Hohn auf die bestehenden Verhältnisse. Wider Erwarten unterstützte Hans sie in dieser Ansicht, und so standen denn all die herrlichen Bronzen, Delfter Vasen, Marmorstatuen,



Bilder und Teppiche in einem Zimmer und harrten des Käufers.

Viel heiße Tränen waren beim Zusammentragen aus Doras Augen geflossen, jedes Stück erregte ihr Abschiedsweh, am meisten aber bangte ihr vor dem Handel mit einem Antiquitätenhändler, den man ihr empfohlen. Derartige Berührungen mit der Außenwelt war sie so gar nicht gewohnt, sie fühlte sich ihnen auch nicht gewachsen.

Hans und die Mutter hatten zu jedem Gegenstand einen Preis ausgeworfen, „ganz exorbitant“, dachte Dora im stillen; sie fürchtete sich fast, ihn zu fordern. — Und nun stand sie neben dem fremden Manne, Bleistift und Papier in den Händen und notierte jedes Angebot neben ihrer Forderung. Der Unterschied war freilich groß, aber je ruhiger sie wurde, je mehr versuchte sie sich in Einwürfen und eigener Beurteilung. Mit Staunen sah sie, daß es ging, daß ihre Worte oft einen fruchtbaren Boden fanden, und der Verkehr mit Leuten, vor denen sie sich gefürchtet, schließlich doch ganz erträglich war. Mut und Selbstvertrauen wuchsen ihr züsehends. Der Händler — ein älterer, feiner Herr — betrachtete sie von der Seite — das feine, blasse Gesicht mit dem sorgenden, gespannten Zug um den Mund, die schlanke, vornehme, in tiefe Trauer gekleidete Gestalt — und da sie ihm in ihrer bescheidenen Selbständigkeit gefiel, versuchte er auch nicht, die Preise herabzudrücken.

Da kam Hans ins Zimmer, die Zigarette im Munde, den Hut auf dem Kopf, den er auch nicht zu lüften für nötig fand. „Laß dich nur nicht zu sehr übers Ohr hauen, Schwesterchen,“ sagte er in seiner gutlaunigen, aber selbstgefälligen Weise.

Dora wurde rot. „Herr Behrend und ich sind schon einig, wenn nur Mama will . . .“

„Laß doch mal die Summe sehen.“ Er warf einen Blick über ihre Schulter und zuckte die Achseln. „Hat sicherlich das Zehnfache gekostet, und Sie werden das Dreifache dran verdienen, Herr Behrend,“ sagte er dann.

„Mein Geschäft, junger Herr.“

„Man sollte doch noch einen anderen zur Kontrolle herbeiziehen, he? Dann würden Sie wohl etwas höher gehen, lieber Freund."

Der Antiquar zuckte die Achseln, man sah ihm an, wie die Art und Weise des Studenten ihn verdroß. „Ich bin sofort bereit, zurückzutreten, wenn Ihnen mein Angebot nicht genügt," sagte er kühl. „Daß jemand mehr gibt, bezweifle ich."

Hans lachte. „Das kennen wir, mein Lieber, aber schließlich ist es für uns ja egal, wer das Geschäft macht. Laß schon gut sein, Dolly, gib den Plunder fort, je eher so schäbige Dinge erledigt werden, je besser ist es."

Er sprach mit dem ganzen Hochmut eines jungen Mannes, der gewohnt ist, auf alles, was Erwerb und Verdienst heißt, mit souveräner Verachtung herabzublicken und dem auch Worte zu geben. Dolly fühlte peinlich, daß der höfliche, ältliche Herr, der ihr den gefürchteten Verkauf verhältnismäßig so leicht gemacht, moralisch von ihrem Bruder geohrfeigt wurde und daß das nicht etwa absichtslos geschah. Mit niedergeschlagenen Augen sagte sie: „Ich muß doch erst Mama fragen."

„Unsinn! Mama ist schon damit einverstanden, wenn wir ihr die ganze Mühe abnehmen. Mach schon ein Ende, Dolly."

Sie warf einen scheuen Blick auf den Käufer.

„Ihretwegen, gnädiges Fräulein, bleibe ich bei meinem Gebot," sagte dieser laut und deutlich. „Hier ist eine Anzahlung, der Rest erfolgt morgen, wenn ich die Sachen holen lasse."

Dora nahm das Geld, ein paar Hundertmarkscheine und schloß krampfhaft die Finger darum. Nach den Geschehnissen der letzten Zeit bedeutete es für sie schon eine Macht; aber eine Macht, die sie mit dumpfem Schreck erfüllte, weil sie sie noch nicht zu beurteilen vermochte.

Die Geschwister waren allein.

„Du, Dolly," sagte Hans, indem er sich ein wenig breitbeinig, von den Hacken auf die Spitzen wippend, vor die Tür stellte und ihr sein rosiges Gesicht zukehrte. „Eigentlich ist's doch ulkig, wenn man sich ausdenkt, daß all die schönen Sachen

hier nun in andere Hände kommen sollen! Wohin mögen sie wandern?“

Mit feuchten Augen blickte Dora auf einen kostbaren, aus Elfenbein geschnitzten Humpen, ihres Vaters Lieblingsstück, von dem sie wußte, daß er einstmals viel Geld gekostet hatte.

„Es ist schrecklich traurig, Hans.“

„Ja, aber schließlich ist doch bares Geld die Hauptsache. Die Krämerseele ließ nur nichts mehr aus sich herauspressen. Solche Sorte hält den Geldbeutel zu. Na, ich kann's nicht, weiß der Teufel! Bei mir hat er immer ein Loch. Weißt du, Dolly, einen von diesen blauen Lappen könntest du mir eigentlich stiften. Es ist polizeiwidrig deprimierend, kein Geld in der Tasche zu haben.“

Dora erschrak. „Aber Hans, das Geld gehört Mama. Es soll den Umzug und die dringendsten Rechnungen decken, du hast doch wahrhaftig genug.“

Hans sah seine Schwester prüfend an, ihr ängstliches Gesicht ärgerte ihn. „Ich finde, du hast dich scheußlich verändert, Dolly, bist geizig und predigtsam geworden. Mir sagen wollen, was ich brauchen soll! Das ist aber wirklich süß!“ — Süß war sein Lieblingsausdruck in jeder Lebenslage. — „Rücke nur die hundert Mark heraus, tust du es nicht, tut es Mama nachher doch; nur daß es dann doppeltes Gerede gibt.“

„Mama kann tun, was sie will, ich habe kein Recht dazu.“

Er kam näher und faßte sie um die Taille. „Dummes Ding,“ sagte er scherzend, „als ob Sträuben hülfe, wenn ich wollte.“ Mit festem Griff hatte er ihre Hand gefaßt, öffnete die schmalen Finger und nahm einen der Scheine an sich. „Siehst du, wie leicht das geht. Ihr Mädchen habt ja keine Kraft in den Knochen.“

„Laß doch den Scherz sein,“ entgegnete sie etwas gereizt, denn die Gefühllosigkeit, die der Bruder den veränderten Verhältnissen gegenüber zur Schau trug, ärgerte sie schon lange.

„Scherz? Wer sagt dir denn, daß ich scherze?“ Er faltete das Papier zusammen und steckte es in die Westentasche.

„Das betrachte ich als mein Erbteil, Dor. Wir alle hätten doch wohl Anrecht auf ein kleines Andenken an unseren Vater! Nimm dir auch etwas, Kind, dann wirst du die Geschichte gleich mit anderen Augen ansehen."

Dora setzte sich stumm auf den nächsten Stuhl, es war ihr, als erzitterte plötzlich etwas in ihr, das sie des Haltes beraubte.

„Gib das Geld her, Hans!" sagte sie endlich nach einer kleinen Pause ruhig. „Sprich mit Mama, aber auf diese Weise es mir zu nehmen, ist nicht ehrenhaft."



Er war leise pfeifend von einem Stück zum andern gegangen. Jetzt hielt er vor seiner Schwester an und sah ihr mit einem Blick in die Augen, der Dora unverständlich war. „Nimm nicht solche Worte in den Mund, die du gar nicht verstehst, Kleine," sagte er gönnerhaft. „Unehrenhaft ist es vor allen Dingen, kein Geld zu haben. Diese Anschauung geht natürlich über deinen Horizont. Übrigens wenn du klatschen willst, immerzu, sag es doch Mama! — Schweigst du aber, verspreche ich dir eine monatliche Rückzahlung von zehn Mark. Mehr kann man doch gewiß nicht tun. Ich brauche jetzt das Geld notwendig, und es wäre mir daher recht lieb, wenn du schwiegst." Er streifte sie mit einem unsicheren Blick, obgleich er sich ganz unbekümmert anstellte.

„Gut, Hans!" sagte Dora nach einigem Nachdenken. „Behalte die hundert Mark, ich sage nichts —," Zeit ihres Lebens hatte sie nichts Verächtlicheres gekannt als Klatschen — „aber da das Geld nicht mir gehört, muß ich mich an dein Versprechen halten."

„Natürlich, natürlich! Das versteht sich doch von selbst!" — Er war plötzlich von unbändiger Heiterkeit. „Du, Alte, ich glaube, der Schacherer hat sich in dich verschossen, er sah dich an mit den Augen eines verliebten Katers, das muß ich Axel erzählen. Welche Eroberung!"

Er lachte aus vollem Halse und Dora lachte mit. — Aber das Lachen hielt nicht stand. Seitdem Hans da war, gab es anstatt Ersparnisse, wie Klaus von Lindeck geglaubt, nur vermehrte Ausgaben. Dora machte ihm den Vorwurf, daß er schrecklich anspruchsvoll sei. Zuweilen unterstützte die Regierungsrätin sie darin, dann gab es Zank und Ärger, schließlich sogar Tränen, zuweilen aber stellte sie sich ganz unmotiviert auf seiten ihres Sohnes und machte Dora noch Vorwürfe über deren Bestreben, das Hauswesen zu vereinfachen.

Das junge Mädchen hatte bis zu des Vaters Tode in ihrer Mutter die Vollkommenheit selbst verehrt. Es ging so ruhig und vornehm in dem großen, luxuriösen Haushalt zu, in dem eine Atmosphäre von großmütiger Duldung und Liebe herrschte, die für jeden Fremden bezaubernd war. Keine scharfen Ecken und Kanten in den Charakteren, an denen man sich gegenseitig wund rieb, kein energisches Versagen, überall nur ein sanftes Nachgeben, Sichfügen, weil ja auch nirgends etwas durchzusetzen war. Nun plötzlich kam das Schicksal mit einem energischen Halt und verlangte schonungslos energischen Kampf mit langjährigen Gewohnheiten, das Aufgeben des sanften Sichschaukelnlassens. Kein Wunder, daß die verzärtelten Menschen sich dagegen sträubten. Es tat eben weh und brachte ihnen nicht einmal Anerkennung ein; andere betrachteten das bittere Muß aus der Entfernung sogar wie etwas ziemlich Natürliches. Unter dieser Erkenntnis seufzte besonders die Rätin, ihr Hochmut litt empfindlich, unter den Nadelstichen des Alltags verbitterte sich ihr Gemüt, soweit es die angeborene Indolenz zuließ, und sie hatte Tage, an denen die kleinen Spitzen ihres Charakters, bisher wie in Watte eingewickelt, recht deutlich und unangenehm hervortraten. Dora sah in der Mutter längst

nicht mehr das tadellose Vorbild, dem sie blind zu folgen hatte; zuweilen bemächtigte sich ihrer eine Gereiztheit und Ungeduld, daß sie kaum ein heftiges Wort zurückhalten konnte.

Ohne eine Aufforderung hatte sie die Last der täglichen Bitternisse auf sich genommen, Einschränkungen versucht, ja selbst gearbeitet; aber statt Dank erntete sie Tadel, von Hans sogar Spott und Achselzucken.

Das hatte sich alles noch verschärft, seit sie in der neuen Wohnung waren. — Frau von Lindeck war zuerst in einen wahren Paroxismus von Verzweiflung verfallen, als sie die bedeutend niedrigeren, einfachen Zimmer sah.

„Hier soll ich es aushalten, Dolly?“ fragte sie jammernd, mit gerungenen Händen. „Ich sage dir, Kind, ich kann's nicht. Ich kann's nicht! — Wenn dein guter Vater mich so sehen könnte!!“

Doras Lippen zuckten, schwer setzte sie sich auf den nächsten Stuhl. Ihr feines Gesichtchen war blaß und schmal zum Erschrecken. „Es muß eben sein, Mama,“ sagte sie mit ungewohnter Härte, und eine scharfe Falte zeigte sich auf der weißen Stirn. „Leicht wird es wohl keinem von uns, sich in die veränderten Verhältnisse zu schicken.“

„Nicht einmal Stuck ist an den Decken,“ begann die Rätin wieder mit scheuem Aufblick. „Du sollst sehen, sie werden alle über uns die Nase rümpfen, wenn sie herkommen. Alle! Drei Treppen und diese erbärmliche Ausstattung! Ich muß mich wirklich vor der Majorin und der Senden schämen.“

Dora seufzte ungeduldig. „Sie wissen ja alle, daß wir arm sind.“

„Wissen! — Das schadet ja nichts. Aber sehen brauchen sie es doch wenigstens nicht, Dolly.“

„Wir werden überhaupt wohl kaum in der Lage sein, Gäste bei uns zu sehen, Mama.“

„Wie schroff du das nun wieder sagst! Glaubst du, ich werde leben wie auf einer einsamen Insel? Im Gegenteil, ich habe jetzt erst recht das Bedürfnis nach Menschen, vielen Menschen, ich bin eben ein weicherer Charakter als du, Dolly.“

Das letztere war tadelnd gesagt. Dora schwieg. „Und denkst du nicht an Hans? Seine aristokratischen Freunde werden Augen machen! Erinnerst du dich nicht an den Grafen Zerlani? Den kleinen Grafen, der dir so den Hof machte, obgleich er ja viel zu jung für dich war? Der sagte mir damals, in keinem Fürstenschloß ginge es vornehmer zu als bei uns. Das freute mich. Du weißt, Vornehmheit galt mir immer unendlich viel."

„Was nutzt denn alles Jammern und Klagen," sagte Dora endlich, mit der Hand über die Stirn streichend. „Ist es nicht mutiger, menschenwürdiger, wir suchen, ohne zurückzublicken, möglichst ruhig zu ertragen, was wir nicht ändern können?"

„Ich fühle, daß ich das niemals kann." Und die Rätin weinte in ihr Taschentuch.

Nach einer kleinen Pause zog sie das Tuch herab, ein anderer Gedanke hatte sich ihrer bemächtigt.

„Axel hat sich sehr wenig nett gegen mich benommen, das wollte ich dir übrigens noch erzählen," begann sie dann, „du kannst ihm das einmal sagen."

„Was hat er dir getan?"

Dora fühlte ein peinigendes Unbehagen in sich aufsteigen; sie war von den Strapazen des Umzugs, den ewigen Klagen der Mutter, der Sorge um die Zukunft so nervös geworden, daß sie jedem neuen Ereignis nur mit Schrecken entgegensah.

„Getan?" Die Rätin schien äußerst befremdet. „Ja, getan hat er mir natürlich nichts; du wirst vielleicht nicht einmal etwas dabei finden, denn, Dolly, ich kann es dir nicht verhehlen, daß ich dich jetzt manchmal gar nicht mehr verstehe."

„Was war es mit Axel, Mama?" flehte Dora angstvoll.

„Ich bat ihn gestern um dreißig Mark, und er schlug sie mir ab."

Die Rätin rieb ihre Fingernägel; ihr schönes volles Gesicht sah höchstens ein klein wenig geärgert aus.

Dora schnellte empor; erst totenbleich, schoß ihr das Blut nun heftig in das Gesicht. „Wie konntest du nur! Wie konntest du nur! O, ich muß mich ja namenlos schämen!"

„Was du immer gleich tragisch bist! Was ist denn dabei! Ich werde meinen Schwiegersohn wohl einmal anborgen können."

„Du weißt, er hat es nicht, er ist arm," stammelte Dolly noch immer tonlos.

„Ja, leider. Mir wäre ein reicher Schwiegersohn wirklich lieber."

Dolly flog zu ihrer Mutter, kniete vor ihr nieder, umschlang sie und flehte gepreßt: „Mama, liebe Mama, tue mir das nie wieder an. Du weißt nicht wie Axel unter seiner Weigerung gelitten hat, du kennst ihn nicht. Aber ich — ich kenne ihn. Seine Armut frißt jetzt bitterer an ihm als an uns."

Die Rätin schlug die großen blauen Augen zum Himmel auf. „Ja, sie ist schrecklich, diese Armut," sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „du glaubst gar nicht wie sehr ich darunter leide, Kind! Was aber Axel anbelangt, so ist er ein Mann und dadurch schon viel besser dran als wir armen Frauen. Er durfte mir diese kleine Bitte nicht abschlagen, er durfte es einfach nicht. — Wenn er kein Geld hatte, so mußte er es sich für mich borgen, einer oder der andere seiner Kameraden hat doch gewiß eine vollere Börse als er, und junge Leute untereinander nehmen das doch nicht so genau."

„Wovon soll er aber solche Schuld bezahlen, Mama? Sein Gehalt ist eingeteilt bis auf den Pfennig, damit es reicht, kein Monat bringt ihm einen solchen Überschuß."

„Gräßlich solche Pauvreté," sagte die Rätin ungeduldig, den heißen, gequälten Blick Dollys gar nicht beachtend. „Ich wiederhole dir nur noch einmal, ein zartfühlender Mann weiß sich in solchem Dilemma immer zu helfen. Er tut eher alles andere als einer Dame mit ‚Nein' antworten. Nimm mir's nicht übel, aber ich bin von Axels Art nicht sehr erbaut, und vor mir ist er in Zukunft sicher."

„Wozu wolltest du das Geld, Mama?“ fragte das Mädchen nach einer Pause. Es drängte sie zwar mächtig, den Geliebten zu verteidigen, aber sie hatte das Gefühl, als sei es doch nutzlos.

„Mir Handschuhe, Taschentücher und Schleier kaufen,“ antwortete Frau von Lindeck prompt. „Da wir doch einmal arm sind, müssen wir eben an allem sparen, Dolly. Im halben Dutzend ist alles billiger, und da sah ich gestern in der Leipzigerstraße einen Ausverkauf — ach Gott, Kind, früher lachte ich darüber, das Feinste war mir kaum gut genug, aber nun bin ich doch gezwungen, auf Preise zu sehen. — Und da ich nun mein ganzes Leben lang Schwarz tragen werde . . .“ sie führte ihr Taschentuch an die Augen, blickte flüchtig darauf nieder, und dadurch abgelenkt, setzte sie in leichterem Ton hinzu: „die Tücher waren übrigens sehr hübsch, ganz reizende Kanten, wie Handstickerei und dabei wirklich billig.“

Dora hatte sich von ihren Knien erhoben. „Mama,“ sagte sie ruhig, „an Kaufen dürfen wir vorläufig gar nicht denken, wir haben ja auch alles reichlich. Und der Umzug war sehr teuer, laß dir nur einmal die Rechnungen vorlegen, damit du es selbst siehst.“

Als Mutter und Tochter nach einiger Zeit die Köpfe von dem dicht beschriebenen Blatt aufhoben, sagte die Rätin tadelnd: „Ich glaube, Dolly, du hast das möglichst unpraktisch angefangen. Wie kann denn das alles so viel kosten? Das glaubt mir ja niemand; ich bin wirklich ganz außer mir, was wird Hans sagen.“

Um Doras Lippen zuckte ein bitteres Lächeln, sie sagte aber nichts.

„Ich weiß nicht, warum der Himmel es auch gerade auf mich abgesehen hat! Eine Unannehmlichkeit jagt die andere!“ seufzte Frau von Lindeck ein paar Tage später, stützte den Kopf in die Hand und blickte auf ein voluminöses Briefpaket, das ihr im Schoß lag. „Komm doch einmal her, Dolly, und sieh dir das an.“

„Unsere Schneiderrechnung, Mama?“

Das Blut war ihr zu Kopf gestiegen und hatte ihre Wangen rot gefärbt; jedesmal beim Einlauf einer Rechnung hatte sie das Gefühl als würde sie eines Verbrechens überführt, während ihre Mutter ganz Indignation war.

„Natürlich von der Werner. Siebenhundert Mark im ganzen. Freilich ist da noch ein Rest vom Winter, dann unsere Traueranzüge — aber wovon soll ich das bezahlen, Dolly?“

Keine Antwort.

„Ich finde das übrigens sehr unkulant von der Werner, uns jetzt mit Rechnungen zu kommen. Sie weiß natürlich ganz genau, daß wir verarmt sind, da müßte sie unser Gefühl schonen. Jedenfalls antworte ich ihr gar nicht, Dolly.“

„Das geht nicht an, Mama. Sie ist doch im Recht!“

„Im Recht? Meinst du? Habe ich ihr nicht Unsummen zu verdienen gegeben? Meinen ganzen Bekanntenkreis an sie gewiesen? Ich denke gar nicht daran, ihr diese siebenhundert Mark zu bezahlen. Ja, ich finde es eigentlich eine Unverschämtheit, daß sie mir noch damit kommt.“

„Aber liebe Mama . . .“

„Kind, das verstehst du nicht! Leider habe ich bei dir ein ganz bedenkliches Hinneigen zum dritten und vierten Stand bemerkt, und das gefällt mir nicht. Schon beim Manne nicht, es bringt so einen gewissen unangenehmen Duft mit sich, aber bei meiner Tochter erst gar nicht, tue mir die Liebe, gewöhne dir das ab.“

„Zählst du Frau Werner zum dritten oder vierten Stand, Mama?“

„Zum vierten, das will ich nicht sagen, zum dritten zweifellos. Dahinein gehört alles, was arbeitet, um Geld zu verdienen, und ehe ich so weit hinabsteige, will ich lieber von Salz und Brot leben.“

„Schließlich war doch der Mann der Frau Werner Gutsbesitzer, und du hast sie doch immer freundlich, selbst vertraulich behandelt, Mama, wenn wir bei ihr waren. Ich freute mich, wie lieb und gut mein Mütterchen doch zu andern sein kann, mir ist das weniger gegeben.“

Die Rätin lachte. „Meine liebe Dolly, das ist unsere größte Klugheit den Lieferanten gegenüber. Sahst du Frau von Senden je so gut bedient wie uns? Oder Frau von Kailas? Ich glaube es nicht. Die Werner setzte eben ihren Stolz darin, mich immer zufriedenzustellen. — Das ist ja auch alles recht gut, aber ich glaube doch, ich habe da einen gewissen Dünkel bei ihr großgezogen; die Person bildete sich am Ende ein, ich sollte ihr eine Todesanzeige eures guten Vaters schicken, gerade als ob sie zur Familie gehörte, und da das nicht geschah, rächt sie sich durch Übersendung der Rechnung. Allzuweit muß man allerdings nicht in der Humanität gehen, das gibt zu Mißdeutungen Anlaß. Die Werner unter vier Augen, à la bonheur, die Werner vor der Öffentlichkeit, einfach unmöglich."

„Und wie wollen wir es mit dem Bezahlen halten, Mama?"

Die Rätin faltete seelenruhig das Konvolut zusammen. Schreck und Ärger waren längst verflogen. „Sie muß warten, einfach warten. Vorläufig werde ich einmal gar nicht darauf reagieren. Ehe wir wieder Kleider brauchen, dauert es doch noch ein paar Monate, da eilt die Sache ja gar nicht."

„Soll ich ihr schreiben, damit sie doch wenigstens weiß, woran sie ist?"

Frau von Lindeck machte ein unzufriedenes Gesicht, aber nicht auf lange, ihr kam augenscheinlich bessere Überlegung. „Ja, schreibe, Dolly, dann sichern wir uns wenigstens ihre Dienste für die Zukunft. Oder noch besser, gehe selber hin, du bist jung, da sind ein paar freundliche Worte keine Demütigung. Sage, daß ich jetzt nicht zahlen kann, später — später! Es muß ja doch einmal wieder anders kommen, dieser Zustand ist auf die Dauer unerträglich. Hans muß reich heiraten, das ist unsere nächste Hoffnung. Wer weiß wie noch alles wird! Also du gehst hin, Dolly."

„Ja, Mama," sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Fühlend, daß es notwendig war, hatte sie doch einen gewaltigen Kampf mit sich selbst zu bestehen. Da war erstens ihre Schüchternheit, ferner ein feines Empfinden und zuletzt ein

Restchen Stolz, das sie nur mit ihrem Gerechtigkeitsgefühl besiegen konnte. Aber so schnell ging das nicht, und Dolly zauderte von einem Tag zum andern. Die Rätin erinnerte nicht daran, sie hatte die ganze Geschichte vollständig vergessen. Ihr ältester Sohn, die Hoffnung für die Zukunft, beschäftigte ihre Gedanken.

Aber selbst ihr fiel auf, daß Hans fast nie in der gemeinsamen Wohnung zu finden war. Sie hatte gedacht, daß er doch wenigstens einige Stunden täglich arbeiten würde und deshalb seinem stürmischen Verlangen nach einem eigenen Zimmer nachgegeben. Nun aber war er stets fort, seine Bücher lagen unangerührt. Des Nachts hörte sie ihn manchmal nach Hause kommen, trotz ihres festen Schlafes, und an dem Schlagen einer Uhr merkte sie, daß es fast Morgen war, während er dafür meist erst gegen Mittag aus den Federn kroch.

Natürlich schenkte sie ihm die Vorwürfe nicht; aber wie Frau von Lindeck schon in ihrer guten Zeit niemals ein energisches Wort, immer nur klagendes Schmollen gehabt hatte, von dem sich jeder nehmen konnte so viel er wollte, so traf sie auch jetzt keinen andern Ton, besonders dem erwachsenen Sohn gegenüber. Hans nahm jedes Wort auf die leichte Achsel. Sein glückliches Temperament hüllte ihm immer alles in einen gewissen rosigen Nebel und ließ ihn nur an den kommenden Tag denken.

„Mein schönes Muttchen, sieh mal, das verstehst du nicht," meinte er lachend, streichelte ihr schönes Haar und trieb tausend Allotria. „Ich studiere schon, auch wenn ich nicht zu Hause bin. Und dann kann ich doch unmöglich mit all meinen vornehmen Bekannten und Freunden brechen? Du weißt, Graf Zerlani ist jetzt auch hier und Prinz Alfred. Konnexionen sind zum Vorwärtskommen nun einmal ganz unerläßlich, absolut notwendig, begreifst du das?"

Die Rätin nickte zustimmend. Die vornehmen Namen hatten einen außerordentlich angenehmen Klang für ihre Ohren, sie bildeten so gewissermaßen die Verbindungsbrücke zwischen dem Einst und Jetzt. Ganz im stillen gab sie Han-

recht, daß er diesen Verkehr nicht nur nicht aufgab, sondern sich ihm auch mit voller Hingebung widmete.

Ganz merkwürdig, wie anders Dolly doch war! —

Ein paar Tage später kam diese sehr blaß zu Frau von Lindeck, in den Händen ein Blatt Papier. „Mama,“ sagte sie, und ihre Stimme zitterte ein wenig. „Du mußt nicht denken, daß ich Angeberin sein will; aber das fand ich heute auf Hansens Schreibtisch. Du mußt ernstlich mit ihm darüber sprechen, Mama, das geht doch nicht.“

Neugierig nahm die Rätin das Blatt. Es war eine Rechnung über ein Souper bei Dressel, das Fazit zweiundsechzig Mark. Nachdenklich blickte sie auf die stattliche Zahlenreihe. Die einzelnen Posten waren nicht benannt, der Kellner hatte wohl nur aufgezählt und die Summe notiert. Vor den Augen der so verwöhnten, zu kulinarischen Genüssen sehr neigenden Frau stieg es verführerisch auf. — Dieser Posten bedeutete wohl Rebhuhnpastete — sie hatte sie stets so gern gegessen — und der erste sicherlich Austern, jener große endlich Champagner. Ein wollüstiges Sehnen durchzuckte sie, als sie in Gedanken das alles mitkostete. Jetzt, seitdem sie es entbehren m u ß t e, hatte es doppelten Reiz gewonnen. Sollte es sich gar nicht mehr ermöglichen lassen, ihren Gaumen einmal wieder mit derlei Dingen zu laben? Die einfache Hausmannskost, die Dora täglich auf den Tisch brachte, dünkte ihr plötzlich unerträglich. In tiefes, sehnsüchtiges Sinnen verloren, starrte sie auf das Blatt, ihr Gesicht umdüsterte sich immer mehr.

„Einzige Mama,“ sagte Dolly, die glaubte, ihre Mutter quäle die Sorge um den Leichtsinn des Sohnes, „nimm es dir nicht so sehr zu Herzen. Hans ist eben leichtsinnig. Aber wenn du ihm vorhältst, daß er kein Recht hat zu solchen Ausgaben, daß Onkels Geld zu derlei Sachen nicht angewandt werden d a r f, will er wie ein Ehrenmann handeln, m u ß er ja das selbst einsehen und vernünftig werden.“

„Onkels Geld?“ fragte Frau von Lindeck maßlos erstaunt. „Was hat denn das damit zu tun? Ich denke, es ist

knauserig genug, was er gibt, soll etwa der arme Hans daran als Fessel tragen?"

Sie war sehr übler Laune geworden, da sich ihr der Gedanke aufgedrängt, daß vielleicht eine andere, Unberechtigte alle diese guten Dinge mit ihrem Sohn geteilt hatte, während sie abends mit ihrem Tee und einfachem kaltem Aufschnitt vorlieb nehmen mußte.

Dolly seufzte, wieder einmal verstanden sich Mutter und Tochter nicht.

„Wenn Hans nach Hause kommt, schicke ihn gleich zu mir," fuhr die Rätin nach kurzer Überlegung fort. „Ob Onkels Geld oder nicht, jedenfalls hat er kein Recht zu solchen verschwenderischen Ausgaben, während seine Familie darbt."

„Nein, das hat er nicht," stimmte Dora ehrlich zu.

Aber Hans kam nicht. Man aß ohne ihn zu Mittag, und erst als es schon zu dämmern begann, stellte er sich ein, von seiner Mutter mit einer Flut von Klagen empfangen. Er pfiff währenddessen ein lustiges Liedchen, es rührte ihn nicht im geringsten.

„Wo hast du nur das Geld her?" fragte endlich seine Mutter mit einer gewissen Neugier, „ich nahm doch am Ersten gleich hundert Mark für uns?"

Hans schloß mit einem prächtigen Trillerpfiff. „Mein schönes Muttchen, danach solltest du gar nicht fragen," meinte er endlich etwas obenhin, „davon verstehst du doch nichts. Wozu ist man denn im Korps? Wozu hat man reiche alte Herren, die man anpumpen kann? Glaubst du wirklich, ich komme mit den lumpigen hundert Mark bei meinen noblen Bekanntschaften aus?"

Die Rätin schwieg eine Weile. „Mit wem warst du denn bei Dressel?" fragte sie dann, mit ihren Ringen spielend.

„Mit Zerlani und Prinz Alfred."

„Gott bewahre! Jeder von euch hatte da solche Zeche?"

Hans trat ungeduldig mit dem feinen Stiefel den Boden; er drehte an seinem Bärtchen. „Nein; die beiden waren meine Gäste, zum Frühstück natürlich nur."

„Und der erste Posten waren Austern, nicht wahr?"

Er lachte unbändig. „Was für eine feine Nase mein Muttchen hat! Natürlich, Austern!"

„Warum," fragte sie mit einem sehnsüchtigen Seufzer, „ladest du die Herren nicht zu uns ein? Zerlani verkehrte doch früher in unserm Hause. Wenn du so viel Geld ausgeben kannst, können wir dir das auch besorgen und hätten das Mitessen."

Hans lachte laut auf. „Einzige Mama, das kann doch dein Ernst nicht sein! In meiner Bude," — er sprach das außerordentlich verächtlich — „läßt sich doch bei Gott nichts Anständiges herrichten, Zerlani würde denn doch verdammt die Augen aufreißen. So wissen sie wohl alle den Wechsel in unsern Verhältnissen, aber sehen ihn doch nicht, und ich tue mein möglichstes, ihn vergessen zu machen. Armut ist eben eine Schande, die man zudeckt, damit sie einem nicht hinderlich ist."

Die Rätin seufzte. „Darin hast du sehr recht, Hans; ach, es ist überhaupt schrecklich. Das ganze Leben ist schrecklich. Wenn ich nur wenigstens auch einmal wieder gut essen könnte!" In ihren schönen blauen Augen standen Tränen, als sie sie jetzt zum Sohn aufschlug.

Hans dachte ein wenig nach. „Muttchen," sagte er dann leichtherzig, „wie wäre es, wenn wir einmal verstohlen eine kleine Eskapade machten? Zu Dressel oder Hiller oder sonst wohin, chambre séparée, damit uns niemand sieht. Du kannst dann all die schönen Dinge essen, auf die du Appetit hast, Geld habe ich ja noch, und langt's nicht, wird irgendwer angepumpt. E i n Vergnügen muß doch der Mensch haben, und daß dir das ewige Gemüse und Fleisch zuwider ist, das verdenke ich dir nicht, ich kann's nicht mehr riechen. — Wollen wir einmal leichtsinnig sein, Muttchen?"

In das schöne Gesicht der Rätin stieg Farbe, ihre Augen funkelten begehrlich. „Aber Hans," sagte sie, nur schwach mit sich selber kämpfend.

Der Sohn trat zu ihr und küßte ihre Hände. „Bist ja immer mein goldenes Muttchen gewesen, warum soll ich nicht

auch einmal Geld für dich ausgeben? Nur bitte, sage Dolly nichts davon, sie ist ein ekliges Frauenzimmer geworden, seit — seit Papas Tod." Er haßte das Wort Verarmung so sehr, daß er sich nicht zwingen konnte, es auszusprechen. „Ganz eklig, weißt du!"

Sie nickte lächelnd. Ihr Herz schwoll in Rührung und Zärtlichkeit für den opferbereiten Sohn.

„Wir machen es ganz heimlich, Muttchen. Morgen erwarte ich dich um zwölf Uhr an der nächsten Ecke und dann gehen wir, wohin du willst. Nicht? Dolly braucht gar nichts davon zu wissen."

„Nein, nein," versicherte sie lachend. „Das ist ja ganz abenteuerlich, mein Junge. Es ist hübsch von dir, daß du auch für deine alte Mutter etwas übrig hast, man lebt ordentlich wieder auf. Dolly ist wirklich unliebenswürdig geworden, aber das hat sie von Axel."

„Ein gräßlicher Pedant."

„Ja, und willst du glauben, daß, seit ich ihn damals um die dreißig Mark bat, er sich nicht wieder hat sehen lassen? Die ganze Woche trifft er sich mit Dolly schon außerhalb.

Ein ruppiger Mensch, mein Junge; wenn ich dagegen bedenke, was du für ein Gentleman bist!“

Er lächelte geschmeichelt. „Lebensart, Mama; dafür bin ich eben dein Sohn. Es bleibt also dabei, morgen.“

„Gewiß, morgen.“

Seit langer Zeit war Frau von Lindeck nicht so vergnügt wie an diesem Abend.

IX.

Während Mutter und Sohn ihrem heimlichen Vergnügen nachgingen, und Frau von Lindeck heiter wie ein junges Mädchen sich zum vereinbarten Rendezvous-Platz begeben hatte, kleidete sich Dora für den schweren Gang zu Frau Werner an. Es ließ ihr doch keine Ruhe. Im Gegensatz zu den anderen sah sie im Nichtbezahlen einer Schuld eine Schande, die sie niederdrückte, und im Borgen ein Unrecht, dessen sich anständige Menschen nicht schuldig machen dürfen.

Der Gedanke an die Schneiderrechnung quälte sie sehr, und so rang sie sich endlich den Entschluß ab, mit Frau Werner zu sprechen. Als sie in dem eleganten, fast luxuriösen Empfangszimmer saß, das ihr mit seinen hohen Spiegeln, dem Wirrwarr verschiedenster Modezeitungen auf den Tischen so bekannt war, während aus dem Anprobezimmer nebenan leises Stimmengemurmel klang, wurde ihr so weh zumute wie noch nie.

Gedankenlos ließ sie die kolorierten Modekupfer durch ihre Finger gleiten. Wie war es sonst ihre Freude gewesen, darin zu studieren, auszuwählen, zusammenzustellen, immer mit dem Gedanken, Axel zu gefallen; wie lange Beratungen über Stoff und Besatz hatte sie schon in diesem Zimmer gepflogen. Vorbei — vorbei für immer! Die Rosen des Lebens waren verwelkt, nur die Dornen geblieben. Tränen schossen ihr heiß in die Augen. Sie war ja noch so jung, und die Freude des Putzens in ihr noch nicht erstorben — sie fühlte es doppelt in diesen wohlbekannten Räumen. Nebenan ein

sehen, dann nochmaliges Sprechen, endlich das Klappen der Tür, und Frau Werner trat ein.

„Mein verehrtes, gnädiges Fräulein, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich Sie warten lassen mußte. Aber Frau von Senden war hier, eine sehr eilige Abendtoilette. . .“

Dora erhob sich und reichte Frau Werner die Hand. Das letztere hatte sie häufig, das erstere nie getan, es geschah unter dem Druck ihres Anliegens, fast instinktiv, denn Armut macht unsicher und höflich.

Frau Werner war eine distinguierte Erscheinung, mit grauem Scheitel, aber mit Zügen im Gesicht, die verrieten, daß das Leben sie nicht nur gestreift, sondern hart angefaßt haben mußte. Dadurch hatte sie wohl auch gelernt mit feinem Verständnis in dem Gesicht anderer zu lesen. Als sie Dora so blaß, ihrer bezaubernden Jugendfrische fast ganz beraubt, vor sich sah, wallte es plötzlich wie Mitleid in ihr auf. Sie drückte die feine Hand im schwarzen Handschuh etwas herzlicher, als sie es sich sonst herausgenommen haben würde und sagte mit einem guten Ausdruck in den etwas müden Augen:

„Es ist das erste Mal, gnädiges Fräulein, daß ich Sie nach dem Tode des Herrn Oberregierungsrats sehe, an meiner herzlichen Teilnahme haben Sie wohl nicht gezweifelt.“

Über Doras Gesicht rannen Tränen, sie konnte nicht sprechen; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stürmten zu mächtig auf sie ein.

Frau Werner, die ihre Erschütterung sah, suchte zu trösten. „Wir sind alle sterbliche Menschen.“

Dora nahm ihr Tuch heraus. „Gott sei Dank,“ sagte sie mit einer gewissen Bitterkeit, „das ist auch ein Trost.“

Frau Werner sah erschrocken aus, sie beugte sich ein wenig zu dem Mädchen herab und fragte in halbem Flüsterton: „Fräulein Dora, ist es denn wahr? Ich hörte so etwas munkeln, wollte es aber nicht glauben. — Sie sind in pekuniäre Schwierigkeiten geraten?“

Dolly nickte.

„Man hat es mir erst erzählt, als ich die Rechnung schon

abgeschickt hatte," begann Frau Werner wieder und setzte sich neben das junge Mädchen. „Die Frau Geheimrätin hat es mir gewiß übel genommen."

„Es ist doch kein Unrecht, ehrlich verdientes Geld zu verlangen," entgegnete Dora mit bebender Stimme, „aber furchtbar ist es, nicht bezahlen zu können, meine liebe Frau Werner."

Die ältere Frau sah, wie das Gemüt des Mädchens unter den Tatsachen litt, taktvoll kam sie ihr zu Hilfe. „Ich bitte Sie, Fräulein Dolly, machen Sie sich darüber keine Sorgen, dann warte ich eben noch etwas."

Dora kämpfte einen furchtbaren Kampf. Auf diese großmütigen Worte eingehen, nichts weiter sagen, sich mit einem scherzenden Dankeswort entfernen und das andere der Zeit überlassen — wie bequem! Mehr verlangte ja auch ihre Mutter gar nicht, im Gegenteil, jedes fernere Wort wäre ihr eine unnütze Demütigung gewesen. Aber Dolly dachte nicht so. Sie wußte, was jetzt nicht bezahlt wurde, konnte übers Jahr ebensowenig abgetragen werden. So schwer es ihr auch wurde, den Mut der Wahrheit mußte sie wenigstens dieser arbeitenden Frau gegenüber haben, die durch sie um den Lohn betrogen werden sollte. Mit bebenden Lippen begann sie:

„Ich kann Sie nicht im unklaren lassen, meine liebe Frau Werner, ich fühle, daß ich Ihnen das schuldig bin . . ." sie stockte doch. Mit nervöser Hand zupfte sie an dem Saum ihres Taschentuches, heiße Glut färbte ihre Wangen, endlich sah sie auf. „Wir sind arm geworden," sagte sie dann mit ziemlicher Fassung.

Frau Werner blickte in ihren Schoß. Die Aufklärung an sich kam ihr nicht überraschend, die Fama hatte ihr das schon aus allen Ecken und Winkeln zugetragen, aber daß es ihr Dora so ehrlich gestand, überraschte sie, und gleichzeitig wurde ihr Empfinden für das junge Mädchen ein wärmeres. „Ich hoffte für Sie, das Gerücht hätte übertrieben," sagte sie endlich teilnehmend. „Es ist so hart, alles zu verlieren; ich kenne das aus Erfahrung," und dabei nahm sie Doras Hand und drückte sie.

War es dies Zeichen von Teilnahme, fühlte sie aus dem Ton der Stimme volles Verständnis, sie wußte es selbst nicht, aber über Dora schlugen auf einmal widerstandslos die Wellen der Trübsal zusammen, sie weinte fassungslos. Frau Werner tröstete sie mit keinem Wort; erst als sie sich zu beruhigen begann, sagte sie: „Mein armes Kind! So jung noch, so wenig geschaffen und erzogen, Trübsal auf sich zu nehmen, ist das doppelt schrecklich für Sie.“

Dora schüttelte den Kopf. „Sie täuschen sich in mir, liebe Frau Werner,“ der feine Mund zuckte zwar noch, aber die Augen ließen das Weinen. „Mich trifft es nicht so hart. Nur manchmal freilich — manchmal! Aber ich würde nicht viel nach mir fragen, wenn ich nur zu helfen wüßte! Sehen Sie, das ist es, das macht mich so unglücklich. Meine Augen sehen, aber meine Hände sind zu ungeschickt, das Kommende abzuwenden!“

Sie schwieg erschrocken still. Hatte sie nicht schon zu viel gesagt? Es blieb doch immer die Schneiderin, der sie beinahe

im Begriff gewesen ihr Herz auszuschütten, weil sie zum erstenmal auf Verständnis stieß.

Frau Werner nickte gedankenverloren vor sich hin. Wie herzensgut und zugleich wirklich vornehm das gealterte Gesicht über dem dunklen Kleid aussah. „Ja, ja," sagte sie dabei, „es gibt nichts Härteres für eine Frau aus der Gesellschaft, als den Kampf um das Dasein aufnehmen zu müssen. Das ist eine längst anerkannte Tatsache, und doch ist keiner da, der es uns zu erleichtern sucht, keiner, der der Sinkenden, Kämpfenden die Hand zur Hilfe entgegenstreckt. Im Gegenteil; Demütigungen auf Demütigungen sind unser Los, wenn wir wagen um das tägliche Brot zu ringen, wenn wir uns freiwillig auf einen Platz begeben, der Arbeit und Verdienst bringt, aber uns gleichzeitig aus der Sphäre entfernt, der wir bis dahin angehört haben. ‚Arbeit adelt', ist ein sehr schönes Wort, aber auch nur ein Wort; im Leben bedeutet Arbeit leider für eine Frau von Stand eine Erniedrigung."

Zum zweitenmal schlugen dieselben Worte an Doras Ohr, und diejenige, die sie diesmal aussprach, war eine Frau, gewiß ohne Vorurteile und hinlänglich vertraut mit den Klippen und Untiefen des Lebens, viel mehr als ihr Bräutigam. Dennoch empörte sich Dora auch hier. „Ich kann das nicht glauben," rief sie, ohne ihre Erregung zu beherrschen, „und ich will es auch nicht! In ehrlicher Arbeit *kann* keine so große Erniedrigung liegen als im gedankenlosen Hintreiben und Rechnen auf die Geldbörsen anderer. Ich wenigstens, ich bin mir ganz klar, daß ich lieber arbeiten möchte bis ich umfalle, ehe ich auch nur ein Stück *erbetenen* Brotes essen würde!"

Frau Werner blickte in das junge, jetzt so schmale Gesicht, aus dem fester Wille strahlte, und ihre Sympathien für das schöne Kind verwandelten sich urplötzlich in fast mütterliche Zuneigung, als sie es so vor sich sah, ringend mit der Schwere der Verhältnisse, fast darin versinkend.

„Mein liebes Kind!" sagte sie herzlich, ganz vergessend, welch gesellschaftlicher Unterschied zwischen ihnen noch immer

bestand, trotz der unbezahlten Rechnung und Doras Armut. „Es spricht sich so leicht das Wörtchen: Arbeit. Sein Gewicht lernt man erst kennen, wenn man sich unter das Joch gebeugt hat. Es ist hart und wischt uns erbarmungslos den Schmetterlingsstaub von den Flügeln. Niemand schlummert sich in ein anderes Leben hinein, sondern es heißt die Zähne zusammenbeißen und manchen harten Bissen herunterwürgen. Ich weiß das aus Erfahrung."

Dora strich sich mit der Hand über die heiße Stirn. „Meine liebe Frau Werner, Sie schrecken mich nicht! Schon, daß ich mich zu jemand aussprechen kann, ist mir ein Trost; und vielleicht wissen Sie Rat. Ich will, ich muß arbeiten! Sagen Sie mir nur, was ich tun kann." Sie griff nach der welken Frauenhand, die vor ihr auf dem Tisch lag und hielt sich daran fest, als umbrause sie von allen Seiten etwas Unheilvolles.

„In derselben Lage, in der Sie sich heute befinden, Fräulein Dora, war ich vor ungefähr fünfzehn Jahren," begann Frau Werner ohne Frage, ohne irgend welche Einleitung. „Auch ich suchte verängstigt nach Hilfe und Rat, um mein Leben zu fristen; nur stand ich noch viel schlechter da als Sie, denn Ihre Frau Mama besitzt ihre Pension. Ist es auch nicht viel, so kann man doch schließlich damit leben; mein ganzes Vermögen aber bestand damals in zweihundert Talern. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt, daß mein Mann Gutsbesitzer war. Es ging uns recht gut, ich hatte nie im Leben zu rechnen brauchen. Meine Tochter heiratete, mein Sohn wurde Offizier bei den Ingenieuren. Für das letztere war eigentlich meine mütterliche Eitelkeit verantwortlich, ich wollte meinen Alfred für mein Leben gern in Uniform sehen. Ein Jahr darauf begann das Unglück, Schlag auf Schlag. Wir brannten ab, Mißernten folgten auf Mißernten. Eine schwere, langwierige Krankheit warf meinen Mann aufs Krankenlager, meine Tochter starb, nachdem wir durch meinen Schwiegersohn eine große Summe verloren hatten; eines Tages wurde das Gut verkauft. — Das unabwendbare Ende unserer Existenz traf meinen armen Mann

so schwer, daß er ganz plötzlich starb. Nun stand ich allein da mit meinem recht verwöhnten Alfred, um dessentwillen mein Herz mehr jammerte als um mich. Bis zum letzten Augenblick hatte ich ihm verheimlicht, wie es eigentlich um uns stand, er sollte seine Jugend so lange genießen, als irgend möglich, erst am Sarge meines Mannes erfuhr er die ganze Wahrheit."

Dora hatte sich ein wenig vorgebeugt und sah der Sprechenden erwartungsvoll in das Gesicht. Axels Bild stand vor ihr, wie er so stumm und geduldig seine Misere trug, obgleich er schmerzlich darunter litt.

„Wie nahm er es auf?" fragte sie interessiert, obgleich sie in diesem Augenblick zuerst erfuhr, daß Frau Werner einen Sohn besaß.

„Die Jugend ist schnell fertig," sagte diese mit einem Lächeln, das der Vergangenheit galt. „Gott — wenn ich noch daran denke — damals! Zuerst war er außer sich, dann faßte er den Entschluß seinen Abschied zu nehmen und Brot für uns beide zu verdienen. Ich wollt's ja nicht leiden — ich war so stolz auf meinen Sohn in Uniform, aber da half nichts! — Zuerst setzte er mir auseinander, daß er nicht ohne Zulage weiterdienen könne; daß er ferner keinen Pfennig von mir annehmen würde, käme es woher es wolle, sondern daß er beabsichtige, nach Amerika zu gehen, dort in einem elektrotechnischen Institut von der Pike auf zu dienen, bis er es endlich so weit wie möglich gebracht hätte. Talent hatte er ja dazu, das muß wahr sein. — Was half's, ich mußte mich fügen. Er ging fort, und ich blieb allein in Deutschland. — Da kam ich auf den Gedanken, es mit der Schneiderei zu versuchen . . . nun, mein liebes Kind, Sie sehen, es ist mir gut gegangen."

„Es war unrecht, daß Ihr Sohn Sie allein ließ! Wie schrecklich, mit der ewigen Angst im Herzen arbeiten zu müssen. Hatten Sie denn niemand, der sich Ihrer annehmen konnte, Frau Werner?"

Die alte Dame richtete sich etwas höher auf. „Von manchen Seiten ist mir Hilfe angeboten worden, liebes Fräulein,

das hat nicht gefehlt. Aber sehen Sie, ich habe so meinen eigenen Stolz, und der hat mir gesagt, arbeiten ist ehrlicher als Gnadenbrot, und lange, o lange nicht so bitter! Ich hätte es wenigstens nicht essen können. Der Bissen wäre mir im Halse gequollen, denn was ich auch getan haben würde, immer hätte ich geglaubt, die anderen dächten doch, er wäre unverdient. Manchmal ist es mir sehr schwer geworden, aber ich habe den Willen, festen Willen gehabt, der vor keiner Demütigung im Geschäft zurückschreckt, und so ist es denn gegangen. Ich verdiene genug, um eine Familie anständig ernähren zu können, mein Junge könnte jetzt das Doppelte von dem haben, was er früher bezog. Aber freilich, der Erfolg hat auch ihm recht gegeben. Er hat sich ebenfalls emporgearbeitet. Unter wieviel Mühen, verschweigt er mir zwar heute noch, aber er ist in sicherer, anständiger Stellung drüben und gibt sie nur auf, weil man ihm hier eine gleiche geboten. Da zieht er denn vor, mit seiner alten Mutter die letzten Lebensjahre, die ihr Gott noch schenkt, zusammen zu verbringen. Am ersten April tritt er hier bei einer großen Firma als leitender Ingenieur ein, ich gebe mein Geschäft auf und führe ihm die Wirtschaft."

„Sie geben Ihr Geschäft auf?" rief Dora heftig erschrocken. „Dann müssen also die siebenhundert Mark bis dahin gezahlt sein! Ach, beste Frau Werner, das ist unmöglich." Sie sah schrecklich unglücklich aus; wieder drückte sie die ganze Schwere des Nichtkönnens.

„Bitte, beunruhigen Sie sich nicht, Fräulein Dora," sagte Frau Werner mitleidig. „Das eilt gar nicht so sehr, ich gehe ja nicht aus der Welt, das wird sich schon finden. — Aber können Sie sich denken, daß es mir schwer wird, von meiner Arbeit zu scheiden? Mein Atelier, die oft gar nicht zu befriegende große Kundschaft, alles war mein Werk. Es ist mir, als sollte ich ein Stückchen Herz fortgeben, und ich wünschte, es fände sich jemand, der das Geschäft weiterführte, aber in meinem Sinn, nicht anders."

Sie schwieg und blickte auf Dora. Deren Augen hatten sich weit geöffnet, die Zähne legten sich fest aufeinander, und

ein Schauer durchrann sie sichtlich. In diesem Augenblick hatten beide Frauen denselben Gedanken, sie fühlten das.

„Mama würde es nie erlauben," murmelte Dora, „und auch Axel nicht."

Sie war sich bewußt, daß sie angesichts der gesuchten Arbeit feig wurde. So hatte sie es auch nicht gemeint. Im geheimen — verstohlen — ja, da wollte sie alles tun; aber öffentlich vor aller Welt! — Wie ein Blitz zuckte die Erinnerung an alle ihre Freundinnen, die hier arbeiten ließen, durch ihren Sinn — nein — das ging unmöglich.

Frau Werner sagte gar nichts. Sie strich nur die Pariser Modekupfer und die seidene Tischdecke glatt, auf der sie lagen.

Dann plötzlich fiel Dora ein, daß es in Zukunft doch immer eine Ersparnis bedeuten würde, wenn sie imstande wäre, sich und ihrer Mutter selbst die Kleider anzufertigen; bei der Werner ließ es sich sicher noch lernen, ehe sie das Geschäft aufgab. Stockend, beinahe unsicher brachte sie ihren Wunsch vor. Sie schämte sich vor ihr, gerade als ob sie in ihrer Seele lesen könnte und den Hochmut bemerkt hätte, der in dem Augenblick, als es sich darum handelte, die Worte in Taten umzusetzen, ihr den Mund schloß. —

War es denn wirklich Ernst mit dem heißen Drang nach Unabhängigkeit und Arbeit? Dora fragte sich das so eindringlich auf ihrem Heimwege wie noch nie, und obgleich sie es bejahen mußte, schauderte sie doch vor all den harten Konsequenzen, die das im Gefolge haben mußte und suchte angstvoll nach einem Kompromiß. Und dabei hielt sie der Gedanke mit eiserner Gewalt gepackt, daß da — da dicht vor ihr das stand, was sie sich in letzter Zeit so heiß ersehnt hatte. Arbeit — die im Gefolge Unabhängigkeit und Selbständigkeit barg. Sie brauchte nur danach zu greifen. Dann lag die Zukunft nicht mehr wie ein atemraubender Alp auf ihrer Brust und nahm den Schlaf ihrer Nächte. Das beklemmende Schwarz nahm die Färbung eines lichteren Grau an, von Helle zwar weit entfernt, gab aber doch die Möglichkeit, aufzuatmen.

„Ich muß einmal mit Axel darüber sprechen," dachte

Dora, der bei all den Erwägungen trotz des naßkalten Herbsttages doch warm vor Aufregung geworden war, „er wird mich verstehen."

Sie bestieg den nächsten Pferdebahnwagen und fuhr bis an seine Wohnung. Wie ein Fieber brannte es in ihren Adern und wogte ihr im Hirn, gerade als wäre sie bei all ihren Entschlüssen nur der untätige Zuschauer, nicht die handelnde Person.

Vor der Türe rief sie einen kleinen Knaben an, der für die gespendeten fünf Pfennig sofort bereit war, den Herrn Leutnant herunterzurufen. Treuberg kam, tief erschrocken, im Hinunterspringen erst die Knöpfe seines Paletots schließend.

„Um Gottes willen, Dolly, ist etwas geschehen?"

Er lag immer auf der Lauer nach einem neuen Kummer, neuen Sorgen, die ihn noch treffen konnten.

„Nein," entgegnete sie ganz betroffen. „Ich war nur bei der Werner, und da dachte ich dir einmal im Vorübergehen guten Tag zu sagen."

Sie mochte nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen und von ihren Plänen — oder vielmehr Gedanken- sprechen; er sah so schrecklich blaß und mager aus in der trüben Beleuchtung der Regen- und Schneewolken, und auf der Stirn stand eine Falte wie eingegraben, die sie noch gar nicht so auffällig bemerkt hatte.

„Gott sei Dank!" murmelte er, zog die Handschuhe an und reichte ihr den Arm. „Willst du etwas spazieren gehen, Liebling?"

„Hast du Zeit?"

„Für dich immer — immer!"

Kam er ihr heute nur so zerfahren vor, oder hatte sie in der letzten Zeit nicht so darauf geachtet? Ihr wurde plötzlich schrecklich angst.

Schweigend gingen sie weiter.

„Was hast du denn bei der Werner gemacht?" fragte er nach einer kleinen Pause. „Hat sich Mama vielleicht eine neue Toilette bestellt?"

Wie bitter das klang! — Sie blickte rasch auf.

„Aber Axel! Nein. — Es handelte sich nur um — um unsere Rechnung. Wir können nicht gleich bezahlen.“

„Natürlich nicht!“ sagte er ruhig und starrte in die Weite. „Will man ohne Schulden durch die Welt kommen, heißt es von Anfang an mit den Pfennigen rechnen, das wird deine Mutter leider niemals lernen.“

Dolly errötete peinlich. Sie dachte an die dreißig Mark. Es war als habe diese Summe, verlangt und nicht gegeben, einen Riß gemacht, der von irgendwoher kam und irgendwohin ging, sie wußte nicht recht warum, nur daß sie das Gefühl daran nicht los wurde. Trotzdem drückte sie den Arm ihres Verlobten zärtlich an sich.

„Sei nicht hart, Axel. Die Rechnungen stammen noch aus einer Zeit, wo wir nicht ahnten, daß wir einmal um das Bezahlen in Sorge sein würden; und dann die Traueranzüge. Wer konnte das damals alles wissen. Wir waren ja auch so zerschmettert.“

Er nickte vor sich hin. Wozu noch länger über Dinge sprechen, die beide kannten, die schmerzten und doch nicht zu ändern waren.

„Ich wollte dir eigentlich etwas erzählen, Axel,“ sagte Dolly nach einer kleinen Pause.

Er faßte nach ihrer Hand und drückte sie heftig. Hand in Hand gingen sie weiter.

„Nun, Liebling?“

„Frau Werner hat mir heute ihre Lebensgeschichte erzählt; sie ist die arm hinterbliebene Frau eines Gutsbesitzers, aber ihre Schneiderei setzt sie jetzt in den Stand, gut, ja luxuriös zu leben.“ Sie sah ihn aufmerksam und erwartungsvoll an.

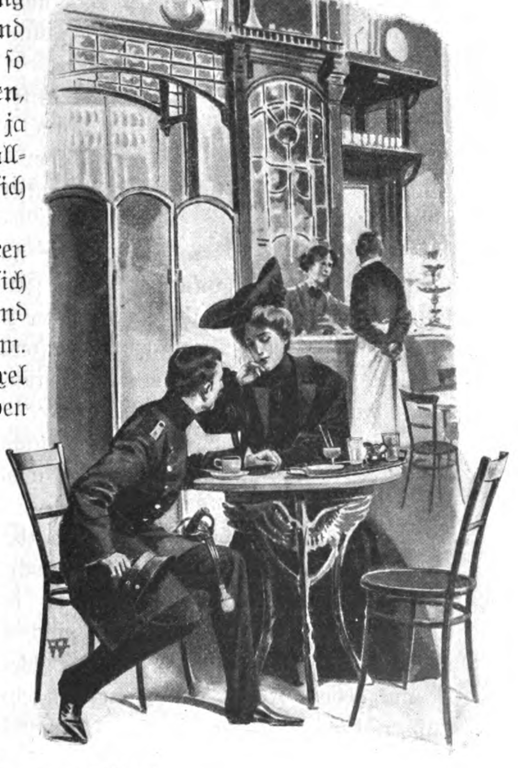
„So! So!“ sagte er gleichgültig.

Zerstreut mußte er sein, das war keine Frage. Was hatte er nur? Dolly ahnte nicht, daß, als ihre Botschaft kam, Volkmar von Mansfeld bei ihm gesessen und eines jener endlosen, deprimierenden Gespräche geführt hatte, zu denen Axel in letzter Zeit förmlich drängte. Manches davon ging ihm noch im Kopf herum.

Es begann zu regnen.

„Komm,“ sagte er, die Türe einer kleinen Konditorei aufstoßend, „hier läßt es sich besser plaudern, und um diese Zeit werden wir auch ziemlich allein sein.“

Sie folgte ihm ruhig. Zu Anfang hatte sie Scheu und Herzklopfen gehabt, so allein mit ihm zu gehen, der Papa hätte das ja nie gelitten; aber allmählich hatte sie sich doch daran gewöhnt.



Tatsächlich waren sie allein, setzten sich in einen Winkel und machten es sich bequem.

„Dolly,“ sagte Axel plötzlich, als sie den Schleier abnahm, „du hast geweint.“

Sie lächelte trübselig. „Das tue ich manchmal, aber es bringt mir keine Erleichterung. Ich glaube, nur ein fester Entschluß täte das, ein Entschluß, an dem keine Macht der Erde etwas zu ändern vermöchte.“

„Gibt es solche befreienden Entschlüsse?“ fragte er und starrte in die Tasse schwarzen Kaffees, den er sich hatte geben lassen.

Sie rückte ihm näher. „Ich glaube doch, Axel. Als ich der Werner gegenüber stand, regte er sich in meinem Herzen. Ich fühlte ganz genau, daß er da war, daß er mich

trieb, aber — ich war zu feig, Axel, so schrecklich feig! Es kam kein Wort über meine Lippen."

Er sah sie ganz verständnislos an. „Bei der Werner, Liebling?"

„Ja. Sie sagte mir, sie wolle ihr Geschäft verkaufen. aber nur an jemand, der es hoch hielt, der Geschmack und Talent dazu habe. — Mich hat man immer meines Geschmacks wegen gelobt."

„Du!!" schrie er auf, heiser, unterdrückt, qualvoll und packte ihre Hand so fest, als müsse er sie vom Abgrund zurückreißen. „Du!!" wiederholte er leiser mit demselben dumpfen Laut, der ihr ins Herz schnitt, und dann sagte er eine ganze Weile nichts.

„Sieh einmal, Axel," sagte sie nach einer Pause, sich noch näher an ihn schmiegend, „die Idee ist gewiß gar nicht schlecht. Ich bin nur so feig vor den Menschen, obgleich ich weiß, daß das eine Dummheit ist. Jetzt kümmert sich keiner um uns, aber dann würden sie schreien. Und Mama, du weißt wie Mama ist . . ."

„Und an mich scheinst du gar nicht gedacht zu haben." Er sprach vollkommen ruhig, aber wieder war sein Gesicht wie das eines Toten.

Sie lehnte verstohlen eine Sekunde ihren blonden Kopf an seine Schulter. „Aber an dich doch zuerst, mein Einziggeliebter," flüsterte sie. „Ich weiß, daß du schwer leidest unter unserer Armut, weil du nicht helfen kannst. Aber wenn ich so gut verdiene wie die Werner, dann kann ich Mama geben, Frank helfen, der so sehr benachteiligt ist — und endlich — weil ich doch als Schneiderin keine Offiziersfrau sein kann — nimmst du den Abschied, suchst dir eine andere Stellung, und — und wir könnten heiraten."

Durch seine festgeschlossenen Lippen drang es wie ein Stöhnen. „Und du glaubst, daß ich ehrlos genug sein würde, von der Händearbeit meiner Frau zu leben?" fragte er dumpf.

Sie hob den Kopf und sah ihn ganz erstaunt an. „Aber wer verlangt das denn, Liebster? Du sollst doch auch arbeiten."

„Ja," sagte er bitter. „Vielleicht im Tagelohn — für hundert Mark den Monat. Wenn es sich noch so hoch beläuft."

„Frau Werner erzählte mir, ihr Sohn war Ingenieuroffizier, sei dann in das Elektrizitätsfach gegangen und jetzt in einer glänzenden Stellung."

„Einer unter Tausenden!" rief er mit Bitterkeit. „Vielleicht hatte der Mann Talent! Konnexionen! Ich aber habe nichts und niemand! Nicht einmal das Geld zu einem Bissen Brot, bis ich etwas gefunden habe, denn Onkel Schönbach würde dem Neffen, der nicht mehr Offizier wäre, unbarmherzig jeden Groschen verweigern. Und dann — in meiner jetzigen Stellung weiß ich, ich kann etwas leisten, bin tüchtig, allen Anforderungen gewachsen — in jeder anderen Karriere wäre ich ein toter Mann! — Herzblatt! Liebling! Fordere dies *eine* nicht von mir, ich *kann* es nicht! — Und es würde auch nichts bessern!"

Seine Brust hob und senkte sich schwer, fast keuchend kam sein Atem heraus. Zum erstenmal hatten die zarten Mädchenhände an dem gerührt, was ihn so namenlos quälte, was ihm seine Liebe, seine Ehre gebot, und was er doch nicht tun konnte.

„Um Gottes willen, Axel," sagte sie furchtbar erschrocken. „So war es ja gar nicht gemeint; das habe ich nur so hingesagt. Was uns beide anbelangt, ich warte ja gewiß noch, so lange es notwendig ist. Eigentlich können mich ja auch Mama und Frank gar nicht entbehren, wenn ich es recht bedenke."

Ihre Stimme brach. Er küßte ihre Hand wild und heftig, wie sie ihn sonst gar nicht kannte.

„Kind, Kind," sagte er immer noch erregt. „Was für furchtbare Minuten hast du mich durchleben lassen! Sag mir, daß du diesen verrückten Plan ganz aufgeben willst, ganz und für immer. Schwöre es mir. Die Frau unseres Standes gehört ins Haus. Sie muß klaglos darben, lächelnd entsagen, wenn es not tut, aber nicht sich emanzipieren, ihren Weg allein gehen wollen. Hörst du, Liebling, versprich mir,

daß du den Plan aufgeben willst. Gott sei gelobt für deine Feigheit.“

Er trocknete sich mit dem Taschentuch die Stirn. Dolly hielt den Blick gesenkt.

„Es waren nicht Emanzipationsgelüste, die mich dazu trieben, Axel, sei versichert,“ sagte sie endlich tief bekümmert, „es war ganz, ganz etwas anderes! Ich fühle nur, daß es Erniedrigungen und Demütigungen anderer Art als diese äußerlichen sind, die die Armut mit sich bringt, und die zu Schäden an unserer Seele werden.“

„Sprich deutlicher, Liebling,“ sagte er zärtlich und liebkoste ihre Hand, als wollte er sie für seine Heftigkeit entschädigen. „Ich verstehe dich nicht.“

Sie sah auf. Ein feines Rot stieg in ihr Gesicht. „Ich habe das Gefühl,“ sagte sie mutig, „als wenn Mama, die meinen Papa doch so über alles geliebt hat, als er lebte, dem armen Toten jetzt nachträgt, daß wir so dastehen wie es ist. Sie liebt ihn nicht mehr, im Gegenteil — sie — sie —“

„Laß gut sein, meine Dolly,“ unterbrach er sie liebevoll. „Über deine Mutter wollen wir besser gar nicht sprechen. Eins aber könntest du von ihr lernen und auch von Hans — das Standesbewußtsein, die Standesehre! In dem Punkt denkt mein Püppchen sehr demokratisch. Willst du vor jeder, die da kommt, einen Knicks machen für gnädige Kundschaft und ergebene Reverenz, wenn sie dir das Geld hinzahlt, das du verlangst?“

„Es wäre ehrlich erworbenes Geld — besser, viel besser als geborgtes,“ sagte sie seufzend. „Aber Axel, Mama will, daß du des Abends wieder zu uns kommst, ich soll jetzt im Dunkeln nicht so viel allein mit dir gesehen werden, und du wirst es tun, nicht? Bitte! Bitte!“

„Ja, gewiß.“ Er dachte ein wenig nach. „Aber eine Bedingung knüpfe ich daran; ich muß für mein Abendbrot bei euch beitragen dürfen, mir würde sonst der Bissen im Halse stecken bleiben.“

„Axel!“ rief Dolly verwirrt und fassungslos. „Wie kannst du — wie kann ich —“

„Mein Liebling,“ sagte er sehr ernst, „stelle dich da nicht auf den sentimentalen Standpunkt, das bist du deiner Familie schuldig. Daß du für deine Person täglich einen Gast hast, ist unmöglich. Zumal es noch sehr lange dauern kann mit diesem Gast. Zeig mir einmal, daß du auch in der Praxis Mut hast, nicht nur in der Theorie.“ Und er lächelte.

Sie schluchzte ein paarmal heftig. „Ja!“ sagte sie dann entschlossen.

Er legte den Arm um ihren Leib. „Meine Dolly, meine süße Dolly!“

„Ach, nenne mich nicht mehr Dolly, Dolly heißt Püppchen, und ich bin doch keine Puppe mehr, sondern das Leben hat mich zu einem recht verkümmerten Menschen gemacht und mir weh, recht weh getan; wer weiß, wann wir am Ende sind!“ entgegnete sie, mit schwimmenden Augen zu ihm aufsehend. —

Auf dem Heimweg waren beide ernst und still, jedes hatte seine trüben Gedanken. Beim Abschied sagte er: „Ich will um Urlaub nachsuchen und zu meinem Onkel Schönbach reisen, vielleicht verwandelt er meine Zulage in die Kaution. Dann, Dolly, hole ich dich mir, und wenn wir zusammen hungern sollten. Aber den andern Plan, den hast du endgültig aufgegeben. — Sag ja.“

Sie nickte und kämpfte dabei mit ihren Tränen. Ihr war das Herz so schwer. Wohin sie ihre Schritte auch zu lenken versuchte, um sich zu retten, überall Steine, Steine, die der Dünkel und die Vorurteile der Menschen hingeworfen hatten, und die sie nicht umgehen konnte, ohne sich und andere empfindlich zu treffen.

So kam sie zu Hause an und fand ihre Mutter behaglich auf der Chaiselongue liegend, in völliger Vergessenheit der Gegenwart. Dolly erwähnte kurz ihres Besuches bei der Schneiderin, auch daß sie Axel getroffen und ihrer Abrede. Die Rätin lächelte.

„Das ist ja ein anständiger Zug an ihm,“ sagte sie kopfnickend. „Es wird freilich nicht viel sein, was er gibt, denn

er ist knauserig, aber dafür können wir uns dann vielleicht mal etwas Besseres zum Abend leisten. Es geht doch nichts über gutes Essen, Dolly! Da fühlt man sich wirklich als Mensch, und als vornehmer Mensch. Frank brummt übrigens schon eine Weile, daß er so spät sein Mittag bekommt, er muß ja fort."

Dolly beeilte sich sehr. Der arme Frank! Auch sie hatte ihn fast vergessen. —

Als sie sich setzten, fehlte Hans, und die Rätin sagte: „Eßt heute nur allein, Kinder, ich bin schon satt." Sie lächelte dabei und bewegte die Lippen, als schmecke sie etwas Köstliches.

Da trat Hans ein. „Was gibt es denn heute?" fragte er, sein Pfeifen unterbrechend und mit der feingeschnittenen Nase schnüffelnd. „Aha, Wruken mit Schweinefleisch. Danke für den Fraß! Nicht wahr, Mütterchen?"

Die Rätin lachte. „Herzloser Bösewicht, mach doch den anderen das Herz nicht schwer."

„Das Menü meiner Fräulein Schwester zeichnet sich durch Reichhaltigkeit aus," meinte er, gutmütig spottend. „Dressel versteht es nicht so gut. Was, Muttchen?"

Und nun kam es zutage. Während Dora litt und kämpfte, waren Mutter und Sohn sehr heiter miteinander gewesen — o, so heiter, und hatten gut gegessen, ganz vorzüglich gegessen, ohne an den kommenden Tag zu denken. In ihrer Art glückliche Menschen.

„Ich finde es aber schlecht von euch," sagte Frank erbost und warf seine Serviette auf den Tisch. „Das heißt von dir, Hans. Dolly und ich sind die Stiefkinder."

„Mach dich nicht so mausig, Krabbe," lachte der Student und fuhr dem Jungen in das dichte, wellige Haar.

Dolly sagte nichts; aber sie dachte an das vergeudete Geld und wie knapp ihre Wirtschaftskasse war. Sie dachte auch an Axel.

„O, wenn er doch kommen könnte, um mich zu holen," flog es ihr durch den Kopf. Eine namenlose Sehnsucht ergriff sie. Fort, weit, weit fort, nichts mehr hören und sehen!



X.

Der Herbst brachte noch ein paar wunderschöne Tage. Lau und sonnig. Tom und Maggy marschierten, mit beiden Füßen im dürren Laub raschelnd, im Tiergarten auf und ab, während Jella ihnen lässig folgte. Nun lag bereits der ganze Sommer zwischen ihrer Erfahrung mit Lindemann, und doch hatte sie es noch nicht verwunden. Nicht der Mann war durch sein plötzliches Verschwinden bei ihr im Preise gestiegen, sie selbst kam sich gesunken vor, besonders Edgar gegenüber, den sie damals zum voreiligen Vertrauten gemacht, und der nachher ernstlich in sie gedrungen war, ob er vielleicht nötig hätte für sie einzutreten. Und weil sie das verneinen mußte, weil es schließlich den Eindruck machte, als sei nur sie die einzig Törichte bei der ganzen Affäre gewesen, hatte sie das Empfinden, als sähe sie auch der Major jetzt mit einem gewissen Vorbehalt an. Es war zwar nur Einbildung, aber eine bittere.

Jellas Gedanken wandten sich mit einer gewissen Hoffnungslosigkeit davon ab geheiratet zu werden, wie niemals vorher. Alle Unbefangenheit, alle Lebenslust war ihr genommen, und während sie hinter den Kindern achtlos herschlenderte, träumte sie offenen Auges.

Da trabte auf dem weichen Reitweg ein einzelner Reiter

vorbei, sehr elegant gekleidet, jung und augenscheinlich aufs höchste interessiert durch diese Begegnung, wenigstens verließen seine Augen keinen Augenblick die dunkel gekleidete Gestalt, und als er vorüber war, sah er noch verschiedene Male auffällig genug zu ihr zurück.

„Ob er wohl gemerkt hat, daß ich mir den Hut selbst aufgesteckt habe?“ dachte Jella, die nicht ohne eine gewisse Genugtuung sich der Aufmerksamkeit des Reiters bewußt wurde. „Es ist wahrhaftig schrecklich, daß ich dergleichen immer in Betracht ziehen muß.“

Nach kaum fünf Minuten, während welcher sie langsam weitergeschlendert war, kam derselbe Reiter zurück und dann wieder an ihr vorüber; sie erkannte ihn sofort und las dieselbe offenkundige Bewunderung in seinem Blick. Mehrere Male wiederholte sich das Spiel, bis Jella ganz rot im Gesicht war, und Tom und Maggy an die Hand nehmend, mit stolz erhobenem Kopf den Weg nach Hause antrat.

„Er hält mich ganz gewiß für eine Bonne oder ein Kinderfräulein,“ dachte sie ergrimmt. „Wüßte er, wer ich bin, richtete er sicherlich seine Huldigungen etwas weniger dreist ein.“ Der Gedanke, in den Augen dieses eleganten Mannes, der ihr mit seinem blassen, blonden Gesicht ganz gut gefiel, vielleicht unter ihrem Stand zu gelten, ärgerte sie so, daß sie nicht einmal zu irgend einer Befriedigung geschmeichelter Eitelkeit kam, und Tom mußte das büßen, indem sie ihm mit großer Energie eine Ohrfeige für irgend eine geringfügige Ungezogenheit verabreichte. Bei dem Indianergeheul, das er nun anschlug, hatte Jella gar nicht bemerkt, daß, obgleich sie einen anderen Weg eingeschlagen, ihr hartnäckiger Bewunderer doch ihre Spur gefunden und nun, unweit des heulenden Jungen, mitten im Reitweg hielt. Sie erschrak heftig als sie ihn auf einmal sah. Und während er mit dem silbernen Reitstock zu dem Kinde herüberdrohte, sah Jella auf seinem Gesicht ein Lächeln, ein ganz fatales Lächeln, während seine Augen sie fast verschlangen.

„Welche Unverschämtheit!“ murmelte sie mit zusammengebissenen Zähnen vor sich hin und überlegte schnell im



Weiterschreiten, wie es nur anginge, daß sie ihm wenigstens ihren Zorn zeigte. Wenn er doch nur noch ein einziges Mal an ihr vorüberreiten wollte, dann sollte er einen Blick haben — einen Blick! . . . Die Baroneß von Treuberg sollte er vor sich sehen, mit der eine Verwechselung unmöglich.

Aber er kam nicht!

Nach einem Weilchen sah sie sich ganz verstohlen um. Das Herz klopfte ihr zwar, und sie war sich des Verstoßes gegen den guten Ton voll bewußt, aber — es interessierte sie doch, wo der freche Mensch nun geblieben war.

Er hielt noch immer auf dem gleichen Platz. Aber als habe er ihr Umsehen geahnt, wehte in seiner Hand plötzlich ein Taschentuch, und dann warf er ihr eine Kußhand zu. Eine veritable Kußhand!

Das war zu arg. In Jellas Augen schossen zornige Tränen. Was hatte sie nur an sich, daß die Männer sich ihr gegenüber derlei herauszunehmen wagten! Natürlich, weil sie armselig und schlecht gekleidet war! Da lag es, nicht in ihrem Benehmen, wie Sidonie tadelnd zu äußern pflegte. Und Jella empfand eine neue Demütigung ihres Stolzes.

Tief in Gedanken versunken legte sie den Heimweg zurück; die Kinder hatten an ihr eine stumme, achtlose Begleiterin. Erst kurz vor dem Hause warf sie einen musternden Blick auf ihre Schutzbefohlenen, und — da sah sie in gemächlichem Schritt den Reiter wieder hinter sich. Er mußte ihr gefolgt sein und beobachtete nun, in welche Haustüre sie trat . . . Die große Überraschung, die ihr das war, ließ den Zorn verrauchen. Während Tom und Maggy die Treppen hinaufstürmten, blieb sie noch einen Augenblick im Hausflur stehen und musterte durch die Glastür ihren neuesten Anbeter.

Er gefiel ihr, saß gut zu Pferde, sah sehr elegant aus, kurz, sie war geneigt, ihm seine vorige Unverschämtheit zu verzeihen, da er sich so ausdauernd erwies. Der wirkliche, echte Mädchenstolz war niemals in ihrer Seele geweckt worden, die Demütigungen, die sie oft ertragen mußte, hatten

nur ein Gefühl in ihr geweckt, das sie sporadisch völlig beherrschte, und das war Hochmut.

Sehr rot im Gesicht kam sie endlich nach oben und verstand, sich unauffällig in die Nähe des Fensters zu begeben, an dem der Major saß.

Richtig, da ritt er wieder vorüber. Seine Augen irrten über die Fensterreihen; als er sie sah, griff er leicht an den Hut.

In demselben Augenblick sah der Major auch auf die Straße und bemerkte den Reiter. „Welch schönes Tier!“ sagte er beifällig. „Wie schlank der Leib, wie zierlich die Hufe, da schlägt ein altes Kavalleristenherz höher.“

„Ist es aus dem Tattersall, Edgar?“ fragte Jella mit der unschuldigsten Miene der Welt.

„Bewahre, das sieht sehr nach Eigentum aus. Solch Gaul ist ein kostspieliges Vergnügen.“

Ein paar Minuten später stand Jella vor dem Spiegel und studierte sich sehr aufmerksam. Augenscheinlich hatte sie auf den jungen, reichen Mann Eindruck gemacht, das war nicht zu leugnen. Vielleicht ahnte er auch jetzt aus der vertraulichen Haltung, die sie dem Vetter gegenüber angenommen, daß sie zum Hause gehörte und schämte sich seiner Frechheit. — Aber — aber — würde sie ihn jemals wiedersehen? Die Großstadt ist darin keine Gelegenheitsmacherin. — Was nützte es ihr am Ende, wenn sie ihn auch wiedersah? Schließlich wurde es dieselbe Geschichte wie mit Lindemann! Nein, dafür dankte sie . . . dann war es schon besser, gleich von vornherein zu verzichten. Das Los des armen Mädchens! Wäre sie besser gekleidet gewesen, ja, dann würde er sich vielleicht Mühe um sie geben . . . Jella seufzte tief auf. Nach solchen Vorkommnissen pflegte sie sich noch viel unglücklicher zu fühlen, weil sie dann ernstlicher ihre Stellung überdachte, und das fehlte auch diesmal nicht; trotzdem zog sie sich am nächsten Tage mit Herzklopfen zum täglichen Spaziergang an.

Und sie traf ihn wieder und wieder, jeden Tag auf dieselbe Art. Er zu Pferde, sie mit den Kindern zu Fuß, und

das Wetter tat ihr den Gefallen und blieb eine ganze Woche lang heiter, sonnig und schön.

Jetzt spähte Jella schon immer von weitem nach Roß und Reiter. Sie war weder zu hochmütig noch zu schüchtern dazu. Ein rascher Blick, ein verstecktes Lächeln und schließlich zum Abschied ein Abheben des Hutes, wobei sie sein volles, blondes, gut frisiertes Haar sah.

Zuletzt hatten es sogar die Kinder gemerkt, und obgleich Jella es ihnen noch so viel auszureden versuchte, es half nichts. Tom und Maggy blieben steif und fest dabei, daß ihnen immer derselbe Reiter begegne. Jella war in gelinder Verzweiflung. Wenn die Kinder zu Hause schwatzten, so bedeutete das für sie sicher Stubenarrest, dann war selbst dies kleine Vergnügen zu Ende, an dem allmählich doch schon ihr Herz zu hängen begann. Sie zerbrach sich den Kopf über ihr Verhalten am andern Tage. Da kam ihr ungeahnt das Wetter zu Hilfe. Ein häßlicher, kalter Nordost hatte sich aufgemacht und nahm in wirbelndem Tanz das Laub von den Bäumen, trieb graue, regenschwere Wolken heraus und machte über Nacht aus dem sanften Herbstzauber einen bösen, unwirtlichen Gesellen. Tommy hustete, mußte zu Hause bleiben, und Jella hatte Brusttee zu kochen und Umschläge zu machen.

Unlustig, mit recht schwarzen Gedanken ging sie ihrer Pflicht nach. Es war das erste Abenteuer ihres Lebens, das erste Mal seit der Lindemannschen Affäre, daß sie wieder an die Zukunft gedacht, sich wieder mit Gedanken an einen Mann getragen, denn eigentlich hatte sie sich zugeschworen, von jetzt ab alle zu verachten und zu ignorieren. Nun war er ihr entschwunden, sie wußte nicht einmal seinen Namen. Auf das nächste Jahr zu hoffen, war doch wohl etwas allzu sanguinisch, bis dahin hatte er sie sicher vergessen, und daß sie in diesem Winter nirgends hinkommen würde, das hatte ihr Sidonie schon angekündigt. Der „Familie" halber, wie sie hinzugefügt, da Dolly doch Axels Braut sei. Wieder kam sie zu der Überzeugung, daß ihr Leben schrecklich sei, und wieder setzte sie diese um in Unfreundlichkeit gegen ihre Umgebung und bis auf die Spitze getriebene Empfindlichkeit.

So vergingen ein paar trübe Tage. Jellas Bitte, einmal Dora aufsuchen zu dürfen, wurde ihr in gereiztem Ton von Sidonie abgeschlagen, denn auch die Majorin hatte sich erkältet, litt an Husten und Schnupfen und pflegte dann unliebenswürdiger denn je zu sein. Jella sagte nichts mehr, obgleich ihr die kamillendurchduftete Atmosphäre des Hauses beinahe unerträglich wurde. Sie nahm sich vor, blaß und elend zu werden, ja geradezu häßlich, um Sidonie so ihre Tyrannei beredter vor Augen zu führen oder doch wenigstens Edgars Mitleid zu erregen. Was nützte es ihr denn auch, daß sie jung und hübsch war!

Da kam eines Tages die Köchin und machte sich mit verstohlenen Zeichen an das junge Mädchen heran; die Portierfrau hätte ihr aufgetragen, sie recht bald, aber ohne Aufsehen herunterzuschicken.

Jella brannte vor Neugierde, denn das Mädchen machte ein eigentümliches Gesicht bei dieser Mitteilung, so daß sich in dem jungen, romantischen Kopf sofort eine ganze Anzahl Unmöglichkeiten einfanden. Aber sie konnte nicht fort. Stunde um Stunde verging, und Sidonie fesselte sie mit wahrhaft satanischer Beharrlichkeit ahnungslos an ihre Seite. Endlich bot sich ein Ausweg. Der Kamillentee war zu Ende, und Jella konstatierte das mit dem Zusatz: „Ich werde in die Apotheke laufen und neuen holen; Minna ist jetzt draußen beschäftigt."

Die Majorin sah ganz erstaunt auf. „Wirklich? Das wolltest du? Aber es regnet draußen, Kind!"

„Das schadet nichts!" — Und wie der Wind war sie fort.

„Siehst du," sagte der Major wohlgefällig „sie gibt sich doch alle mögliche Mühe um dich, wenn du das nur manchmal anerkennen wolltest, Sidonie."

Jella stürmte in die Portierloge. „Was ist, Frau Gärtner, was wollten Sie von mir?"

Sie war sonst mit den Leuten kaum bekannt; trotz ihrer Abgeschlossenheit schützte sie ihr Hochmut doch vor aller Vertraulichkeit.

Mit breitem Lachen schlug die Frau ein großes weißes

Seidenpapier auseinander und zeigte ihr einen Strauß aus Rosen, Veilchen und Flieder kostbar zusammengestellt. „Für Sie, gnädiges Fräulein. Ein Herr hat es heut vormittag bei uns abgegeben, damit es ja in die richtigen Hände käme und Ihnen keinen Ärger mache. Nach Ihrem Namen hat er auch gefragt."

„Ein Herr?" Jella wurde rot und steckte das Näschen in die duftenden Blumen. „Ich kenne niemand."

„Aber er kennt Ihnen doch, gnädiget Fräul'n," und sie fuhr fort zu erzählen, wie er ausgesehen und was er gesagt.

Vom ersten Augenblick an hatte Jella nicht gezweifelt, daß der Spender ihr unbekannter Anbeter aus dem Tiergarten sei, trotzdem hörte sie aufmerksam und kopfschüttelnd zu. Als sie fast gedankenlos das Seidenpapier entfernte, fand sie ein geschlossenes Kuvert. Das Herz klopfte ihr, als sie es öffnete. Eine Visitenkarte lag darin. „Lucian Falk" stand auf der einen Seite, auf der andern: „Wird so lange täglich zwischen fünf und sechs Uhr Potsdamer-, Leipziger- und Friedrichstraße gehen, bis er das Glück gehabt hat, Ihnen wieder zu begegnen."

Jella schob das vielsagende Blättchen in die Kleidertasche und blickte unentschlossen auf die Blumen. Wo sollte sie mit ihnen bleiben, ohne daß sie zum Verräter wurden! Kein Fleckchen in der ganzen Wohnung war vor dem Auge der Hausfrau sicher, weder Küche noch Korridor. Welch gräßliche Abhängigkeit!

„Ich lasse Ihnen die Blumen hier, Frau Gärtner," sagte sie nach kurzem Entschluß, nur eine prächtige Rose auswählend und in die Tasche steckend. „Stellen Sie sie in Wasser."

„Und wenn der feine Herr wiederkommt, gnädig Fräulein? Soll ich was bestellen?"

Jella schüttelte heftig den Kopf. Nein, sie konnte keine derartigen Dienste annehmen ohne dafür zu zahlen, und Geld hatte sie nicht. Vielleicht erfuhr auch Sidonie davon ... Sie tauchte noch einmal die Nase in die duftigen Blumen. Zu schade, daß die in der Portierwohnung welken sollten. Aber

es half nichts. Ihren Zweck hatten sie ja doch erfüllt, ihr gezeigt, daß sie nicht vergessen war. Wie das ihr Selbstbewußtsein hob, ihrer Eitelkeit schmeichelte.

„Wie du gelaufen bist, Maus!“ sagte der Major, wohlwollend die Wange seiner Cousine klopfend, die heiß und erregt mit dem Tee in der Hand wieder bei ihnen eintrat. „Aber das schadet gar nichts, da kommt's Blut ein bißchen in Bewegung.“ Er behielt wohlweislich seine Beobachtung, wie berückend sie aussah, für sich. —

Seit Tagen hatte Jella keinen anderen Gedanken, als zu der bestimmten Stunde frei und in die Stadt zu kommen. Was sie eigentlich wollte, ihren Ritter nur sehen oder auch sprechen, das machte sie sich gar nicht klar. Ihrer Erziehung nach dünkte ihr letzteres ja fast unmöglich, aber da war etwas in ihr, ein aus Neugier und schattenhaften Erwartungen gemischtes Gefühl, was nicht weichen wollte und sie in steter Erregung hielt.

Sidonies Husten hatte sich gebessert; da sie bei dem immer noch rauhen Wetter das Haus aber nicht verlassen wollte, war sie es selbst, die Jella eines Nachmittags fortschickte, um eine fehlende Strähne Seide zu ihrer Stickerei zu holen.

Länger hatte Jella vor einem Ausgang noch nie vor dem Spiegel gestanden, sorgenvoller und zorniger noch nie ihren unmodernen, einfachen Anzug gemustert. Sie nahm sogar heimlich Sidoniens Regenschirm mit, weil er mit seinem weißen Griff schöner erschien als der ihrige.

Aber so sehr sie auch um sich sah, so langsam sie schließlich ging, kein Lucian Falk ließ sich blicken. „Gott im Himmel,“ dachte Jella, „es ist doch schrecklich in der Welt! Heut gerade, wo ich kann, fehlt er. Oder hat er es endgültig aufgegeben? Hat er zu viele Unbequemlichkeiten mit mir? Wahr ist es ja, ich bin kaum besser daran als eine Gefangene.“

Sie war sehr traurig und mutlos als sie nach Hause kam, und da zum Überfluß die Farbe der Seide nicht genau stimmte, gab es noch einen großen Krach mit Frau von Seefeld, der Jellas Stimmung unter Null herabdrückte.

Wieder gingen Tage hin. Es regnete und schneite was vom Himmel herunter wollte, als sie wieder einmal zu einer notwendigen Besorgung in die Stadt geschickt wurde. Diesmal stand Sidonie hinter ihr und trieb. Der alte Regenmantel, dessen Existenz Jella am liebsten verleugnet hätte, so schauderhaft fand sie ihn, mußte angezogen, der Regenhut aufgesetzt werden, ein Gegenstand, den Jella ebenso unkleidsam wie unnötig fand, und bewaffnet mit ihrem eignen alten Schirm, der seine lange Dienstzeit nicht verleugnen konnte, trat sie ihren Weg an.

„Sollte er mir heute begegnen, verleugne ich mich selbst," dachte sie, munter durch die Pfützen patschend. „Auch würde er mich kaum erkennen, denn ich sehe wie eine Vogelscheuche aus."

Sie war gerade an der Potsdamer Brücke, jener Stelle, die ihr immer Lindemann in das Gedächtnis zurückrief, als sie plötzlich neben sich zwei Füße bemerkte und gleichzeitig jemand sagen hörte: „Endlich, mein gnädiges Fräulein! Sie haben mich lange zappeln lassen."

Wie von einem Skorpion gestochen fuhr Jella herum. Er! Er! Und sie in diesem Aufzug! Das war schaurig, einfach schaurig! — Sie zog den Schirm dicht über den Kopf, und dabei bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß er ein Loch hatte, ein veritables Loch. In die Erde hätte sie sinken mögen. Er schritt aber, ohne sich durch ihr Schweigen abschrecken zu lassen, ruhig neben ihr her, als müßte es so sein.

„Ich bitte Sie, geben Sie mir doch wenigstens Antwort. Sind Sie mir böse wegen der Blumen und meiner hartnäckigen Versuche, Sie nur einmal zu sprechen?"

„Nein," sagte Jella endlich, „das nicht, Herr Falk. Aber Sie dürfen mir keine Blumen mehr schicken." Dabei sah sie unablässig in die Wasserpfützen, die auf dem Trottoir standen, ohne nur einmal die Wimpern aufzuschlagen, und er hätte so gern in dieser Nähe einmal ihre Augen gesehen.

„Warum nicht, haben sie Ihnen Unannehmlichkeiten gemacht?"

„Nein, aber sie sind beim Portier verblüht."

„Und haben ihren Zweck doch erreicht, da Sie sie wenigstens angesehen haben.“

„Ja, aber das geht doch nicht. Meine Cousine ist sehr streng. Ich darf auch nicht wieder mit Ihnen gehen; es könnten uns Bekannte sehen.“



„Bei dem Wetter schwerlich. — Aber ich weiß einen Ausweg, mein gnädiges Fräulein. Treten wir hier in diesen Hausflur. Es gießt so, daß es sogar durch Ihren Schirm träufelt.“

„Herrgott, das Loch!“ dachte Jella. Und Luz hatte, ohne daß er es ahnte, an diesem Gedanken einen so starken Verbündeten, daß sie ihm widerspruchslos in den offenen Treppenflur folgte und sofort das Monstrum von Schirm schloß.

Das Licht einer elektrischen Lampe fiel voll auf das erregte, sich seiner Schönheit völlig unbewußte junge Gesicht, blitzende Regenperlen hingen an den lockigen dunklen Haaren, und nun schlug Jella zum erstenmal die Augen auf, jene leuchtenden, funkelnden blauen Augen, die Lindemann zu unzuverlässig gedünkt hatten.

„Donnerwetter, welche Schönheit!“ dachte Luz fast betroffen.

„Es ist mir sehr unangenehm, daß Sie mich gerade heute treffen müssen,“ sagte sie nach einer kleinen Verlegenheitspause. „Wer zieht sich denn bei solchem Wetter ordentlich an! Neulich als die Sonne schien, habe ich vergeblich nach Ihnen ausgesehen, und Sie wollten doch jeden Tag diesen Weg kommen.“

„Wenn Sie mit dem ‚Neulich‘ Freitag meinen, den einzigen Tag, wo ich verhindert war, dann bin ich entschuldigt, Gnädigste. Es war nämlich Papas Geburtstag, der einzige Sohn also nicht abkömmlich.“

„Aber wie sehe ich nur heute aus!“ Ein kleiner Stoßseufzer dazu.

Er hätte ihr gern gesagt, daß er geputzte Damen zur Genüge sähe und sich gar nichts daraus mache, während ihn ihre Schönheit faszinière, aber er wagte es doch nicht recht. Um keinen Preis wollte er sie irgendwie unsicher machen. Ihm lag wirklich viel an dieser Eroberung; nur junge Mädchen aus guter Familie waren sein Genre, wo sich ihm Hindernisse boten, die er zu überwinden hatte. Alles andere war diesem verwöhnten jungen Lebemann längst nicht mehr der Mühe wert. Er vergaß sogar über Jellas Anblick, daß seine feinen Lackstiefel naß geworden und daß ihm unbehaglich war, denn er hatte Jella aus einer Droschke heraus erspäht, war ausgestiegen und ihr gefolgt, ohne daran zu denken, daß er naß wurde. Von ihm ein Heroismus.

„Was sehen Sie mich so an?“ fragte Jella, der die stumme Prüfung unbequem wurde, weil sie sie auf ganz etwas anderes bezog.

„Mein Gott, darf ich das nicht? Ich habe mir immer und immer diese Begegnung ausgemalt, und was ich Ihnen alles sagen wollte, nun Sie aber vor mir stehen, habe ich jedes Wort vergessen.“

Unter den halb gesenkten, dunklen Wimpern sprühte es hervor wie Funkenregen; Jella lächelte verstohlen.

„Ich habe überhaupt keine Zeit, hier lange zu stehen, ich muß ja nach Hause. Wenn es nicht bald besser mit dem Regen wird, muß ich trotzdem hinaus."

„Nein," rief er ganz erschrocken, „das dürfen Sie nicht; mich nun schon wieder verlassen! Ich muß doch wissen, ob und wann ich Sie wiedersehen kann, Ihnen wenigstens sagen, daß ich Tag und Nacht an Sie gedacht habe, daß ich Sie so reizend finde wie noch kein Mädchen vor Ihnen."

„Mein Herr!" sagte sie abweisend; aber der Schelm lachte aus ihren Augen, aus dem Lächeln ihrer üppigen, roten Lippen.

Auch in den Augen des jungen Mannes sprühte es auf. Sie hatten einen kecken Blick, obgleich eine gewisse Müdigkeit auf ihnen lag.

„Es hilft Ihnen alles nichts, so leicht werden Sie mich nicht los, Baroneß. Ich muß wenigstens erst über das nächste Wiedersehen mit Ihnen klar sein."

Jella warf den Kopf auf. „Glauben Sie denn wirklich, ich würde mir mit Ihnen ein Rendezvous geben?"

„Ja, das glaube ich," erwiderte er unerschütterlich ernst.

„Das ist aber — kühn, mein Herr!"

„Nicht so sehr in Anbetracht der Tatsachen. Ihre Lebenssphäre ist eine andere als die meine, wo habe ich also Gelegenheit, Sie nach allen Regeln des Zeremoniells kennen zu lernen, Baroneß, und das ist doch nötig."

Sie sah ihn nachdenklich an. Der Schirm stand in der Ecke, und sie lehnte neben ihm an der Wand des Flures, im Halbdunkel unendlich reizend. Aber er hatte recht, wo sollten sie sich kennen lernen, wie es ihrem Stande zukam? Jede Möglichkeit war ausgeschlossen. Auf die Weise würde sie nie einen Mann bekommen. Und nun plötzlich kam wieder die Jella zum Vorschein, die Sidonie so scharf tadelte, leichtsinnig, gedankenlos, impulsiv in dem, was sie gerade bewegte, und kokett — ja, sehr kokett.

Denn Koketterie war es, wie sie jetzt den Kopf neigte, ihn von unten herauf ansah und sagte: „Sie haben ja recht, aber was kann ich tun! Siddy läßt mich niemals fort wenn

ich möchte und schickt mich, wenn ich nicht will. Es ist ja gräßlich."

„Ach, Sie armes, wohlbehütetes Hühnchen," lächelte er. „Da müssen wir denn hervorragend schlau sein. Schreiben Sie mir unter meiner Adresse nach dem Postamt ‚Unter den Linden', ich werde jeden Tag nachfragen. Wollen Sie?"

„Da wir ja doch nun schon alte Bekannte sind — ja!" Und dabei wieder jener funkelnde Blitz und das verführerische Lächeln, über das sie gebot.

„Richtig, das hätte ich fast vergessen! Und ich darf Ihnen schreiben unter der Adresse der Portiersfrau, nicht wahr?"

Sie zog das Näschen hoch. „O, gewöhnliche Leute zu Vertrauten."

Er zuckte die Achseln. „Das hilft nichts, in unserer Lage."

Und dann suchte sie ihre Bereitwilligkeit dadurch zu bemänteln, daß sie ihm von Sidonies Härte und des Vetters Gutmütigkeit erzählte, von der Beschränktheit ihrer Zeit und ihrer persönlichen Freiheit.

„Eine Verwandte also, die das Gnadenbrot ißt," dachte er. „Arme, kleine Deklassierte."

Dann ließ er es sich nicht nehmen, sie in eine Droschke zu setzen, die er gleich auf Zeit bezahlte, damit sie pünktlich zu Hause sei.

„Aber bitte, kommen Sie nicht mit," sagte sie fast flehend, sich an ihre einzige Droschkenfahrt mit Lindemann erinnernd.

„Das ist hart!" gestand er zögernd.

„Bitte nicht! Es muß sein."

Ihre angstvollen Augen hielten ihn in Respekt, er küßte nur die kleine kalte Hand wiederholt.

„Also auf Wiedersehen!"

„Ja, auf Wiedersehen!"

Die Droschke fuhr davon. Er sah ihr nach.

„So kalt bin ich noch nie gestellt worden," dachte er mit

einem spöttischen Lächeln über sich selbst. „Das sollte Freund Hugo wissen!“

Aber es gefiel ihm gerade. — Da war doch etwas, das sich nicht mit Geld erkaufen ließ, die Gegenwart dieses bildhübschen, jungen Mädchens. Er mußte seine ganze Person einsetzen, und das wollte er gern, denn der Preis lohnte sich. Worin er bestehen sollte, dieser Preis, daran dachte er vorläufig nur flüchtig.

XI.

Jella hatte mit der Zeit eine ganze Reihe von Briefen empfangen und auch beantwortet. Sie hatte sich mit Luz auch zuweilen getroffen, ganz flüchtig, im Vorübergehen gleichsam; einmal war sie sogar verstohlen mit ihm in eine Konditorei geschlüpft. Ihr war es genug, ihm nicht. Trotzdem, oder vielmehr deswegen hatte es den vollen Reiz der Neuheit für ihn. Er wußte alles von ihr, sie wenig von ihm, ohne daß es ihr auffiel.

Wem aber die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, auffiel, das waren ihre Verwandten. Etwas Weiches, Nachgiebiges war in ihren Charakter gekommen, das im täglichen Leben deutlich zutage trat. Alle ihre Gedanken, ihr heißes Empfinden, das sie so oft zu Zornesausbrüchen veranlaßt hatte, gehörte jetzt dem Manne, der ihre Phantasie und ihr Herz beschäftigte, in dem sie ihren Erlöser sah. Er konnte ihr ja gar nicht anders nähertreten, als mit der Absicht einer ehelichen Werbung, ihr, der Baroneß Treuberg!

Daß er bürgerlich war, daran dachte sie kaum, jedenfalls hatte er viel Geld und liebte sie, das verrieten seine Augen, und zuweilen — halb flüsternd, sein Mund. Wie begierig sie die paar Worte in sich aufsog, wie stürmisch ihr Herz dabei klopfte. Liebe hatte sie ja ersehnt, Liebe vor allen Dingen! —

„Siehst du,“ sagte Seefeld schmunzelnd zu seiner Frau

„wie sich die Jella macht! Ich habe dir's doch immer gesagt, daß sie im Grunde ihres Herzens ein gutes Ding und leicht zu lenken ist.“

Sidonie schwieg; ihr gab diese plötzliche Charakteränderung des Mädchens zu denken. Einem instinktiven Gefühl gehorchend, lag sie ihr gegenüber immer auf der Lauer, immer so, als müsse sie sich jeden Augenblick auf eine zerstörende Eruption an ungeahnter Stelle gefaßt machen. Sie glaubte nicht an Jellas augenscheinliche Änderung, aber trotz allen Mißtrauens gelang es ihr nicht, hinter die Maske zu blicken.

Und im Grunde genommen war es nicht einmal Maske! Jella fühlte sich so zufrieden und glücklich wie noch nie in ihrem Leben, ausgesöhnt mit ihrem Schicksal, ihren Verwandten. Es war wenig, was ihr geworden, aber ihr genügte es vorläufig vollkommen. Schon das Bewußtsein, einen Menschen zu wissen, der sie liebte, an sie dachte, auf den fußend, sich ihre Phantasie über die tägliche Misere hinausschwingen konnte, war ihr ein Genuß. Zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie ein Geheimnis, das sie hütete, auch der liebsten Freundin, Dora, gegenüber. Luz hatte es so gewollt. Jeder Brief legte ihr aufs neue dringend Verschwiegenheit ans Herz, und sein Verbündeter war das Bewußtsein, daß sie doch eigentlich zu tadeln sei, daß Dora sie auch tadeln, vielleicht gar an Axel verraten würde . . . nein, Schweigen war durchaus geboten.

Wenn sie an Axel dachte, regte sich in ihr doch zuweilen das Gewissen. Sie kannte seine strengen Ansichten, und grade auf den Gängen zu ihm holte sie sich ihre Liebesbriefe, oder gönnte Luz ein paar gestohlene Minuten des Wiedersehens. Schließlich beschwichtigte sie aber immer wieder solche Regungen mit dem Gedanken an die Zukunft. Wenn nur erst alles so herrlich gekommen war wie sie es träumte, dann würde man ihr keinen Vorwurf machen, sondern sie im Gegenteil mit dankbarer Liebe umgeben; denn das stand in ihr fest, daß Luz auch für Dora und Axel sorgen müsse, sobald er erst ihr Gatte war.

Aus diesem angenehmen Grübeln und Träumen störte sie der Major auf. „Jella," sagte er in der herzensguten Art, die ihm eigen — und man merkte seiner Stimme an, daß sie sich schon in ihrem Tonfall bemühte, beschwichtigend zu wirken — während er mit der großen Hand streichelnd über ihren Kopf fuhr, „weißt du, wer eben eine Einladung für nächsten Dienstag zum Souper an uns geschickt hat?"



Sie sah ein wenig verstört, noch nicht ganz bei der Sache, zu ihm auf. „Aber wie kann ich das wissen, Edgar?"

„Exzellenz Marbach. Und nun, mein armes Puttchen, bist du gewiß sehr unglücklich, daß du zu Hause bleiben mußt, der langweiligen Trauer halber. Ich meine auch, Siddy ist etwas zu streng darin. Soll ich für dich bitten?"

Eine helle Glut schoß ihr in das Gesicht; ihre Augen begannen zu flimmern und bekamen einen tiefen, sehnenden Ausdruck unter den Gedanken, die sich blitzschnell hinter der weißen Stirn kreuzten.

„Bitte nicht," sagte sie etwas erstickt. „Bitte nicht, Edgar! Du weißt, wie Sidonie ist, und ich bleibe gern zu Hause. Wirklich, gern."

„Kind, du mußt krank sein," meinte er ganz erschrocken,

denn ihm waren noch etliche kleine Szenen gegenwärtig, die sich vor gar nicht langer Zeit bei ähnlichen Anlässen abspielten. „Sag, bist du krank, Maus?“

Sie lachte, ein fröhliches, glockenhelles Lachen; ihr Gesichtchen war ganz sonnig. „Du bist aber einmal komisch! Muß ich krank sein, weil ich vernünftig werde? Was soll ich unter all den geputzten Leuten mit meinem ewigen schwarzen Trauerfähnchen. Da bleibe ich schon lieber zu Hause.“

Wie ihn das rührte! Keine Klage, kein Zorn, nur ein Lächeln des Verzichtens. Er wünschte, seine Frau wäre eben Zeuge gewesen. „Guter Kerl,“ murmelte er und streichelte wieder ihr Haar, „armer, kleiner, guter Kerl. Zum Frühjahr sollst du das schönste Kleid in Berlin haben, und wenn ich dir's an meinem Frühschoppen zusammensparen müßte.“

Er ging eilig davon, um in seiner Rührung nicht noch mehr zu versprechen, aber Jella bemerkte das kaum. Ein Chaos wechselnder Gedanken, Gefühle, Absichten durchstürmte sie. Wenn Seefelds am Dienstag zu Marbachs gingen, bedeutete das einen freien Abend für sie. Einen Abend, an dem sie tun konnte was sie wollte, ohne Rechenschaft davon geben zu müssen. Frei, frei, ganz frei! Und diesen Abend konnte sie Luz geben!

Ihr schwindelte ein wenig bei diesem Gedanken, das Herz schlug heftig, und ein Gefühl von Atemnot bemächtigte sich ihrer. Heimliche Zusammenkünfte auf offener Straße, angesichts vieler Menschen, hatten neben aller Angst doch eine gewisse Beruhigung für sie gehabt, an diesem Abend aber würde es anders sein, das wußte sie gewiß.

Wie oft hatte er nicht schon um ein paar Stunden unter vier Augen gefleht, wo er ihr alles — alles sagen durfte, wovon sein Herz voll war. Wie oft hatte sie nicht sehnsüchtig solche Stunden herbeigesehnt. Nun sie die Möglichkeit dazu in Händen hielt, lastete es auf ihr wie Verantwortlichkeit, als kämpfe es in ihr um jene Stunden mit einer dumpfen, angstvollen und doch sinnbetörenden Neugier, die sie wie ein heimlich wütender Brand verzehrte.

Einen ganzen Tag ging sie wie im Traum umher, immer

unter dem Willenszwang, Luz zu schreiben und doch vor der Tat zurückscheuend, als plane sie ein Verbrechen.

Der Major sah die verstörte Miene seines Lieblings wohl; er schob sie auf Rechnung unerfüllter Wünsche, und deshalb jammerte sie ihn sehr. „Du solltest nicht so hart sein, Siddy," sagte er bittend zu seiner Frau, „die Kleine grämt sich über ihre unfreiwillige Entsagung."

Die Seefeld, die gerade neue Spitzen in den Ausschnitt ihres Kleides heftete, sah auf und meinte: „Sie mag Gott danken, wenn ihr niemals eine schwerere Entsagung im Leben aufgebürdet wird! Du übrigens, Edgar, du machst die Sache erst schlimm durch dein ewiges Bedauern. Daß ihr Männer doch so unmännlich sein könnt, wenn es sich um ein hübsches Mädchen handelt! Glaube mir nur, ich mit meiner Härte sorge besser für Jellas Wohl als du mit deiner gedankenlosen Gutmütigkeit." —

Nun war der Würfel gefallen. Jella hatte geschrieben! Ganz flüchtig nur, doch gerade genug, um dadurch ihrem Lebensweg eine andere Richtung zu geben. Aber mit dem Entschluß war plötzlich eine tolle Lustigkeit über sie gekommen, alle Bedenken verflogen. Luz liebte sie, sie ihn auch. Wer hatte das Recht, den Maßstab strengster Sitte an ein paar gestohlene Stunden zu legen! — Nun zählte sie die Augenblicke und wurde nicht müde, sich das Kommende auszumalen. Ein Fieber hatte sie erfaßt und verstärkte sich noch mehr, seit sie seine Antwort in Händen hielt. Eine glückselige, jubelnde Antwort, die jedes Bedenken, jede Angst in ihr auslöschte, als wäre sie nie gewesen. —

Endlich verschwand Sidonies Atlasschleppe, der letzte Schimmer ihres grauen, pelzverbrämten Mantels im Hausflur; noch ein kurzer Augenblick — der Wagen rollte davon — Jella war allein. Als sie in das Zimmer zurückkam, zitterte die Lampe in ihrer Hand; ein paarmal sah sie sich beklommen um, ob sich nicht irgendwoher Sidonies Augen hämisch und spitz auf sie richteten.

„Tante Jella!" riefen die Kinder aus der Kinderstube, „Tante Jella!"

Sie streifte mit einem Blick die Uhr. Wollte sie pünktlich sein, blieb ihr nicht viel Zeit. Das Mädchen hatte sie schon gestern in ihren beabsichtigten Ausgang eingeweiht. Es war unerläßlich gewesen wegen der Schlüssel zur Haus- und Küchentür, das neugierige, aber durchaus verständnisvolle Gesicht bereitete ihr viel weniger Unbehagen als sie gefürchtet. Durch die vielerlei Heimlichkeiten hatte sich ihr Empfinden abgeschwächt.

Jetzt kam das Mädchen mit pfiffigem Lächeln aus der Kinderstube, Puder, Brenneisen und Spiegel unauffällig in der einen Hand.

„Drinnen dürfen gnädig Fräuleinchen nichts machen," wisperte sie, „Tom und Maggy sind noch wach und passen auf alles. Hier ist es sicherer." Und sie begann alles aufzustellen und die Lampe zurechtzurücken.

„Tante Jella! Tante Jella!" schrien die beiden kleinen Schreihälse um die Wette.

Sie ging hinein und beugte sich über Tommys Bett. Vier Kinderarme umschlangen sie gleichzeitig, lachend und jubelnd, daß ihnen der Streich gelungen, und niemand gesehen, wie sie zusammengekrochen waren.

„Bleib doch bei uns, Tantchen, erzähle uns eine Geschichte," bettelten sie.

Die Uhr schlug halb neun. Nur noch eine halbe Stunde. Gewaltsam schob Jella die Ärmchen von sich. Ihr Gesicht brannte, ihre Augen glühten. „Laßt mich in Ruhe," sagte sie ärgerlich. „Ihr habt zu schlafen."

Aber sie hielten sie am Kleid fest. „Ein bißchen, Tante Jella, eine Minute!"

Sie zerrte die Falte ungeduldig aus den kleinen Händen. Nichts hatte noch Macht über sie, als der einzige Gedanke, fortzukommen. Es war jetzt wie ein Feuer, das in ihr brannte und alles andere verschlang.

Ihre Hände zitterten so, daß ihr die Frisur nicht gelingen wollte, die sie doch täglich machte; klirrend fiel die Brennschere auf den Tisch.

Minna, das Mädchen, stand mit dem Rücken gegen die

Platte gelehnt und sah ihr zu, schwatzend und guten Rat erteilend. Sie meinte es ehrlich mit dem schönen jungen Mädchen, das von der Frau Majorin „eingespundt" wurde, man sah es an dem Ausdruck des roten, glänzenden Gesichts. Aber an Jellas Ohren rauschte das vorüber wie ein Strom, unverstanden. Ihr Herz schlug so wild, daß sie auf nichts anderes hören konnte als das gewaltige Tuck — Tuck — das sie durchpulste bis in die Fingerspitzen. In dem hellen Spiegelglas sah sie ihr Bild nur verschwommen, die Lippen wurden ihr trocken, das Atmen schwer.

„Ich möchte lieber hier bleiben, Minna," sagte sie schwach, den Kopf in die Hand stützend.

„Nanu, aber gnädig Fräuleinchen, das ist doch man Spaß! Ein Vergnügen will jeder Mensch mal haben, na, und Sie haben doch gar keins! Das wäre doch nu Unsinn, hier hocken zu bleiben, wo es keiner nicht weiß."

Ja, es war Unsinn! Jella sprang auf und beendete im Fluge ihre Toilette. Draußen wartete er — er, er der sie hinausführen sollte aus der Enge, den Heimlichkeiten und Kleinlichkeiten, was zögerte sie noch!

„Wie schön gnädig Fräuleinchen aussehen!" sagte Minna mit ehrlicher Bewunderung, und dann schlich Jella aus der Wohnung, die Treppe hinab, im Dunkeln. Sie fror plötzlich vor Aufregung als sie die Schlüssel in die Hand nahm — und dann stand sie draußen.

An der Ecke der Blumentalstraße, in der nicht ein Mensch zu sehen war, hielt ein geschlossener Wagen, darin saß Lutz und wartete auf sie; so war es verabredet.

Wie sie hinkam, wußte sie nicht, nur daß sich ihr eine Hand entgegenstreckte, der Wagen sich dann in Bewegung setzte, und seine Stimme flüsterte: „Jella! Einziggeliebte! Endlich! Endlich!"

Sie drückte sich fest in ihre Ecke; angstvolles Zittern schüttelte sie plötzlich. „Herr Falk — um Gottes willen — ich bitte Sie —" Ihre Stimme brach, Tränen stürzten aus ihren Augen, furchtbare Scham und Selbstvorwürfe marterten sie.

Er ließ ihre Hände los und vergrößerte tunlichst den Zwischenraum zwischen sich und ihr. „Haben Sie keine Furcht," sagte er freundlich, ganz beherrscht, „ich werde nicht vergessen, was ich Ihnen schuldig bin."

Allmählich beruhigte sie sich. Er war wirklich lieb und gut zu ihr. So zartfühlend, so besorgt!

In einem kleinen Zimmer saßen sie allein an einer elegant gedeckten Tafel, und sie sollte durchaus von den besten und teuersten Speisen nehmen, die er ihr vorschlug.

„Ich danke, ich kann wirklich nicht essen — wirklich nicht!" sagte sie fast vorwurfsvoll. Sie begriff nicht, daß er nicht ahnte, wie die Aufregung ihr jeden Appetit nahm. Und dann drang sie darauf, daß er seine goldene prächtige Uhr auf den Tisch legte, um danach ihre Heimkehr zu bemessen, denn die Gesellschaften bei Marbachs pflegten sich bald nach zwölf Uhr aufzulösen.

„Eigentlich ist es hart," sagte er mit einem Blick auf die Zeiger, „sich durch jede Sekunde daran erinnern lassen zu müssen, wie flüchtig diese gestohlenen Glücksstunden sind. Ich wünschte, ich könnte die Uhr zerschlagen, statt sie immer vor Augen zu haben."

Sie lachte auf, und ihre Augen funkelten zu ihm herüber. Der Bann war von ihr gewichen, der Reiz der Situation, die Freude an verbotenen Früchten beherrschte sie völlig. Während sie aß und trank, denn endlich hatte sie sich doch bereden lassen, plauderte sie in ihrer unbefangenen, unüberlegten Weise.

Wäre er ein scharfer Beobachter gewesen, so hätte diese Mädchenseele vor ihm gelegen wie ein offenes Buch; keine Falte wäre ihm darin entgangen. Die begehrliche, stürmende Lebenslust, bis ins Ungesunde gesteigert durch die Fesseln, die man ihrer Jugend auch da anlegte, wo es nicht nötig war, die Bitterkeit, die der Zwang der Verhältnisse in ihr geschaffen und großgezogen. Das Sehen mit offenen Augen wie alles sein müßte, wenn die Lebensbedingungen des Einzelnen harmonisch sein sollten. Andererseits aber auch der Hochmut und Leichtsinn, der in ihrem Charakter nun einmal

lag, den niemals eine weiche Hand auszujäten oder zu lindern versucht hatte.

Für all dies Verworrene in ihr hatte er kein Verständnis. Ihre Liebessehnsucht, die fühlte er vielleicht heraus, und danach beurteilte er sie.

Freilich hätte sie einen schlechteren Gefährten haben können als gerade ihn. Er war von ruhigem Temperament, sein Phlegma schützte ihn davor, daß die Sinne mit dem Verstand davonliefen. Er liebte es, die Dinge, die sich ihm boten, oder die er sich errang, mit einer gewissen Langsamkeit zu genießen; alles Stürmische, Gewaltsame war ihm ein Greuel, er fand es albern und plebejisch. Seine Freunde kannten und neckten ihn dieser seiner Eigenschaften wegen, er ließ sie ruhig spotten, ohne sich zu ändern. Der Genuß an sich machte ihm nicht viel aus, nur das langsame Vorwärtskommen, das ab und zu Stationmachen hatte Reiz für ihn, ohne daß er damit irgend welchen Wunsch, den Regungen des menschlichen Herzens auf die Spur zu kommen, verband. Sein Amüsement genügte ihm vollkommen. So sehr er sich dies Rendezvous mit dem schönen Mädchen, das augenblicklich alle seine Gedanken und Gefühle beherrschte, ersehnt hatte, so wenig machte er es sich doch im Sinne seiner Freunde zunutze.

Gerade dadurch gewann er sich Fellas Herz völlig. Das böse Gewissen, die angstvollen Befürchtungen, die sie zuerst doch gequält, waren ganz verschwunden, sie sah in Luz das Ideal aller Ritterlichkeit. Mitten aus ihrem lebhaften Geschwätz heraus legte sie plötzlich ihre kleine, heiße Hand auf die seine. „Wie gut Sie gegen mich sind! Wie himmlisch gut!“ sagte sie ganz gerührt und blickte ihn dankbar an. „Nicht wahr, Sie haben keine schlechte Meinung von mir, weil ich hier mit Ihnen sitze?“

Er küßte ihre Hand. „Könnte ich etwas anderes als Ihnen dankbar sein?“ fragte er vorwurfsvoll. „Von welcher Seite kennen Sie denn die Männer, Fräulein Fella?“

Er nannte sie jetzt immer mit ihrem Vornamen, aber dabei fand sie gar nichts.

„Von welcher Seite?“ — Eine wehmütige Erinnerung durchzuckte sie. Mansfeld, den sie eigentlich so gern gehabt, der aber doch, trotzdem sie einmal für einen seligen Abend dasselbe von ihm gedacht, sich sofort wieder zurückgezogen, weil er ihre Armut kannte; dann Lindemann, der sie so furchtbar schlecht behandelt hatte — sie warf einen schnellen Seitenblick auf ihren Nachbar. Er stellte gerade das ausgetrunkene Sektglas auf den Tisch zurück und nahm die Zigarette zwischen die Lippen.

„Nun,“ fuhr sie kurz entschlossen fort, „von der Seite, daß ihnen bei einem Mädchen nichts wichtiger erscheint, als ob sie Vermögen hat oder nicht.“

Er lachte. „Nehmen Sie mich aus, bitte! Bei mir fällt das gar nicht in die Wagschale.“

Sie zupfte von einem Rosinenstengel die letzten Trauben und sah auf ihren Teller.

„Würden Sie ein armes Mädchen heiraten?“

„Warum nicht, wenn sie mir gefiele.“

Ihre Augen waren ganz feucht geworden, als sie ihn ansah. „Ich wußte es längst, daß Sie ein guter Mensch sind.“

Der Blick verwirrte ihn etwas, und gleichzeitig bekam er einen kleinen Schreck; aber um beides zu verbergen, legte er die Zigarette weg und setzte sich neben sie. „Jella,“ sagte er, doch etwas in Wallung geratend durch den Reiz, den ihre schöne, lebensfreudige Persönlichkeit für ihn gewonnen hatte, „Sie sind reizend. Wer neben Ihnen nicht Kopf und Herz verlieren will, der muß vorsichtiger sein, als ich es gewesen bin.“

Sie lachte ihn an. In diesem Augenblick hatte sie wahrhaftig unverläßliche Augen. „Liegt Ihnen denn so viel daran, Kopf und Herz zu behalten?“ fragte sie neckend.

All seine Überlegenheit und Vernunft ging richtig in die Brüche. „Wenn ich nur frei wäre — das heißt — selbstständig,“ murmelte er.

Sie sah ihn mit toderschrockenen Augen an. Ein abermaliger Fehlschlag ihrer Wünsche und Hoffnungen schien ihr unerträglich.

Einen Augenblick sahen sie sich stumm an, dann plötzlich riß er sie an sich und bedeckte ihr Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen. Es kam so unerwartet, daß ihr keine Zeit zum Wehren blieb.

„Jella, mein Herz — meine Geliebte, das ist ja alles dummes Zeug, mit dem wir uns die paar Stunden des Glücks trüben. Es darf nichts zwischen uns treten — hörst du — es darf nicht! Habe nur Geduld und vertraue mir. — Willst du mir vertrauen?“

Ihr Kopf lag an seiner Schulter, schwer senkten sich die Lider auf die schönen Augen, eine bleierne Müdigkeit überfiel sie plötzlich. Die Aufregung, der Wein, die drückende Luft des kleinen Zimmers bewältigte sie beinahe bis zur Bewußtlosigkeit. Sie hatte nur das dumpfe Gefühl, daß sie zu seinen Worten mit dem Kopf nickte, und ein Strom von Worten unaufhaltsam an ihrem Ohr vorüberrann, ohne daß sie auch nur eine Silbe davon verstand. Aber ein großes Wohlbehagen überkam sie bei dem allen, der Wunsch, es möchte so fortgehen, immer — immer —!

Auf einmal riß sie sich jählings empor und aus seinen Armen, ihre Augen blickten wieder klar.

„Nur das eine sage mir deutlich: soll ich deine Frau werden? Willst du mich heiraten?“ fragte sie, und beide Hände gegen ihn stemmend, schob sie ihn von sich.

Er sah sehr verdutzt aus. Alles, was er vorhin gesprochen, hatte sich ja nur um diesen Punkt gedreht. „Hast du mich denn nicht gehört?“ fragte er zögernd.

„Ja oder Nein!“

Sie hatte nie so schön ausgesehen wie in diesem Augenblick. Das schwarze krause Haar ein wenig gelockert, Augen und Lippen feucht schimmernd, Glut auf den Wangen. All seine vorhin geäußerten Bedenken erschienen ihm auf einmal albern und überflüssig. „Wenn du wüßtest, wie ich dich liebe — wie schön du bist!“ stammelte er ganz hingerissen. „Mein Vater muß ja sagen — er wird es in ganz kurzer Zeit, habe nur ein wenig Geduld, meine süße Zella.“

Da warf sie mit einem Jubelruf beide Arme um seinen Hals und küßte ihn so, wie ihr zumute war, ohne Arg und ohne Zurückhaltung. — Die Erinnerung an diese Küsse verfolgte ihn lange. —

„Um Gottes willen, Luz, ich muß nach Hause.“

Er sprang sofort auf und läutete dem Kellner.

„Oder was meinst du,“ fragte sie übermütig, „lassen wir es darauf ankommen? Dann stelle ich dich morgen Sidonie als meinen Bräutigam vor — was die für Augen machen würde!“

„Das wäre töricht, Herz,“ antwortete er bei dieser Perspektive noch eiliger als unter anderen Aussichten. „So darf ich meinem Vater nicht kommen. Da heißt es Vorsicht und Geduld; mein alter Herr ist manchmal komisch. Komm, beeile dich.“ Er hing ihr den schäbigen alten Mantel um und hüllte sie sorglich ein; aber ihr Gesicht hatte sich verfinstert.

„Wie langweilig alle diese Rücksichten,“ sagte sie fast wegwerfend. „Hätte ich eine Million, fände ich wohl heute nacht noch bei euch glänzende Aufnahme, aber so! — Zeit!

Geduld! — Ich hasse diese Worte, Luz.“ — Und sie stampfte mit dem Fuß.

„Ich dachte, du hättest mich lieb?“

Da flog sie auf ihn zu, umfaßte ihn, küßte ihn, und schwor es ihm mit tausend Eiden zu. „Ich würde mich umbringen, wenn du mich verließeſt,“ war der Schluß.

Er zog ihren Arm durch den seinen. „Närrchen, warum immer gleich in Extremen. Du bist ein wildes Ding, weißt du das?“

„Ach ja,“ meinte sie resigniert, „aber ich kann eigentlich nichts dafür, das ist so in mir und muß dann heraus oder ich ersticke. Findest du es sehr häßlich?“

In der letzten Frage lag die Absicht, um seinetwillen ihr Temperament zu meistern; er hörte es nicht heraus, ebensowenig wie er den bangen Blick der strahlenden Augen bemerkte. Sie amüsierte ihn höchlichst mit dem Sprunghaften, das in ihrem Temperament lag, er wünschte sie sich gewiß nicht anders.

„Bleib nur wie du bist, so gefällst du mir gerade,“ sagte er, sich zärtlich zu ihr niederbeugend; und sie drückte ihr glühendes Gesicht gegen den Ärmel seines Paletots und war namenlos glücklich. —

Als sie aus dem Wagen stieg, sahen ihre scharfen Augen an der Querung der Potsdamerstraße zwei Gestalten, die sie sofort als Seefelds erkannte. Wie der Wind huschte sie ins Haus, warf Mantel und Kleid ab, stopfte sie in den Kleiderschrank zu unterst, und lag mit wildklopfendem Herzen, das Gesicht nach der Wand, im Bette, als sie den Major die Korridortür schließen hörte. Dann ein Hin und Her draußen, ein Öffnen und Schließen der Türen, endlich Stille. Niemand hatte das Kinderzimmer betreten.

Jella fühlte sich erleichtert und richtete sich im Dunkeln auf, um den heißen Kopf an die kalte Wand zu lehnen und zu denken. Rosig lachte ihr Welt und Zukunft entgegen, mit überströmender Liebe gedachte sie des Mannes, dessen Hand ihr das alles erschließen wollte. —

Der fuhr inzwischen in derselben Droschke nach Hause,

in der Jella vor kurzer Zeit noch neben ihm gesessen, ebenso sehr in Gedanken mit ihr beschäftigt, wie sie mit ihm. Daß er verliebt bis über die Ohren in sie war, fühlte er, daß er in solchem Stadium fähig war, Dummheiten zu machen, wußte er aus Erfahrung. Und wirklich zog er ernstlich eine Heirat mit ihr in Erwägung. Sie war, wenn auch arm, aus guter Familie, ihr Bruder diente in einem Garderegiment, das war zu überlegen. Ihr Adel imponierte ihm nicht, und er belächelte das Gewicht, das sie darauf legte, ihm galt Geld mehr, aber schließlich — sie war jung und bildhübsch. Freilich, ob das bei seinem Vater genug sein würde?

Jedenfalls war er entschlossen, als Gentleman ihr gegenüber zu handeln, so oder so, und vorläufig eilte ja noch gar nichts. Zeit und Geduld hatte er ihr gepredigt, Zeit und Geduld wollte er vor allen Dingen selber haben und jede Stunde genießen, die sich ihm bot.

Im übrigen war er heut abend sehr zufrieden mit sich gewesen; wenn er zum Beispiel seine Freunde im gleichen Fall mit sich verglich, fühlte er, daß er uneingeschränktes Lob verdiente. So schloß er denn in der behaglichsten Stimmung der Welt die Augen und sann darüber nach, wie er Jella das nächstemal eine Freude machen könne. —

Rührend war am nächsten Tage das Benehmen des Majors gegen seine Cousine, gerade als habe er ihr ein Unrecht abzubitten, und die verträumten Augen des Mädchens, ihr lässiges Wesen versuchte er durch kleine Scherze und Neckereien zu verscheuchen. Jella merkte nichts davon. Sie hatte keinen Sinn mehr für ihre Umgebung.

XII.



In Axel Treubergs mehr wie einfach eingerichtetem Junggesellenheim brannte die Lampe auf dem Schreibtisch. Sie beschien ein dickleibiges, aufgeschlagenes Buch, sowie beschriebenes und unbeschriebenes Papier. Aber er, der sonst, in fleißiges Studium vertieft, alle Zerfallenheit mit sich und den Verhältnissen in rastloser Arbeit vergaß, saß müßig im Sofa, bis wohin das helle Lampenlicht nicht zu dringen vermochte. Den Kopf hatte er auf die Brust gesenkt, unbeweglich, beinahe als ob er schliefe. Doch davon war er weit entfernt. Im Gegenteil, sein Herz schlug beklommen, und der Kopf schmerzte ihn als säße Blei im Gehirn.

Bis jetzt hatte er sich zu belügen versucht, hier und da einen Hoffnungslappen aufgesteckt, und wenn er selbst auch nicht daran zu glauben vermochte, sich doch wenigstens den Anschein gegeben, als ob er es täte. Sein fast krankhafter Eifer zu studieren, der brennende Wunsch, auf die Kriegsakademie und später in den Generalstab berufen zu werden, half ihm die einsamen, qualvollen Stunden verjagen, in denen die Gegenwart ihn mit todestraurigen Augen oder höhnischem Grinsen ansah.

Er dachte an Dora, wenn er arbeitete und strebte, er hoffte, ihr die böse Zeit, die sie jetzt durchleben mußte, einstmals versüßen zu können, vorwärts zu kommen und anerkannt zu werden, um ihretwillen . . . Seit gestern aber war ihm, als hätte sich ein schwerer Mühlstein um seinen Hals gehängt, so daß er den Kopf nicht mehr recht zu heben vermochte, und dumpf und leer war es in seinem Hirn.

Seit gestern war er zurückgekommen von seinem Onkel Schönbach, auf den er seine letzten Hoffnungen gesetzt hatte! Er konnte gar nicht über das hinauskommen, was zwischen dem Damals und dem Heute lag. Nichts Geringeres als die Vernichtung aller seiner Hoffnungen. —

Daß Schönbach kein steinreicher Mann war, hatte er sich ja selbst gesagt, die Zulage war so knapp, auch für Jella fiel niemals auch nur das Geringste ab. Freilich konnte das seinen Grund in einem früheren Familienzerwürfnis zwischen ihm und seinem Vater haben, jedenfalls hatte Axel niemals weiter darüber nachgegrübelt, um so weniger, als er den Onkel fast gar nicht kannte. Erst jetzt waren ihm die Augen aufgegangen.

Herr von Schönbach war nicht der reiche Mann, für den man ihn vielleicht hielt, er kämpfte hart mit der Ungunst der Zeitverhältnisse; nun war seine Schwester als Witwe mit sechs Kindern auch wieder zurückgekommen, er sollte helfen und wieder helfen, überall, wohin er nur sah.

Nur die Verzweiflung hatte Axel vermocht, unter diesen Verhältnissen doch noch von seinem Projekt zu sprechen. Die Antwort war eine abschlägige. Er konnte sie dem Onkel nicht einmal übelnehmen, ebensowenig wie die Worte, die er dazu gesprochen.

„Ich bedaure nicht, daß ich gezwungen bin, deinen Wunsch abzuschlagen, denn wenn ich mich unter anderen Zeitläuften vielleicht dazu hätte breitschlagen lassen, glaubst du, daß du dir ein gutes Bett mit dieser Kaution gemacht hättest? Zu eurem Stand, mein Junge, gehört Geld und noch einmal Geld, oder ihr geht unter in kleinlichen Bedenken, Rücksichten und Pfennigfuchsereien. Vielleicht ist es gut, daß es so gekommen ist, du hättest sonst auf eine große Erbschaft gehofft — was weiß ich! — Aber damit ist es nichts. Ich bin ein armer Mann geworden — jawohl geworden, ich sage es ehrlich. Schon deine Zulage wird mir manchmal blutsauer.“

„Onkel, nach diesen Worten wird es mir doppelt schwer, sie von dir zu nehmen, obgleich —“

„Obgleich sie herzlich gering ist," fiel Schönbach dem schwer Atmenden ins Wort. „Das weiß ich, Axel. Aber du wirst hoffentlich nicht verlangen, daß ich dir eine detaillierte Berechnung über mein Soll und Haben aufstelle. Ich sage dir nur soviel: Allein kannst du dich einrichten, dich einschränken nach deinen Verhältnissen, zu zweien geht es nicht. — Willst du mit Schulden anfangen? Das ist ein hartes Leben, und schließlich klappt es doch zusammen. Du kannst vorläufig dem Mädchen nichts bieten, sie dir nichts, daher heißt mein Rat: auseinander, solange es noch Zeit ist."

„Wir lieben uns, Onkel, Dolly baut auf mich, ehrlos käme ich mir vor, wollte ich sie nun im Stich lassen; es bleibt mir also nichts anderes übrig, als meinen Beruf zu wechseln."

„Daß du verrückt wärst!! Von dem Augenblick an hast du auf keinen Pfennig von mir mehr zu rechnen. Ich will mein Opfer nicht umsonst gebracht haben, und dich daran festzuhalten, ist mein gutes Recht," war der alte Herr aufgebraust. „Dein alter Name soll der Armee erhalten bleiben, wie es die Tradition unserer Familie vorschreibt, um so mehr, als du der letzte deines Namens bist. Hörst du, mein Sohn, du hast auch Verpflichtungen gegen mich, und ich bin nicht gesonnen, dir daran einen Deut zu erlassen. Ideen von Abschiednehmen und dergleichen gibt es nicht, oder — ich kenne dich nicht mehr! Mache mir keine Dummheiten um ein Weib! Es gibt tausend für eine, und manche ist darunter mit voller Tasche. Zuerst kommt dein Name, deine Stellung, dann erst das Herz; so haben es die Treubergs und Schönbachs seit uralten Zeiten gehalten. Die Liebe verfliegt, je eher, je mehr man ihr zu darben zumutet; was aber bestehen bleibt, bist du selbst, Deine Lebensanforderungen, dein Ehrgeiz, deine anständige Erziehung. Bleib ledig oder nimm dir eine andere, die Geld hat, da will ich dir nicht dreinreden, aber ein armes Mädchen ist in deinen Verhältnissen ein Wahnsinn, den ich nimmermehr gutheißen werde, mag sie sonst sein wie sie will." Und dann nach einer Pause tief aufatmend, fast bittend: „Sei vernünftig, mein Junge.

Glaube einem alten Manne, du bist zu keinem anderen Beruf mehr tauglich.“

So hatten sie sich getrennt. Halb in Unfrieden und erkältet gegeneinander. —

Auf dem langen Heimweg hatte Axel die beste Gelegenheit, seinen qualvollen Gedanken nachzuhängen, und er tat das, seinem ohnehin etwas grüblerischen Wesen gemäß, in ausgiebigster Weise. O, er sah den Weg, den Pflicht und Liebe ihn gehen hieß, ja ganz deutlich vor sich, er wußte genau, daß er ihn nur deshalb nicht unbeirrt ging, weil sich sein eigenes Empfinden dagegen aufbäumte.

Den Rock ausziehen, in irgend eine untergeordnete Stellung treten mit der Hoffnung, sich allmählich in die Höhe zu arbeiten, Dora zu heiraten, vier Treppen hoch zu ziehen, auf alles verzichten, was er vom Leben erhofft, oder was es ihm angenehm machte; darben, hungern vielleicht, aber zu zweien, einer jener vielen Deklassierten, die als heruntergekommene Adlige das Staunen oder Mitleid der lieben Nächsten erregen . . . Wenn er so weit kam, wurde ihm heiß und die Lippen trocken, voll Grausen wandte er sich von diesem Bilde ab.

Wenn er ein anderer Mensch gewesen wäre, mit irgend einer Begabung, einer Passion für einen anderen Lebensberuf; oder wenn er wenigstens leichtsinnig genug wäre, nur das Nächste in Betracht zu ziehen, nicht das Kommende. Aber er war mit Leib und Seele Soldat und hatte schweres Blut in den Adern, sobald es sich um irgend eine folgenschwere Entschließung handelte. Zudem hatte er auch seit seinen Knabenjahren geträumt von Karriere und Anerkennung, von neuem Glanz für seinen alten Namen. Sollte er das alles drangeben um Dollys willen? Wenn er sie nicht so lieb gehabt hätte, wäre der Kampf bald entschieden gewesen. —

Seit gestern abend war er zurück aber noch nicht bei Lindecks gewesen, sie erwarteten ihn nicht vor Ende der Woche; er konnte also fern bleiben, denn er fürchtete sich so,

Dolly das Scheitern seiner Pläne mitzuteilen, er wußte, wie sie darauf hoffte.

So saß er nun müde und abgespannt in seiner Sofaecke und mochte sich nicht gestehen, daß er in den Kreis seiner Betrachtungen jetzt auch einen dritten Weg zog, der ihn hinaus aus all dem Wirrsal führte, den Weg in das Nichts. —

Da klangen draußen schnelle Schritte, Säbelgeklirr, und Mansfeld stieß, den Burschen draußen abwehrend, schnell die Zimmertür auf.

„Schon zurück, Axel? Das ist ja überraschend, wir erwarteten dich erst Freitag.“

Treuberg erhob sich schwerfällig. „Der Zweck meiner Reise ist erreicht. Woher wußtest du aber, daß ich wieder hier bin?“

„Ich sah Licht bei dir, da sprang ich die paar Stufen in die Höhe. Du siehst schlecht aus, Axel; wahrscheinlich erkältet, es ist scheußliches Wetter draußen, laß uns einen gemütlichen Grog brauen. He, Berger!“

Der Bursche kam und empfing die Befehle, Treuberg war apathisch in seine Sofaecke zurückgesunken.

„Mir tut der Kopf elend weh,“ murmelte er wie zur Entschuldigung.

Ein prüfender Blick, und Mansfeld war so ziemlich über die Situation aufgeklärt. Einstweilen machte er keine Bemerkung, erst als der Grog in den Gläsern dampfte, sagte er so beiläufig: „Der Alte hat wohl nicht mit sich reden lassen?“

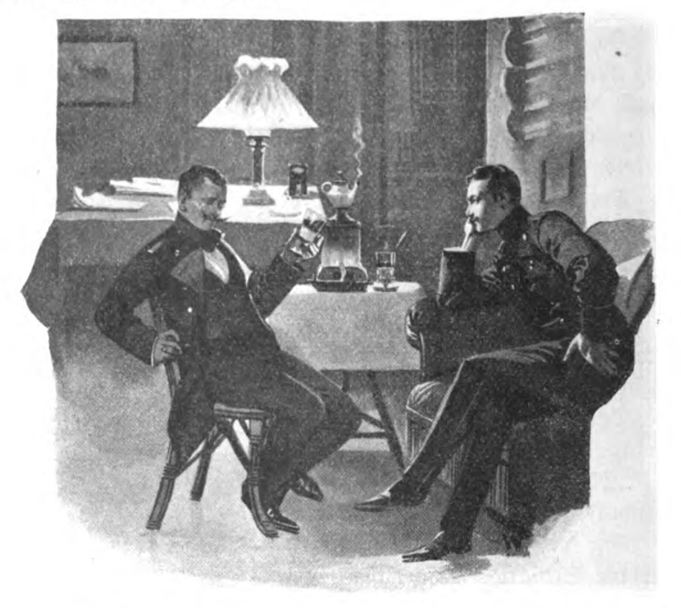
„Nein. Und er entzieht mir sogar die Zulage, wenn ich Dollys wegen umsatteln wollte.“

Mansfeld nippte vorsichtig an seinem heißen Glase. „Ein sehr vernünftiger alter Herr,“ meinte er dazwischen ruhig.

Axel fuhr auf. „Und das sagst du! du! Mein bester Freund! Der doch wissen sollte, wie mir zumute ist, wenn ich auch nicht viel davon gesprochen habe.“

„Gott sei Dank, daß das Eis wenigstens einmal gebrochen ist,“ sagte Mansfeld, sich ruhig eine Zigarre anzün-

dend. „Du weißt, ich sagte dir damals im Frühjahr, ich würde nicht eher auf dies Thema zurückkommen als bis du selbst es wolltest; die Aufforderung blieb bis heute aus, aber die augenblickliche Gelegenheit fordert denn doch dazu heraus, ohne indiskret zu sein.“



„Es wäre mir schon lieber, du schwiegst auch jetzt. Ich weiß ja doch, was du sagen willst, genau dasselbe wie mein Onkel Schönbach.“

„Wahrscheinlich. Du darfst uns eben nicht übel nehmen, daß wir ruhigen, unbeteiligten Leute die Dinge anders ansehen als du, den sie berühren. Ich weiß ganz genau, daß dir der Gedanke an Abschiednehmen, andere Lebensstellung und dergleichen durch den Kopf geht, aber du bist kein Kerl danach, es hätte keine Art mit dir, du machtest nur dich und das Mädchen unglücklich. Daß wir, in unserem Jahrhundert, mit der Liebe hohen Gefühlen und einem Stück Brot nicht durchkommen, wissen wir alle beide, außerdem ist deine

Braut verwöhnt von Jugend auf und wird nicht davon lassen können, beim besten Willen nicht. Habe ich doch neulich die Rätin mit ihrem Sohn von Dressel herauskommen sehen, augenscheinlich in bester Laune. Da siehst du gleich, was die Leute unter Einschränken verstehen. Adlig, arm und anspruchsvoll ist aber ein Dreiklang, vor dem man sich mit Recht fürchten soll."

Axel seufzte schwer. „Ich komme mir vor wie ein Schuft, wenn ich nur den Gedanken an Trennung in das Bereich der Möglichkeit ziehe. Dolly hat niemand als mich."

„Vielleicht leistest du ihr mit einem schnellen Entschluß den größten Dienst; Mädchen wie Fräulein von Lindeck finden leicht einen rangierten Mann, der nicht allein ihnen, sondern auch der ganzen Familie aufhilft."

„Das hast du wohl an meiner Schwester gesehen," warf Axel bitter ein. „Im Gegenteil, Dolly hat Selbständigkeitsgelüste, ganz unausführbare Ideen, sage ich dir, die sie nun und nimmer ins Werk setzen darf, so lange ich noch ein Wort mitzureden habe."

Mansfeld sah nachdenklich den Rauchwölkchen seiner Zigarre nach. „Hast du ein Recht, sie zurückzuhalten?" fragte er dann.

„Gewiß! Sie hat sich mir verlobt, ich bin ihr Bräutigam."

„Gib ihr die Freiheit zurück und nimm du dir die deine; es wäre für euch beide das beste. Fühlst du denn nicht, daß deine Liebe schon wund und flügellahm am Boden liegt nach all den bitteren Kämpfen, daß sie dir zur Kette geworden ist, an der du schleppst wie ein Galeerensträfling? Ich gebe zu, ihr ist viel zugemutet worden in diesem einen Jahr, aber wenn du es auch nicht Wort haben willst, vielleicht selbst nicht weißt, du siehst in ihr nicht mehr dein Glück, sondern einen Feind, der dich in Banden geschlagen hat und nun Herr über dich ist. Wohin soll das führen?"

Er hielt inne und sah seinen Freund prüfend an. Der hatte den Kopf in die Hand gestützt, so daß sein Gesicht im

Schatten war. Eiskalt überliefen ihn Mansfelds Worte, weil er fühlte, daß der damit nicht unrecht hatte.

„Am besten wäre mir eine Kugel," sagte er endlich düster. „Das Leben liegt vor mir wie eine schwarze Wand, durch die es kein Durchkommen gibt. Es erstickt und erdrückt mich."

„Mach dich frei!"

„Ich kann nicht! Nein, ich kann nicht!" Wie ein Aufschrei klang's. — „Sie ist so gut, so vertrauend, ich müßte kein Mensch sein, Volkmar, und sie liebt mich. Also warten — warten!"

Er stand auf und reckte sich in den Hüften wie einer, der eine unsichtbare Last abgeschüttelt zu haben wähnt; gleich darauf sank er wieder zusammen.

„Es nutzt nichts länger davon zu reden. Ich muß, weil ich will, und ich will, weil ich muß. — Vergiß auch meine dummen Reden von vorhin, ich habe kein Recht, Dolly dergleichen anzutun."

„Darin stimme ich dir vollkommen bei, du hast kein volles Recht über dich, so lange du verlobt bist."

„Wie schwer sie an diesem Fehlschlag tragen wird." Er schraubte an der Lampe, machte sich allerlei im Zimmer zu tun, eine nervöse Unruhe trieb ihn augenscheinlich. Mansfeld trank sein Glas Grog vollends aus.

„Frauen überwinden leichter, sie sind akkommodationsfähiger als wir."

Dann stand er auch auf. Axel trat zu ihm und reichte ihm die Hand. Einen Augenblick sah es aus, als ob er ihm etwas sagen wollte, dann schwieg er doch.

„Du willst schon gehen?"

„Ja. Du siehst müde und abgespannt aus, leg dich schlafen." —

Aber Axel dachte nicht daran. Mit einem Gefühl von Furcht dachte er immer und immer wieder an Mansfelds Behauptung, seine Liebe sei nicht mehr dieselbe wie früher, nach all den Widerwärtigkeiten, die sie hatte ertragen müssen. Und doch hatte er Dora nicht ihres Geldes wegen geliebt,

das wußte er genau, aber die quälende Sorge, was nun werden sollte, hatte seine Liebe in die Alltäglichkeit herabgezerrt, und er fragte sich bange, ob sie daran auch sterben könne, oder ob sie ihm das Teuerste im Leben bleiben würde.

Er trat an das Fenster und sah auf die Straße hinaus, die Nebel und feinflockiger Schnee erfüllte. Ihm kam es vor als sei sein künftiges Leben in solch feuchten, grauen, niederdrückenden Schleier gehüllt. Er lehnte die Stirn an die Scheiben und seufzte tief.

XIII.

Frank war kaum eine Stunde an seinem freien Mittwochnachmittag auf der Eisbahn gewesen, als er schon wieder heimkam, die Schlittschuhe an den Nagel hing und in sein Zimmer ging, einem kleinen, in halber Höhe geteilten Raum, der eigentlich diesen Namen gar nicht verdiente, aber von dem jüngsten Sohn des Hauses nach vielem Räsonnieren denn doch noch lieber akzeptiert worden war, als ein Zusammenwohnen mit Hans, oder gar ein nächtliches Schlafen im Eßzimmer und ein gelegentliches Arbeiten an dem Tisch, den die Familie gerade nicht benutzte. Hier hatte er wenigstens sein eigenes Reich, und daß gelegentlich Anna über seinem Kopf herumtrampelte, genierte ihn im allgemeinen nicht viel.

Während es draußen noch ziemlich hell war, hatte er sich schon seine Lampe entzündet und die Bücher vorgekramt, saß aber da, den Kopf in die Hand gestützt, ohne etwas zu tun. Als Dolly, den Lichtschein durch einen Spalt gewahrend, zu ihm eintrat, ganz erstaunt, ihn schon zu Hause zu finden, sah sie, daß er die Lippen fest aufeinander gepreßt hatte und schwere Tränen über seine Wangen rannen.

„Um Gottes willen, Frank, was ist dir?“ Sie fragte es wirklich erschrocken, ihr Herz hing an dem jüngeren Bruder mehr als an dem älteren.

Er warf sich der Länge nach auf die Chaiselongue, die nachts sein Lager war und wandte das Gesicht ab. „Ich habe einen ekligen Schnupfen," entschuldigte er sich mit einer Stimme, die nicht ganz fest klang.

Dora trat an das Kopfende und streichelte sein krauses, blondes Haar. „Frank, warum sagst du mir nicht die Wahrheit?"

Einen Augenblick besann er sich, dann fuhr er empor, noch waren die schönen blauen Augen feucht, aber er bezwang sich heldenmütig.

„Ich dachte, du wärest auf der Rousseau-Insel," fuhr Dora ahnungslos fort, „du freutest dich doch so auf das Schlittschuhlaufen heute nachmittag."



Er ballte beide Hände zur Faust und schob sie in die Taschen seines Jaketts. „Ich wünschte, ich wäre nicht hingegangen," sagte er heiser. „Sie haben mich alle verhöhnt, und Hanna Senden ist weder mit mir gelaufen noch hat sie sich Schlitten schieben lassen."

Man sah ihm an, wie grausam diese Kränkung ihn getroffen, seine Lippen zuckten, die Stimme bebte.

„Was hattest du ihnen denn getan?"

„Getan?" fragte er zornig. „Mein Paletot ist schäbig, ich habe ihn schon drei Jahre, und die Sammetaufschläge, die Mama ihm zur Verlängerung an die Ärmel hat setzen

lassen, anstatt mir einen neuen zu kaufen, haben mich lächerlich gemacht. Dazu ist mein rechter Stiefel geflickt . . ."

Dora schüttelte leicht den Kopf. „Darüber hat sich gewiß keiner aufgehalten, sie wissen ja alle, daß wir seit Papas Tode arm sind."

„So? Du glaubst mir nicht? Frage nur einmal Max Hellberg danach; er hat mir selbst gesagt, daß Hanna deshalb nicht mit mir laufen wollte. Freilich, Max hat einen neuen Paletot mit Krimmerkragen zu Weihnachten bekommen und eine dazu passende Mütze, der kann lachen."

„Wenn Hanna Senden ein so dummes Jöhr ist, daß sie sich um deinen Paletot kümmert," sagte Dora mit der Philosophie, die jeden auszeichnet, sobald es sich um die Entsagungen eines andern handelt, „dann laß sie laufen, Frank. Es gibt verständigere Mädchen als sie, die gern mit dir gelaufen wären. Ich wäre nun erst recht nicht nach Hause gegangen, sondern hätte mich zu den andern gehalten."

Aber Frank schüttelte trostlos den Kopf. „Aus denen mache ich mir aber gar nichts. Und du glaubst nicht, Dolly, wie mich das gekränkt hat! Früher, ja früher, als ich noch mein Taschengeld hatte und Bonbons und Blumen kaufen konnte, da war Hanna immer nett zu mir und mokierte sich über die anderen, aber nun ist alles zu Ende, und ich bin sehr unglücklich."

Er stützte den Kopf in die Hand und starrte trübselig auf das Muster der Tischdecke, während Dora dachte, daß, so kindisch Franks Kummer in diesem Augenblick sei, er doch ebenso schwer darunter leiden mochte wie sie alle, und daß schon im Kinderherzen ein Mißachten der Armut war, ohne noch ihre Bitternis begreifen zu können.

„Übermorgen ist ihr Geburtstag," fuhr Frank endlich nach langem Brüten auf, „und ich habe nichts, ihr eine Freude zu machen. Max wird sich natürlich groß machen, und ich . . ." er biß sich heftig auf die Lippen, „wenn ich nur wenigstens eine einzige Mark zu einem Strauß hätte."

Schweigend langte Dora in die Tasche und reichte ihm die ersehnte Mark. Mit aufleuchtenden Blicken nahm er sie;

dann plötzlich wurde er dunkelrot und legte sie wieder auf das Tischtuch zurück.

„Nein, Dolly — ich will nicht. Vielleicht kannst du sie nicht entbehren! — Du jammerst ja so oft. Wenn ich es recht bedenke, ist es ja schließlich gleichgültig, ob Hanna einen Strauß von mir bekommt oder nicht; sie war heut zu — zu abscheulich! Vielleicht läßt sie ihn liegen und nimmt nur Maxens, und du hast dann dein Geld unnütz gegeben. Nein, laß es lieber.“

„Wenn du Hanna lieb hast und ihr eine Freude machen willst, so nimm das Geld nur ruhig. Da Frau von Senden erst neulich bei Mama war, so sieht es vielleicht unfreundlich aus, wenn du dies Jahr nicht zum Gratulieren gehst wie sonst, Frank. Aber Hanna möchte ich doch gelegentlich einmal ein paar Worte sagen,“ meinte Dora.

Hastig sprang Frank auf und fiel seiner Schwester um den Hals. „Du liebe gute Alte du,“ sagte er ganz gerührt. „Wie nett du bist, viel netter als Mama, die immer nur mit Hans zusammensteckt. — Ich wünschte, ich wäre erst erwachsen, dann will ich schon Geld verdienen wie Heu, und dann sollst du es gut haben, das verspreche ich dir.“

„Alles für die eine Mark?“ fragte sie lachend und küßte ihn herzlich.

Im Grunde fürchtete sie für Franks Zukunft. Was sollte aus ihm werden? Welche Karriere würde sich ihm erschließen? Das teure Studium war ausgeschlossen, zum Offizier fehlte die Zulage, und so mußte er entweder gegen seine Neigung auf das Land zum Onkel Klaus, oder irgend eine kaufmännische Laufbahn einschlagen, die ihn auch nicht weit bringen würde. Wer sollte für ihn sorgen? Ihr war manchmal, als habe sie die ganze Verantwortung für die Zukunft der Ihrigen, weil sie allein mit offenen Augen zu sehen schien.

Als sie das Wohnzimmer betrat, saß ihre Mutter sehr vergnügt vor einer Schachtel köstlicher kandierter Früchte und summte leise vor sich hin. Man sah ihrem blühend schönen Gesicht weder Sorge noch Kummer an, in diesem

Augenblick lag sogar der Ausdruck zufriedensten Wohlbehagens darauf.

„Komm, Dolly," rief sie ihr entgegen, „du sollst auch dein Teil haben. Es gibt doch nirgends bessere Konfitüren als bei Savadé."

Und mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit schob sie der Tochter die Schachtel hin, gerade wie in früheren Zeiten, als es noch kein Rechnen in ihrem Haushalt gab, und Frau von Lindeck im Kreise ihrer Bekannten als unwiderstehlichste Hausfrau galt, immer nur mit vollen Händen austeilend.

Dora setzte sich der Mutter gegenüber, nicht ohne einen kleinen Schatten von Besorgnis auf ihrem blassen Gesicht; sie wußte, was solche Schachtel kostet und begriff nicht, woher das Geld dazu gekommen war.

Die Rätin sah sie an und lächelte verschmitzt. „Du bist über meine Verschwendung erschrocken, Kind, sage es nur ehrlich. Aber siehst du, manchmal muß man sich doch wieder als elegante, vornehme Frau fühlen und sich etwas zugute tun. Gott, wie mich das an die Vergangenheit erinnert!" Sie seufzte.

„Hans hat es dir gebracht?" fragte Dora, ein Stückchen nehmend, mehr um nicht unfreundlich zu erscheinen als aus Bedürfnis.

„Hans? Der arme Junge! Dem steckt jetzt sein Examen im Kopf. Ich glaube, er hält sich da so ein paar junge Leute, die ihm behilflich sind, sich tadellos vorzubereiten, und das kostet viel Geld. Nein, Hans war es diesmal nicht, sondern ich allein. Ein alter Schuldner eures Vaters hat sich seiner Schuld erinnert und mir ein paar hundert Mark geschickt. Es konnte mir nichts Angenehmeres kommen, also iß ruhig — ich war auch bis auf den letzten Pfennig abgebrannt."

„O, Mama, wie mich das freut!" — Doras Augen waren feucht geworden; es gab also doch noch Menschen, die sich einer empfangenen Wohltat erinnerten und sie abtrugen.

„Ja," sagte die Rätin, über ihr volles blondes Haar streichend, während ein erinnerungsreiches Lächeln um ihren Mund lag. „Es war gleich im Anfang unserer Ehe, als der

Landrat von Meding fast täglich in unser Haus kam. Hans war vielleicht dreiviertel Jahr alt — er machte mir sehr den Hof, beinahe wurde dein Vater eifersüchtig. Blumen und Süßigkeiten gingen niemals bei uns aus, dafür sorgte er schon, und in der Erinnerung daran habe ich mir heute diese Früchte gekauft. Ach, wer doch noch einmal jung würde, noch einmal sein Leben beginnen könnte! Was habe ich jetzt!" — Sie tupfte sich mit dem Taschentuch die Augen, Dora ergriff die Hand und küßte sie.

„Kinder, die dich lieben, Mama."

„Ach, das sagst du so. — Hans wird Karriere machen und sich reich verheiraten, das ist mein Trost, aber was hast du an Axel? Alt und grau kannst du werden, bis ihr heiratet, wenn sein Onkel das Geld nicht gibt, — und schließlich kann ich immer noch froh sein, daß du wenigstens verlobt bist. Wer nimmt heutzutage ein armes Mädchen."

„Daß man dir die Cour gemacht hat, Mama, glaube ich gern," begann Dora lächelnd, das unfruchtbare Gespräch, das sie so sehr haßte, und das sich dennoch fast täglich wiederholte, dadurch abbrechend. „War's damals, als Papa seinem Freunde, dem Landrat, das Geld borgte?"

Die Rätin sah erstaunt auf. „Aber Meding war ja reich! Beinahe reicher als wir und dazu Junggeselle. Den ganzen Winter lebte ich unter den schönsten Rosen und Fliederbäumen, weil er behauptete, Blumen kleideten mich am besten als Umgebung. Mein Mann lachte jedesmal dazu."

„Aber du sagtest doch, Papa habe ihm Geld geborgt, das er dir heut zurückgegeben," meinte Dora sehr erstaunt.

Der Rätin stieg ein feines Rot in die Schläfe, sie drehte den Kopf fort. „Ach, das war später — viel später — als er nicht mehr der tägliche Gast unseres Hauses war — eine Spielschuld glaube ich . . . aber nun will ich allen Ernstes daran denken, meinen Kaffee zu geben, es wird wirklich allerhöchste Zeit. Die Senden, die Seefeld, hier ist der Zettel, wo ich alle notiert habe, die wir einladen müssen. Und höre, Dolly, es soll ganz so sein wie früher, keiner von meinen Gästen das Geringste in der Bewirtung vermissen. Das soll

mein Stolz sein, wenn ich mich schon mit einer armseligen Kaffeeeinladung begnügen muß."

„Wär's nicht besser, Mamachen, wir vereinfachten es lieber? Sie wissen doch alle, daß wir jetzt verarmt sind," begann Dora bittend.

„Nein, um keinen Preis. Koste es, was es kosten will; du hast wirklich zu wenig Ehrgefühl, Kind, in diesem Punkt."

„Frank braucht ein Paar neue Stiefel."

„Die soll er haben, wenn ich meinen Kaffee gegeben habe und noch soviel Geld übrig ist, eher nicht. Siehst du, Dolly, ich würde lieber hungern, ehe ich meinen Stolz so weit demütigte, die Damen proletarierhaft zu bewirten."

Dora seufzte. Warum sah sie doch das Leben mit so ganz anderen Augen an als die Mutter! —

Frau von Lindeck gab ihren Kaffee. —

Nichts war gespart worden, weder an Menge noch an Güte der Dinge, die aufgetischt wurden. Niemand, der zugegen war, würde geglaubt haben, daß diese Familie nur von einer schmalen Witwenpension und den Resten einstiger Wohlhabenheit zehrte.

Dora fand in ihrem Herzen das alles sehr widersinnig, aber sie schwieg aus Respekt vor der Mutter, die sich so ganz in ihrem Element fühlte. An die Kosten hatte sie keinen Gedanken verschwendet. —

Während die Damen Abschied nehmend die Treppen hinunterstiegen, flüsterte Frau von Seefeld Frau von Senden zu: „Unsere liebe Rätin! — Sie hat es ja gewiß gut gemeint, aber sagen Sie einmal selbst, ist es nicht bodenlose Verschwendung in ihren Verhältnissen?"

Frau von Senden nickte. „Nicht allein das. Ich finde es so niederdrückend für uns. Im stillen war ich schon fest entschlossen, keine Einladung hierher mehr anzunehmen."

„Ich auch nicht, um keinen Preis. Man müßte sich ja Vorwürfe machen, wenn wir nicht alle wüßten, daß die gute Lindeck von jeher eine verschwenderische Ader besaß."

Frau von Senden lächelte vielsagend. „Ich bin wirklich neugierig, wie sich noch alles entwickeln wird. Übrigens sieht

die Rätin brillant aus, fanden Sie nicht? Keine Spur von Gram oder Sorge, nur Dolly hat ganz unglaublich verloren, schade um das hübsche Mädchen!"

Während so Lindecks von den Heimkehrenden durch die Zähne gezogen wurden, stand Frau Charlotte noch mitten im Zimmer und blickte sich um wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht. Ihre Augen leuchteten, auf den Wangen lag ein warmes Rot, während sie den verlassenen Kaffeetisch mit der kostbaren, gestickten Serviette betrachtete, auf der in ziemlicher Unordnung die Sevrestassen mit den goldenen Löffelchen, Teller aus der Porzellan-Manufaktur und geschliffene venetianische Gläser standen, in denen hier und da ein Rest Rotwein funkelte. Alles wie einst! — Das Schönste und Kostbarste hatte sie zurückbehalten, und ihr Herz hing mit der Inbrunst der Heruntergekommenen an all diesen Zeugen ihrer schönen Vergangenheit. Mit Behagen sog sie das feine Parfüm ein, das die Damen hinterlassen, mit Behagen blickte sie auf die gefüllten Tortenteller, die vollen Weinflaschen. Daß sie das alles zu bezahlen hatte, tat ihrem Wohlgefühl in dieser Stunde keinen Eintrag.

Hans kam herein; seine Mutter nötigte ihn an den gedeckten Tisch, legte ihm Kuchen vor, goß den schweren Wein ein, und dabei leuchtete es so harmlos glücklich in ihrem Gesicht, daß der Sohn sie mit einer gewissen Begeisterung ansah.

„Muttchen, was bist du doch hübsch," sagte er endlich, mit vollen Backen kauend, denn darin war er ihr vollkommen nachgeartet, daß er für sein Leben gern Süßigkeiten aß.

Sie lachte. „Sieh dich einmal um, ob du irgend etwas vermissest — alles wie zu Papas Zeiten," sagte sie mit einem gewaltigen Stolz, „und ich dächte, Hans, du könntest Prinz Alfred und den Grafen Zerlani doch wirklich einmal zu uns einladen, du brauchst dich nicht zu schämen. Mir geht nun einmal das Herz auf, wenn ich Gesellschaft habe. Und zwar jetzt, wo ich noch Geld habe."

Aber Hans schüttelte den Kopf. „Nein, wirklich nicht, Muttchen. Da ich nicht glauben kann, daß sie sich in dich verlieben werden — das ist einzig mein Privileg, wie du

weißt — und Dolly verlobt und gar nicht mehr nett ist, hat die Sache doch wirklich keinen Zweck, das mußt du einsehen. Aber ich wollte dich eigentlich nur fragen, was aus dem Brief geworden ist, den ich heut mittag hier auf diesem Tisch liegen ließ; inzwischen habt ihr alles umgekramt, aber den Brief muß ich haben."



„Dolly muß das wissen, Dolly hat alles besorgt."

„Sag ihr, daß sie ihn mir dann bringt, Muttchen, ich gehe jetzt arbeiten." — Er sprang auf und reckte sich — „das infame Arbeiten! Ganz dumm im Kopf wird man davon. Ich sage dir, Muttchen, wenn ich den Kerl wüßte, der das Arbeiten erfunden hat, ich schlüge ihn tot."

Frau von Lindeck lachte und streichelte ihrem Erstgeborenen den Arm. „Nur Geduld, Hans, dir wird es nicht fehlen.

Du bist so hübsch, so elegant, du mußt Karriere machen, eine reiche Frau ist dir sicher, dafür laß mich nur sorgen."

„Meinetwegen kann sie krumm, bucklig und schief sein," lachte er heiter, „nur Geld, Mama, Geld wie Heu."

Sie sah ihm mit echtem Mutterstolz nach, als er schlank und hochaufgerichtet durch das Zimmer ging, allerdings ein schöner, junger Mann, der zu den größten Hoffnungen berechtigte. Dann rief sie Dora und trug ihr auf, nach dem Brief zu suchen, während sie sich ein wenig ausruhen wollte.

„Hast du auch keine Ahnung, Kind, wo er sein kann?" fragte sie, sich gemütlich ausstreckend. „Mir ist es so, als hätte ich ihn in der Hand gehabt, aber etwas Bestimmtes weiß ich nicht."

Dora ging ins Schlafzimmer und faßte in die Kleidertasche ihrer Mutter, sie kannte Frau von Lindecks Angewohnheiten. Richtig fühlte sie verschiedene Papiere und schlug das erste auseinander.

„Meine gnädigste Frau!"

las sie. „So schmerzlich mich der Tod Ihres Herrn Gemahls berührt hat, so groß ist dafür meine Freude, Ihnen mit beifolgenden vierhundert Mark gefällig sein zu können. Verwenden Sie dieselben anstandslos zum Studium Ihres Herrn Sohnes und machen Sie sich über die Rückzahlung des Darlehns vorläufig keine quälenden Gedanken, ich kann warten.

In Erinnerung an die schöne, fröhliche Jugendzeit

Ihr ganz ergebenster

Kurt von Meding."

Als hätte sie ein betäubender Schlag getroffen, so schwer und plump sank Dora auf das hinter ihr stehende Tabouret. Ihre Mutter hatte geborgt — fremde Menschen um ein Darlehn angesprochen, von dem sie wußte, daß sie es nie zurückzahlen konnte. Sie hatte auch durchgefühlt, daß es ein Unrecht sei, daß sie sich dessen zu schämen habe, und deshalb gelogen, ihre eigene Tochter belogen! Ein brennender

Schmerz zuckte in Doras Herzen auf, und ein brennendes Schamgefühl vor dem fremden Mann, der im Vertrauen auf die Rechtlichkeit ihrer Familie sein Geld hergab, um es sicher zu verlieren. War es denn möglich, daß Armut so erniedrigen konnte? So den Charakter verderben? Ihr war, als sehe sie in einen Abgrund zu ihren Füßen und ein beklemmender Schauer schüttelte sie. Wenn ihr Vater das wüßte, wie würde er darüber urteilen?



Ganz kalt vor Schreck war ihr geworden, als sie den Brief zusammenfaltete und hinüber zu ihrer Mutter ging.

Die Rätin schlief nicht, der viele Kuchen, den sie gegessen, hatte ihr eine kleine Indisposition zugezogen; sie rief ihrer Tochter entgegen: „Hast du den Brief gefunden, Dolly?"

„Den noch nicht, aber ich habe einen anderen gelesen, unabsichtlich, Mama und wollte dir das nicht verheimlichen."

Sie sprach als wäre ihre Stimme belegt, dazu sah sie so eigentümlich aus. Ihre Mutter richtete sich auf dem Ellenbogen auf und nahm das Papier aus ihrer Hand.

„Ach so, den!" sagte sie, und ein feines Rot stieg bis unter den welligen Scheitel, „nun bist du wohl wieder in Entsetzen geraten, Dolly?"

„Mama, Mama!“ Dora warf sich neben der Chaiselongue auf die Knie und verbarg das Gesicht in den Händen. „Wohin soll das führen? Wir können nie, nie die Schuld abbezahlen.“

Die Rätin lachte. „Meding denkt auch gar nicht daran. Wenn ein Mann, und noch dazu ein reicher Mann, einer Dame Geld borgt, schreibt er es von Anfang an au fond perdu. Das ist noch der einzige Ausgleich zwischen den Geschlechtern, denn der verdienende Mann hat es in jeder Lebenslage ohnehin besser als wir — darüber mach dir keine Sorgen.“

Dora nahm die Hände von dem blassen Gesicht.

„Dann ist es — ist es — Bettelei, Mama!“

„Ach Larifari, sei nicht so albern, Kind. Auf Geben und Nehmen basiert schließlich die ganze Welt. Wer arm ist, muß sich eben zu helfen suchen wie er kann. Jedenfalls ist Meding sehr anständig gewesen, und es tut mir nur leid, daß ich nicht das Doppelte gefordert habe.“

In Dora wallte heißer Zorn auf, sie sprang auf die Füße. „Wenn Hans so spräche, würde ich es auf Rechnung seines Umganges setzen und mich seiner schämen,“ sagte sie zornig, „aber daß du es kannst, Mama, tut mir weh, bitter weh. Auch begreife ich die Logik nicht recht. Zum Arbeiten sollen wir zu gut sein, zum Betteln nicht. Mich würde jeder Bissen ersticken, den ich auf diese Weise für mich gewönne.“

Die Rätin blieb einen Augenblick stumm. Doras Zorn war ihr unbequem. Ob die Tochter oder der Sohn recht hatte mit dem, was jeder sagte, danach versuchte sie gar nicht zu fragen; Hans hatte die Erfahrung und den Erfolg für sich, sie hatte es an sich selber erlebt und war nicht gesonnen, sich die Freude an diesen vierhundert Mark verkümmern zu lassen. Weil sie aber dunkel Doras Widerstreben ahnte, deshalb hatte sie vor ihr den Dingen klüglich eine andere Fassung gegeben.

So begnügte sie sich jetzt nur mit einem madonnenhaften Aufblick und den schmerzlichen Worten: „Sei nur recht häßlich gegen deine arme Mutter, Dolly, das wird ja wohl das

Rechte in deinen Augen sein. Ich kann nichts anderes tun, als es mir gefallen lassen."

Und dabei flossen schwere Tränen über Frau von Lindecks Wangen, und sie seufzte und jammerte, bis Dora ganz weich und liebevoll wurde. In Wahrheit setzte der Rätin der viele Kuchen ganz gewaltig zu, davon ahnte Dolly aber nichts.

Und dann, nach dieser ziemlich wortlosen Versöhnung, ging das junge Mädchen in ihr Schlafzimmer und starrte im Dunkeln auf die Straße. Sie schalt mit sich selber, aber es war von dem Vorhergegangenen etwas in ihr zurückgeblieben, wie Verachtung beinahe, und sie konnte darüber nicht Herr werden.

Ihre Mutter hatte sie und einen Fremden wider besseres Wissen belogen. Das blieb bestehen, mochte sie sich noch so sehr dagegen auflehnen. Zerbrochen war das Piedestal, auf das sie die Mutter gestellt, mochte es ihr auch manchmal in der letzten schweren Zeit noch so schwer geworden sein, es aufrecht zu erhalten. Nun lag es unheilbar am Boden; und sie fühlte sich verarmt und verwaist wie noch nie.

Eine leidenschaftliche Sehnsucht nach Axel befiel sie. Morgen würde er ja heimkehren — vielleicht brachte er für sie das Glück mit. Denn sie empfand immer deutlicher, daß gerade der schroffe, kristallklare Charakter ihres Bräutigams Glück für sie bedeutete, viel mehr, als äußere Umstände ihr jemals hätten geben können. Mit ganzer Seele, mit jedem Gedanken rankte sie sich an ihm fest, bereit, ihm in Not und Tod zu folgen, wenn er es wollte.

Sie hatte ihn ja immer geliebt, aber wie wenig klar war ihr früher gewesen, was dies Gefühl bedeutete. Jetzt wußte sie es genau. Es durchdrang ihr ganzes Sein bis in die feinsten Fasern, es hielt sie aufrecht in all den trüben Stunden, es war eins mit ihr geworden bis in jeden Traum hinein. Und stolz war sie auf ihn, seitdem sie seine schweigende Entsagung an sich selbst erprobte, namenlos stolz. Sie wußte, daß sein Beispiel sie besser machte, daß er ihr immer, bewußt oder unbewußt, als Richtschnur für ihr Leben galt

Das dankte sie ihm gleichzeitig aus tiefster Seele. Möglich, daß sie durch ihn auch schroffer in ihren Ansichten geworden war, aber das bedauerte sie nicht. Ihre ganze Seele löste sich in Sehnsucht nach ihm. —

„Dor," sagte Frank, die Tür aufreißend, „hier steckst du also! Mama schnarcht vorn, da war ich zuerst. Es ist ein Brief an dich da."

„Ein Brief?" fragte Dora verwundert.

„Ja, von Axel glaube ich, mit dem Poststempel Berlin. Komm zu mir 'rüber, ich habe Licht."

„Danke, danke," entgegnete sie, und tiefe Beklommenheit schnürte ihr das Herz zusammen, „ich werde lieber gleich hier anzünden."

Frank besorgte das diensteifrig, dann blieb er zögernd stehen.

„Ja, von Axel," sagte Dora nach einem Blick auf das Kuvert. „Geh ruhig arbeiten, das ist nichts Wichtiges für dich."

Frank zog sich zurück. Der Brautstand seiner Schwester hatte von Zeit zu Zeit ein gewisses, reges Interesse für ihn. —

Bei dem Schein eines Nachtlichtes, vor einem niedrigen Tischchen sitzend, las Dora folgendes:

„Mein Liebling!

Ich muß es dir schriftlich sagen, mündlich ist es zu schwer. Meine Mission ist gescheitert. Onkel Schönbach ist nicht in der Lage, uns die Kaution zu geben. Mit seiner Zulage an mich tut er schon das Menschenmögliche, wie er mich versicherte, und er tut es nur, um meinen Namen in der Armee zu erhalten. Unter dieser stillschweigenden Voraussetzung hat er sich meinetwegen Opfer auferlegt, und er erwartet nun von mir, daß ich ihn nicht täusche, indem ich meinen Beruf wechsle. Was soll ich tun? Was kann ich anderes tun als mich fügen! Ehre und Dankbarkeit gebieten es mir. Dann aber heißt das für uns warten! Warten! Endlose Jahre — bis die Lebenskraft gebrochen, das Herz matt und kühl geworden ist.

Es ist eine Last, die ich dir zu tragen zumute. Sag', Dolly, willst du sie auf dich nehmen und klaglos schleppen, Jahre — Jahre, als ewige Braut? Bangt dir nicht vor diesem Zukunftsbild? — Mein Herz ist wund und mein Kopf wüst, ich bin heute nicht imstande, den Reden der Deinen standzuhalten, du kennst ja deine Mutter, darum komme ich erst morgen. Gehe inzwischen mit dir zu Rate, und dann sprich offen zu mir, mein Liebling. Ewig, o ewig mein geliebtester Liebling.

Dein Axel."

Dolly las den Brief nochmals, und ihre Tränen tropften auf das Papier. Gut und großmütig, wie sie war, empfand sie nur das eine, er litt ihretwegen, er brauchte Trost, Mut; beides mußte sie ihm geben.

Eilig holte sie ihre Schreibmappe, und trotz des flackernden Lichtes setzte sie sich hin und schrieb ihm.

„Mein Einziggeliebter!

Sei nicht verzagt, nicht trostlos! Was machen uns die Jahre, wenn wir einander nur haben, unserer nur sicher sind! Ich will ja warten auf dich, warten bis mein Haar grau und mein Gesicht alt ist. Dein Onkel hat recht, du mußt in der Stellung bleiben, die dir eine Zukunft bietet. Glaube nicht, daß ich klage, mir genügt deine Liebe. Vielleicht hätte mich auch Mama sobald noch gar nicht entbehren können.

Komm nur ruhig, du sollst ein freundliches Gesicht finden und nichts von Klagen hören. Ich wollte nur, ich könnte dich mit dem Schicksal aussöhnen; uns bleibt ja noch so viel — wir lieben einander! — Ich grüße und küsse dich, mein armer, lieber, selbstquälerischer Schatz.

Deine Dolly."

Ihr war leichter zumut, als sie geschrieben. Nun sah er wenigstens, daß nichts imstande war, sie zu schrecken, so lange er ihr nur blieb, und sie berechnete, wann der Brief

wohl in seinen Händen sein und ihn trösten könne. Dann las sie den seinigen noch einmal durch, und nun kroch ihr plötzlich etwas Unsagbares, Unfaßbares durch die Adern, das sie vorher in der ersten Erregung nicht empfunden hatte. Zwischen den Zeilen des Briefes lauerte es! Wie Beklemmung, wie Angst, wie ein Aufschrei nach Freiheit! — Aber das konnte ja gar nicht sein, sie kannte ja ihren Axel dazu zu gut! Wieder las sie und wieder. Was der eine Augenblick zerstörte, baute der andere wieder auf, aber ihr wurde immer beklommener, immer weher zu Sinn, und endlich warf sie beide Arme auf den Tisch, den Kopf darauf und schluchzte herzbrechend.

Anna kam und rief zum Abendessen. Dolly ordnete ein wenig ihr Haar, wusch die geschwollenen Augen und ging hinüber.

„Gott bewahre mich, wie abscheulich siehst du aus," sagte Hans, und aller Augen richteten sich auf Dollys verweintes Gesicht.

Die Rätin sagte nichts, sie kannte ja die Ursache der Tränen und hatte nicht Lust, den Landrat noch einmal anhören zu müssen.

„Axel hat ihr geschrieben," warf Frank vorschnell ein.

„Ist's Essig mit dem Onkel?" Mutter und Bruder sahen gleich gespannt in das verweinte Gesicht.

„Ja, Herr von Schönbach hat Axels Bitte leider abschlagen müssen."

Hans klatschte sich auf den Schenkel. „Dacht' ich es mir doch! In der ganzen Gesellschaft steckt eine knickerige Ader, keine Spur von savoir-vivre. Dem Axel merkt man es schon an, wie viel schlimmer wird erst so ein alter Krauter sein. Nur die Jella nehme ich aus, das ist eine verfluchte Krabbe. Nun präpariere dich nur auf einen viertelhundertjährigen Brautstand, Dolly. Scheußlicher Gedanke! Bis dahin hat die Liebe dich, oder du sie aufgefressen."

Auch die Rätin lamentierte; sie war herzensfroh, daß dies Ereignis nun im Vordergrund der Familienunterhaltung stand.

Nur einer sagte beim Gutenachtsagen halblaut: „Alte, heule nicht so viel, deine Augen sind schon die reinsten Hexenaugen. Bist du sehr traurig? Laß die anderen nur schimpfen, der Axel ist doch ein famoser Kerl!“ Und er puffte seine Schwester ein wenig in die Seite und sah sie mitleidig und zärtlich an.

Sie strich ihm über den blonden Schopf. „Mein lieber Frank!“ sagte sie herzlich.

Am nächsten Tage aber war auch das vergessen, denn Hans hatte seine Einberufung zum Referendarexamen erhalten, und niemand wagte jetzt einen anderen Gedanken zu haben, als wie die Prüfung ausfallen würde.

XIV.

Eine Woche darauf, und Hans von Lindeck war wohlbestallter Referendar. Er sprach weniger ruhmredig davon, als man seinem sonstigen Gebaren nach erwarten konnte, erwähnte auch nie, mit welchem Prädikat man ihn versehen. In der Prüfungskommission waren so viele alte Freunde seines Vaters gewesen, das Heidelberger Korps mochte auch wohl in die Wagschale fallen, kurz, er kam durch, und zwar zu seinem eigenen Erstaunen, denn er war im stillen männlich auf alles gefaßt gewesen.

Vielleicht hatte es noch so nebenher oder unter vier Augen ein paar Bemerkungen gegeben, daß ihm der Kamm nicht allzu sehr schwoll, aber das behielt er wohlweislich für sich, und die Rätin konnte sich vor Stolz und Freude überhaupt nicht mehr lassen. Der Herr Referendar war jetzt der Stern und Glanzpunkt des Hauses, der absolute Herrscher, neben dem alles in nichts zerfiel.

In dieser rosigen Stimmung hatte Dolly von ihrer Mutter die Erlaubnis eingeholt, bei der Werner Schneiderunterricht zu nehmen, und die Rätin war bereitwillig darauf eingegangen. Eine so verwöhnte Frau wie sie empfand den

Gedanken, in unmoderner Kleidung einherzugehen, geradezu als eine Unmöglichkeit. In Gedanken war sie immer gerade zu den Entbehrungen bereit, die im Augenblick nicht an sie herantraten, in Wirklichkeit fand jede sie gleich wenig geneigt, sich ihr zu fügen. Aber so kurz ihre Einsicht in betreff der Zukunft auch im allgemeinen war, daß sie und auch Dolly in absehbarer Zeit neue Kleider gebrauchen würden, dagegen verschloß sie sich doch nicht.

„Wenn die Werner ihr Geschäft wirklich aufgibt, finden wir so leicht keine wieder, mit der wir zufrieden sind," sagte sie nachdenklich. ein wenig an ihren Nägeln feilend. „Es könnte am Ende nicht schaden, Dolly, wenn du dir etwas Kenntnis im Schneidern aneignest. Wir nehmen dann zum Nähen irgend eine unbedeutende Person ins Haus, deren größter Vorzug Billigkeit ist, und du ordnest an. Dabei ist am Ende nichts — die Töchter der besten Familien lernen Schneidern — besonders in Österreich. — Sogar die Kaiserin läßt im Hause arbeiten! — Ich will wirklich nichts dagegen haben, Kind, vorausgesetzt, daß dich die Werner so behandelt, wie du es beanspruchen kannst, dich isoliert und nicht etwa zu ihrem Vorteil ausnutzt. Schärfe ihr auch ja ein, daß sie trotz alledem den Mund gegen andere hält, zum Beispiel gegen Sendens. Man kann nicht wissen, wie die das auffassen. — Das beste ist wohl, ich rede mit ihr persönlich."

„Nein, nein," wehrte Dolly erschrocken, denn sie dachte an die unbezahlten Rechnungen, und daß sie nicht einmal imstande war, ein hohes Lehrgeld bei all den Ansprüchen zu geben, Tatsachen, die ihrer Mutter ganz aus dem Gedächtnis gekommen schienen. „Ich besorge das schon. Was willst du bei dem abscheulichen Wetter ausgehen, Mama."

Und die Rätin, arglos wie sie war, ließ sich beschwichtigen, ohne eine Ahnung des wahren Grundes, der Dolly zu dieser Abwehr bewog. Noch besaß sie ja einen Rest der vierhundert Mark, die verschwunden waren, ohne daß ein Familienmitglied auch nur an irgend etwas den Verbleib gemerkt hatte, und mit Geld in der Tasche war sie von einem Tage zum anderen vergnügt und gedankenlos wie ein Kind. —

Dora hatte mit Frau Werner in ihrem, nicht in der Mutter Sinne gesprochen, und seit acht Tagen ging sie in das Atelier als Lernende. Es kam ihr hart an, denn der Winter meinte es jetzt gerade sehr gut. Schnee, eiskalte Winde, Regen und Nebel begleiteten sie fast jeden Morgen den weiten Weg vom Westen bis nach der Kronenstraße. Sie setzte einen



gewissen Stolz darin, pünktlich um acht Uhr da zu sein, wie die anderen auch, aber es wurde ihr manchmal sehr schwer, um so mehr, da sie ihre Mutter durch ihr Aufstehen morgens nicht wecken durfte. Am vergnügtesten war Frank darüber, daß er nun an der Schwester täglich für ein Stückchen Wegs Begleitung hatte, und ohne daß sie es ahnten, festigte dies das Band zwischen den Geschwistern immer noch mehr. —

Dora lernte mit Aufbietung allen Eifers und Geschicks, dessen sie fähig war. Das Schnittzeichnen machte ihr Mühe, aber Frau Werner hatte sich ausbedungen: Entweder ordentlich oder gar nicht — und in Doras Naturell lag auch mehr eine gewisse Gründlichkeit als ein geniales Darüberhinwegfahren.

Wenn sie so ein paar Stunden gebeugt über den großen, tannenen Zuschneidetisch gestanden hatte, in der eigentümlich dumpfen Luft, die in geschlossenen Räumen herrscht, in denen Mädchen aus niederen Ständen sich den Tag über aufhalten, fühlte sie schließlich Kopf- und Brustbeklemmung und einen Ekel vor der ganzen Arbeit, die ihr zuerst so lockend erschienen war. Sie sah sich manchmal prüfend um. Ihre zehn Mitarbeiterinnen saßen da, sauber, adrett, zum Teil sogar sehr hübsch, leise schwatzend und kichernd, sobald die Werner das Zimmer verlassen hatte, aus Rücksicht für die vornehme Kollegin wohl einige Nuancen leiser und stiller. Sie begriff nicht, woher der fatale Geruch kommen konnte, der ihr so auf die Nerven fiel und jedesmal Kopfschmerzen machte.

Die Mädchen mußten nichts davon merken; sie waren so heiter, augenscheinlich ganz zufrieden damit, daß sich ihr Leben zu Dreiviertel innerhalb der Wände einer Arbeitsstube abspielte, und diese Arbeit selbst war ihnen eben Lebensbedingung. Sie hatten nicht zu kämpfen mit dem Widerwillen feiner organisierter Naturen gegen irgend welche Ausdünstungen, mit Körperschwäche jeder ungewohnten Anstrengung gegenüber, mit dem Bedürfnisse nach geistiger Kost. Ihnen genügte zu leben, um zu arbeiten, und zu arbeiten, um zu leben. Die kargen Freuden, die ihnen zufielen, genossen sie mit heiteren, gesunden Sinnen, grübelten und dachten nichts als die täglichen kleinen Nichtigkeiten und ahnten nichts von den tausend Qualen, zu denen ein geistig Höherstehender verurteilt ist, wenn er herabsteigen muß zu ihnen, die doch im Grunde des Herzens zufrieden sind, wenn sie es auch nicht deutlich wissen.

In Dolly regte sich zuweilen der Neid, wenn sie diese Mädchen betrachtete. Da gab es keine Bedenken, keine Vor-

urteile. Wenn sie auch schon für ihr ferneres Leben aufs Arbeiten angewiesen sein sollte, warum hatte sie dann erst diese Ansprüche kennen lernen müssen, in denen sie bisher erzogen? Ein Herabsteigen bedeutet immer tausend Wunden empfangen, und niemand ist beklagenswerter als ein Mädchen mit feiner Bildung, subtilen Lebensbegriffen, die wehrlos dem Kampf mit dem Dasein gegenübergestellt wird. Wenn sie auch wirklich die besten Absichten hat, wenn sie auch noch so energisch will, sie kann einfach nicht. Das Gewesene hängt sich mit tausend Ketten an sie, zieht sie zu Boden, martert sie und kämpft furchtbar mit dem, was sein muß.

Es gab Stunden, in denen es voll heißer Dankbarkeit in Dollys Herzen aufwallte, daß Axel damals ein Machtwort gesprochen und ihr den törichten Plan ausgeredet. — Manchmal häuften sich die Widerwärtigkeiten. Eine Taille saß nicht, ein Rock sollte nicht den gehörigen Schick haben. Dann kam Frau Werner herein, zankte mit der jeweiligen Arbeiterin und hatte höfliche Entschuldigungen für die Kundin, auch dann, wenn die Damen im Unrecht waren. Das empörte Dolly, und gleichzeitig fiel ihr deutlich ein, wie so oft sie und ihre Mutter es nicht anders gemacht hatten. Jetzt erst wurde ihr klar, wie sich alles beugt, wenn es gilt seinen Unterhalt zu verdienen. Ihr wurde dann zum Weinen traurig. Was anfangs wie ein beklemmendes, aber wesenloses Gespenst ihr vor Augen gestanden hatte, gefürchtet, aber nicht gekannt, jetzt sah sie es deutlich in all seinen Schärfen und Häßlichkeiten, aber trotzdem besiegbar, den Kampf des Einzelnen um das Dasein.

In ihrer Unkenntnis hatte sie ihrer Kraft vertraut und geglaubt, alles damit erzwingen zu können; jetzt war der Glaube an ihre Kraft gesunken, sie fühlte sich klein und schwach.

Aber noch etwas anderes wurde ihr klar in der dunklen Schneiderstube der Werner, nämlich daß auch dieses Handwerk zu einer Kunst werden könne, wenn geeignete Hände es anfaßten. Da war so manches, was ihrem Empfinden wider-

sprach. Zu grelle Farbenzusammenstellungen, zu schreiende Effekte, hier fehlte die Grazie im Arrangement, dort hätte eine kleine Abänderung dem Ganzen viel mehr Schick verliehen. Sie begann in den langen, stillen Stunden auf alle Einzelheiten zu achten und im Geiste Verbesserungen vorzunehmen, die sie interessierten. Die Bekleidungsfrage erschien ihr ebenso eine Kunstfrage wie manche andere. In die duftigen Toiletten, die sie entstehen sah, zauberte sie sich Geschöpfe ihrer Phantasie hinein, begann sie zu individualisieren und sich ganz hineinzuvertiefen, als gälte es, Kunstwerke zu liefern.

Einmal, nach Schluß der Arbeitsstunden, sprach sie zu Frau Werner davon, die in ihrer Exaktheit und Schlichtheit, der sie ihr Renommee verdankte, doch nicht recht imstande war, Doras Ausführungen zu folgen. Aber sie sah sie mit nachdenklichen Augen an und sagte zum Schluß: „Schade, Fräulein Dora, daß ich Sie nicht bei den Besprechungen mit meinen Damen zu Rate ziehen kann."

Es brauchte nicht erst Doras Abwehr, Frau Werner war viel zu gebildet und taktvoll, um im Ernst daran zu denken. Sie kam auch nie wieder auf ihren damaligen Vorschlag, Dora in ihr Geschäft einzusetzen, zurück, da die junge Dame selbst kein Wort mehr davon erwähnte. Aber loben tat sie deshalb doch, sobald es mit ehrlichem Herzen geschehen konnte, und das kam immer häufiger vor, denn Dora hatte wirklich „Feenhände", wie die Werner oft ganz entzückt behauptete.

Ruhiger wenigstens, wie seit lange nicht, machte sie die tägliche regelmäßige Arbeit, das war sicher; und sie sah mit Kummer dem ersten April entgegen, wo Frau Werner von Kunden und Arbeiterinnen scheiden wollte, um sich ganz ihrem Sohn zu widmen. Allmählich fand sie auch Verständnis für den Zwiespalt, in dem sich die alte Frau befand, trotz des Bewußtseins, fortan ihre Tage in ruhiger Beschaulichkeit verleben zu können. Es lag eben auch ein Zauber in der Arbeit, dem der nicht widersteht, der ihn einmal kennen gelernt hat.

Zu Hause sah es dafür desto unbehaglicher aus. Axel und die Rätin standen sich nicht besonders, und der Herr

Referendar war selbstverständlich dabei stets auf seiten seiner Mutter.

Es gab ja keine Zänkereien, dazu wäre schon Treuberg nicht zu bringen gewesen. Aber kleine Sticheleien, Neckereien die deutlich an Schärfe streiften. Witze auf Kosten des Taktes waren eigentlich die tägliche Zugabe zu den Stunden, in denen das Brautpaar zusammen war.

Dora empfand das am schmerzlichsten. Sie suchte abzuwehren, zu vermitteln, und wenn sie begann, so wußte sie eigentlich nicht recht, wo das Verletzende begonnen; aber sie widersprach nicht, daß Axel seltener kam, indem er seine Arbeit vorschützte, denn sie fühlte mit ihm die Unerträglichkeit des täglichen Zusammenseins.

Als zum erstenmal im Familienkreise die Rede darauf kam, äußerte Hans wegwerfend: „Daß sich Axel so plagt, lohnt doch nicht der Mühe. Keine Konnexionen, kein Geld, da hilft alles Studium nichts.“

Dora wurde heftig. „Daß du das sagst, beweist deine Auffassung vom Ernst des Lebens zur Genüge! Aber selbst wenn Axel nicht studieren würde, daß ihr ihm das Hiersein gründlich verleidet habt, daran habt ihr wohl keinen Zweifel.“

„Wer? Ich?“ fragte der Referendar sehr erstaunt. „Du bist wohl verrückt, Dolly!“

„Wer? Ich?“ fragte auch die Rätin, und ihre blauen Augen blickten verständnislos von einem zum andern.

Aber Dora war außer sich. „Ja ihr! Ihr alle beide! Wie auf glühenden Kohlen habe ich oft gesessen und mich gefragt, warum ihr das nur tut! Wer von uns beiden hat verdient, daß ihr uns so oft kränkt.“

„Nun brate mir aber einer einen Storch,“ rief der Referendar laut lachend. „Kinder, ihr wollt wohl in Wattebäuschchen gesteckt sein? So was!! — Im Familienkreise nimmt man doch ein harmloses Wort, einen feinen Witz nicht gleich übel. Da müßt ihr euch eine Tafel auf die Brust hängen: Bitte um Vorsicht, sonst explodiert es!“

„Deine Witze sind besser bei deinen Studenten angebracht,“ rief Dora mit zuckenden Lippen, „dort laß sie. Aber

Mama und du, ihr habt das nicht absichtslos getan, das könnt ihr mir nicht einreden.“

„Höre,“ schrie Hans nun auch wütend und warf die Zigarettendose wuchtig auf den Tisch, „du bist eben einfach verrückt, ganz verrückt sage ich dir! Koche dir deine Empfindsamkeit sauer, wenn du willst, aber mich verschone damit.“ Und er sprang auf, warf die Tür dröhnend ins Schloß und ging davon.

Die Rätin weinte dicke Tränen. Sie gehörte zu den Frauen, die das in jeder Lage können, ohne sich sonderlich dabei aufzuregen. „Nächstens wirst du mir noch zum Vorwurf machen, ich trenne dich und deinen Bräutigam,“ sagte sie schluchzend. „Dabei gebe ich mein bestes Porzellan, wenn er kommt und stecke alle meine Ringe an.“

Dora schwieg verstockt.

„Ich bin eine arme unglückliche Frau, verlassen und schutzlos,“ fuhr sie fort. „Meine Kinder sind undankbar gegen mich und behandeln mich schlecht. Du bist die Schlimmste, Dolly, aber daran ist nur Axel schuld, ich weiß es.“

Dora stand auf und verließ das Zimmer. Bitterkeit brannte ihr auf der Zunge, aber sie wollte dem nicht nachgeben. Es war ja immer ihre Mutter.

Frau von Lindeck sah ihr etwas konsterniert nach, dann wischte sie die Tränen ab, nahm ein Spiel Karten vom Nebentisch und begann sich Karten zu legen. Es war in einsamen Stunden ihre Lieblingsbeschäftigung, zu erforschen, ob die Karten „Geld ins Haus“ zeigten. — —

Draußen meldete sich schon ein wenig der Frühling. Ordentlich warm strich es über die Linden, die noch entlaubt standen, und am hellen Himmel zeigten sich kleine weiße Lämmerwölkchen. Dora hatte ein paar Knöpfe ihrer enganliegenden schwarzen Jacke, in der sie bei aller Schlichtheit so vornehm aussah, aufgeknöpft, als sie, eine Besorgung für Frau Werners Atelier machend, die die erkältete Herrscherin desselben nicht selbst unternehmen und doch keinem anderen anvertrauen wollte, in die Friedrichstraße einbog. Sie freute

sich an diesem Gang. Er zeigte ihr, welches Vertrauen Frau Werner in sie setzte, denn es handelte sich wirklich um etwas Wichtiges, insofern die Kundin schwer zu befriedigen war, und dann lockte die linde Luft und der Sonnenschein. Mit einer kleinen Genugtuung sagte sie sich, daß ja niemand wisse, von wo sie komme, zu welchem Zweck sie ginge, und so genoß sie die unerwartete Ferienstunde mit Behagen, denn schon seit Wochen arbeitete sie für Frau Werner um Lohn gleich den anderen, den sie aber gewissenhaft von der Rechnung abschreiben ließ. Freilich war das ein Geheimnis zwischen ihnen beiden.

An der Ecke der Leipziger- und Friedrichstraße stand eine alte Frau mit einem ganzen Korb voll Veilchen. Der Duft zog Dora in die Nähe, und sie blickte in das lila Blütenmeer mit einem sehnsüchtig-verlangenden Ausdruck. Sollte sie ein Bukett kaufen? Der Wunsch war da, aber der Verstand sagte nein, und der Verstand siegte. Langsam riß sie die Augen los.

„Guten Tag, mein gnädigstes Fräulein.“

Sie fuhr zusammen und sah den Grüßenden an. „Ah — Baron Mansfeld! Welch ein Zufall. — Wir sahen uns lange nicht.“

„Sehr lange!“

„Seit Papas Begräbnis nicht.“

„Ich wagte nicht zu stören, aber heute preise ich den Zufall.“

Sie hörte weder auf Ton noch Wort, die Vergangenheit war mit einem Schlag so lebendig, daß sie die Gegenwart vergaß. „Vieles ist bei uns anders geworden,“ sagte sie mit einem Seufzer und schlug die Augen nieder, „ach, so anders.“

„Ich hörte es von Axel.“

„Ich weiß, Sie sind sein bester Freund,“ sagte sie mit freundlichem Aufblick.

„Das hoffe ich auch Ihnen zu beweisen, mein gnädiges Fräulein.“

Sie stutzte ein wenig; unter den Worten verbarg sich etwas, das sie instinktiv fühlte und das sie unangenehm berührte. — Sie gingen ein paar Schritte weiter.

„Haben Sie Axel gestern gesehen? Er war nicht bei uns, es war nicht sein Tag.“

„Ja!“

„Es geht ihm doch gut?“

Die Konversation wurde ihr peinlich, sie wußte nicht recht weshalb. Den lustigen Mansfeld hatten sie doch damals alle so gern gehabt, nur niemals ernst genommen, und Dora begriff eigentlich Axels Freundschaft für ihn nicht. Der Bräutigam stand ihr viel zu hoch für den Faselhans.

„Gut geht es ihm schon seit langem nicht, mein gnädiges Fräulein,“ meinte Mansfeld, in die stillere Mauerstraße einbiegend, „bitte, gnädiges Fräulein, lassen Sie uns hier gehen, schenken Sie mir nur fünf Minuten, ich halte es für meine Pflicht, zu Ihnen zu sprechen.“

„Um Gott, er ist krank!“ rang es sich von ihren erblaßten Lippen. Sie zitterte so, daß sie kaum das Probepäckchen halten konnte.

„Ja, aber am Herzen — nicht körperlich.“

Nun gingen sie an der einen Seite des Kaiserhofs die einsame Straße auf und ab. Dora folgte gedankenlos, sie fühlte, es kam etwas Furchtbares, Zermalmendes, wovor sie sich seit langem gefürchtet hatte.

„Ihm muß geholfen werden,“ sagte Mansfeld nach einer Pause, „oder er geht zugrunde!“ Und diesmal klang seine Stimme hart.

„Ich — ich —“ stammelte sie totenbleich. „Kann ich ihm helfen?“

Sie standen gerade vor dem Schaufenster eines Friseurs still. Der ganze Tand des leichtlebigen Weltgetriebes blitzte ihnen daraus entgegen, Dora starrte darauf nieder.

Der junge Offizier strich seinen Bart, einen Augenblick zögerte er noch, das Mädchen tat ihm leid. Dann sagte er: „Ihm hilft nur eins: Freiheit!“

Er hatte ganz leise gesprochen; in Doras Kopf dröhnte es trotzdem, als wäre es ein eherner Mund, der dies eine Wort ihr erbarmungslos, in tausendfältigen Schwingungen wiederholte. Freiheit! — Sie sank ordentlich in sich zusam-

men unter der Last dieses Wortes. Ihr feines, schmales Gesicht war so blaß wie das einer Toten.

„Ich habe lange geschwankt, ob und wie ich Ihnen das sagen sollte," fuhr er eilig und leise redend fort. „Aber es scheint mir notwendig — dringend notwendig. Das übrige lege ich nun vertrauensvoll in Ihre Hand, mein gnädiges Fräulein."

„Wer sagt Ihnen, daß Sie recht haben?" Sie fragte es laut, beinahe überlaut. Die furchtbare Angst und Erschütterung suchte nach einem Ausweg.

Er wurde unruhig und trat von einem Fuß auf den anderen. „Lassen Sie uns hier nicht stehen bleiben — wir erregen die Aufmerksamkeit der Passanten — sehen Sie um Gottes willen nicht so aufgeregt aus, gnädiges Fräulein."

Sie sah ihn starr an. „Es ist Zeit, daß ich gehe! — Leben Sie wohl, Herr von Mansfeld, meinetwegen sollen Sie sich nicht länger aufhalten."

Sie grüßte und ging; er blieb stehen und sah ihr nach. Gern hätte er ihr noch ein freundliches Wort gesagt, eine Abbitte für den Schmerz, den er ihr bereitet, aber er scheute das Aufsehen, ihr nachzulaufen. Irgendwer konnte sie ja beobachtet haben. Zuerst ging sie ganz in sich zusammengesunken, wie zerschmettert, allmählich richtete sie sich straffer in die Höhe, zuletzt ging sie wie immer, schlank, hochaufgerichtet.

„Sie hat Charakter!" sagte er sich mit einem Gefühl der Zufriedenheit. —

Als Dora die Kanonierstraße hinunterging, wußte sie gar nicht, wie ihr eigentlich zumute war; der Schlag kam zu plötzlich. Und doch, wenn sie ehrlich war, sie hatte ihn voraus gefühlt, lange — lange schon. Daher ihre Beklommenheit und Unruhe, jedes ängstliche Abwehren, was die Zukunft bringen könnte. Vielleicht kam es daher, daß Mutter und Bruder, weniger blind als sie, Axels Wunsch, frei zu sein, schon eher erkannt und sich ihm aus diesem Grunde fremder und zurückhaltender gezeigt hatten. Ihr hatte es

erst ein Fremder sagen müssen! — Sie schämte sich vor sich selber, eine furchtbare Demütigung überkam sie.

Sie dachte an Axels Wesen in letzter Zeit zurück. Er war sehr verändert gewesen, leicht gereizt, empfindlich. Dann wieder leidenschaftlich zärtlich wie früher nie. Kein Zweifel, daß sein Inneres aus den Fugen war, so hatte sie es auch aufgefaßt; nur die Deutung, die sie dem gegeben, war eine unrichtige — der Zwang war es, der ihn peinigte, der Zwang, an sie gebunden zu sein. Heiß stieg ihr das Blut zu Kopf, und dann fand sie sich plötzlich vor Frau Werners Haustür, ohne ihre Besorgung erledigt zu haben, und droben wartete man auf sie! — All ihr Pflichtgefühl nahm sie zusammen, ging eilig zurück, trat in den Laden, wählte und prüfte Farben und Besatzstoffe. Sie fühlte, daß sie alles nur halb sah und hörte. Minutenlang starrte sie oft auf denselben Fleck, ganz empfindungs- und gedankenlos, bis sie sich endlich entschlossen hatte.

Aber eine größere Ruhe war inzwischen doch über sie gekommen, dank des Zwanges, den sie sich auferlegen mußte. Sie sagte sich, daß es bisher doch nur der Mund eines dritten gewesen, dem sie all die Qual der letzten Stunde verdankte, und daß es unrecht sei, zwischen zwei Herzen, die sich alles waren, die Worte eines dritten treten zu lassen. Vielleicht aber hatte Mansfeld recht, vielleicht handelte er sogar im Einverständnis mit ihrem Bräutigam, — jedenfalls wollte sie erst mit diesem sprechen. Klarheit waren sie sich beide schuldig.

Bei Frau Werner wurde sie mit scherzhaften Vorwürfen ihrer Langsamkeit wegen empfangen und dann ihrer Wahl wegen belobt; sie hörte auf beides kaum. Dann erbat sie sich Urlaub für den Rest des Vormittags und ging eilenden Schrittes in die Wohnung ihres Bräutigams. So sehr war sie von der Notwendigkeit eines Aussprechens zwischen ihnen durchdrungen, daß sie gar nicht an die Ungewöhnlichkeit ihres Vorhabens dachte. Es mußte eben sein, sie konnte nicht anders.

Der sehr erstaunte Bursche, der das gnädige Fräulein

wohl kannte, ließ sie ohne weiteres ein; Axel aber, der an seinem Schreibtisch gesessen, sprang auf und starrte sie ganz entgeistert an.

„Du, Dolly? Um Gottes willen, welch ein Unverstand! Wenn dich jemand gesehen hätte!“ —

Sie schüttelte den Kopf und setzte sich auf den nächsten Stuhl; er stürzte an die Fenster und ließ sämtliche Vorhänge herab.

„Ich mußte dich sprechen,“ sagte sie endlich tonlos. „Es litt keinen Aufschub oder ich wäre daran gestorben.“

Er hatte ihr keine Hand gereicht, sie auch nicht geküßt; seinem strengen Formgefühl erschien dieser Schritt seiner Braut tadelnswert und unentschuldbar. Mitten im Zimmer stand er und sah sie an.

„So sage mir den Grund,“ drängte er. Seiner Phantasie stellten sich die grauenhaftesten, unmöglichsten Sachen dar.

Sie faltete die Hände im Schoß. „Ist es wahr, daß du dir deine Freiheit ersehnst?“ — Vergrämt, um Jahre gealtert, mit schwerer Herzensangst, aber tränenlos blickte ihm ihr blasses Gesicht entgegen.

Er taumelte zurück. „Wer sagt das?“ fragte er heiser.

„Das tut nichts zur Sache, Axel. Um Gottes Barmherzigkeit willen, sag mir die Wahrheit. Ist es so?“

Da kniete er vor ihr nieder und legte seinen Kopf in ihren Schoß. „Nein, Dolly, so wie du sagst ist es nicht. Ich ersehne mir keine Freiheit, denn ich werde dich immer lieben, immer nur dich — so oder so! Aber ich ersehne ein Ende der nutzlosen Qual, der peinigenden Wünsche in mir. Ich kann dich nicht heiraten, in denkbarer Zeit nicht, das zehrt an mir. Trennung — Trennung — blasen sie mir von allen Seiten in die Ohren, du hast kein Recht, dem Mädchen die Jugend zu stehlen. Aber wenn der Verstand das auch einsieht, das Herz will nicht, Dolly! Es will nicht! Ich bin all mein Lebtag arm gewesen — arm an Geld, arm an Liebe; ich habe an beidem gedarbt. Und nun soll ich das eine, das ich gefunden, freiwillig aufgeben? Es ist schrecklich hart, schrecklich! — Auf der anderen Seite aber — was kann ich

dir in absehbarer Zeit bieten? Das quält mich maßlos. O zehnmal lieber den Tod als solche Verzweiflung."

Sie strich mechanisch über sein glatt gebürstetes Haar, immer denselben Strich, wie abwesend. Endlich sagte sie langsam: „Das also ist es, was dich tötet. Dagegen hilft nur ein schneller, gewaltiger Entschluß. Du kannst ihn nicht fassen, aus Rücksicht für mich. Du fürchtest dich, mich als entlobte Braut preiszugeben. So ist es denn an mir, es zu tun." Sie zog den Ring vom Finger. Er ging ganz leicht ab, denn ihre Hand war mager geworden, und jetzt eisigkalt.

„Was tust du?" schrie er auf und packte sie an den Armen.

„Was ich muß!"

„Und — und ich?" stöhnte er.

„Du wirst es verwinden."

„Und — und du?"

„Ich auch." — Sie sprach es ganz ruhig. Etwas war in ihr wie ein zweites Ich, das jetzt für sie handeln mußte, während die eigentliche Dora kalt und tot am Boden lag.

Er stand auf und sah sie an. „Ist das dein Ernst, Dolly, sollen wir jetzt und so auseinandergehen?"

„Je länger es dauert, je schwerer wird es, oder je mehr leben wir uns auseinander und bewahren einander dann nicht mehr das reine, ungetrübte Andenken wie jetzt. Du wirst immer meinem Herzen teuer bleiben, Axel, aber — eine Kette will und kann ich dir nicht länger sein. Lebewohl."

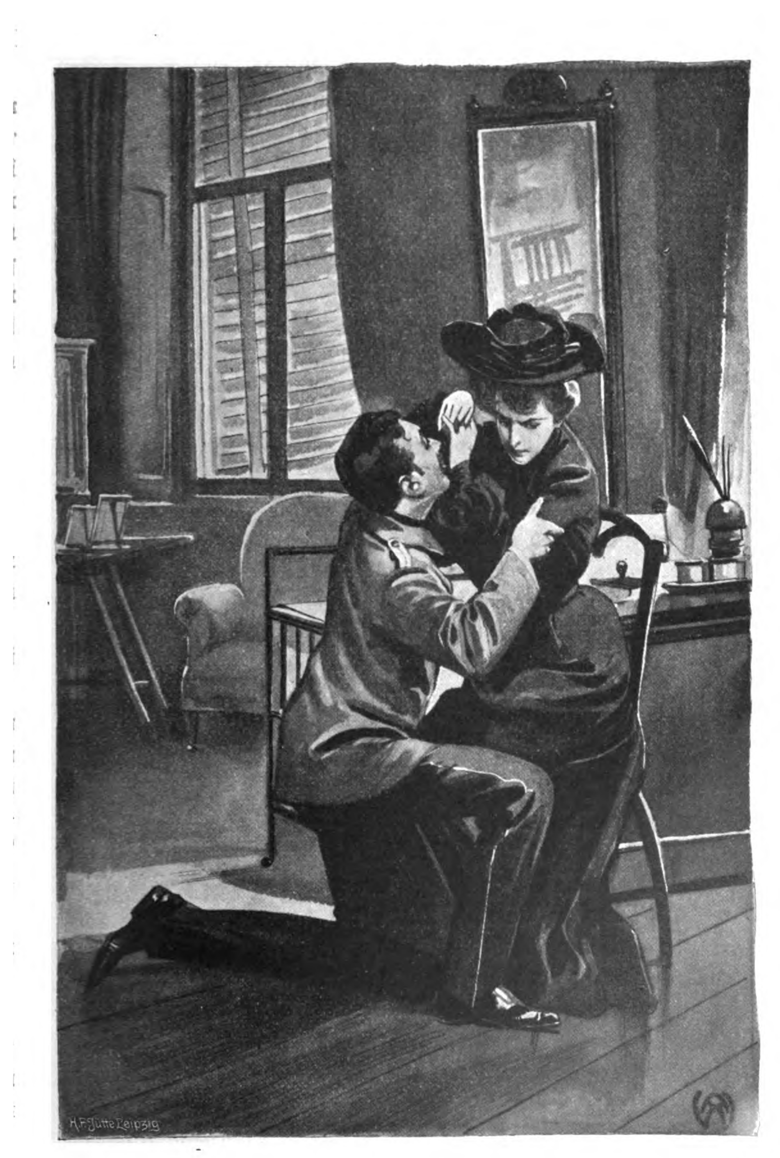
Sie erhob sich, immer noch so blaß und kalt und tränenlos.

Er schloß sie außer sich in seine Arme. „Du darfst nicht gehen, Dolly — du sollst es nicht."

„Ich muß."

Ja, sie fühlte, daß sie mußte; es gab kein Zurück mehr. Sie durfte diesen Mann nicht weiter hineinziehen in die Misere ihres Daseins, durfte ihm nicht zur Last werden. Es war alles aus!

„Dolly, Dolly, aber doch nicht so!"


H.F.Jütte Leipzig

„Habe Mitleid mit mir," bat sie, und zum erstenmal zuckte es krampfhaft um den feinen Mund.

Da nahm er sie in die Arme, küßte sie wild und leidenschaftlich als sollte er daran zugrunde gehen und schluchzte laut auf. Sie zuckte zusammen als seine Tränen ihr Gesicht benetzten und machte sich hastig frei.

„Ich schreibe dir das weitere," flüsterte sie, und dann war sie fort. —

Er setzte sich an den Schreibtisch und weinte, wie er seit seinen Kinderjahren nicht geweint, laut, heftig, beinahe schreiend. Endlich wurde er ruhiger. Eine furchtbare Mattigkeit überkam ihn, und eine Öde, als sei er ganz allein fortan in der Welt. — Er warf sich auf das Sofa und schlief fest und traumlos wie nach einer überstandenen schmerzhaften Operation. —

Dora aber ging durch die lauten, lärmenden Straßen, durch Sonnenschein und Frühlingsluft nach Hause. Aufrecht und still ging sie ihres Weges. Manchmal sah einer sie an und wunderte sich über das blasse, schmerzverzogene Gesicht, drehte sich auch noch einmal mitleidig um, aber sie ging immer weiter, ohne zu schwanken. Nur denken konnte sie nichts, und Hals und Lippen waren ihr merkwürdig trocken. So kam sie zu Hause an.

„Na, Dolly, wenn du nicht den Typhus ausbrütest, laß ich mich hängen," sagte ihr liebenswürdiger Bruder, der im Wohnzimmer saß als sie eintrat.

„Gott im Himmel," kreischte die Rätin, „das wäre mir etwas Schönes. Geh gleich zu Bett, Dolly, aber gleich."

Sie ging zu Bett. Immer mit dem Gefühl, als hätte sie eine Felsenlast auf Brust und Gehirn, die sie nicht abschütteln konnte und die sie erdrückte. —

Zwei Tage später schrieb sie an Axel einen lieben Brief, daß alles geordnet und ihre Familie mit der Lösung ihres Verlöbnisses einverstanden sei. Daß sie ihm danke für seine Liebe, für jeden Beweis derselben, ihn nie vergessen würde und ihm für die Zukunft das Beste, das Allerbeste wünsche. Ihre Bilder wollten sie gegenseitig behalten. —

Sie weinte viel bei diesem Brief. Ganz tränengetränkt kam er bei dem Empfänger an.

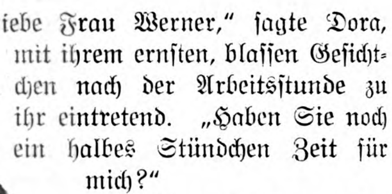
Und noch eine weinte Ströme von Tränen; das war Jella. „Daß du mir das antust, Dor, siehst du, das verwinde ich mein Leben lang nicht, so traurig, so schrecklich traurig finde ich das. Ihr beiden Armen!“ Und mit der Leidenschaftlichkeit, die ihr eigen, warf sie sich der Freundin an den Hals. „Aber wir bleiben die alten, nicht wahr, wir — bleiben die alten.“

Sie hätte ihr gern eine Andeutung von ihrem eigenen Liebesglück gemacht, aber es schien ihr unter den jetzigen Verhältnissen doppelt unzart. Dagegen spann sie in Gedanken tausend Fäden, wie zu helfen sei, wenn sie erst die reiche Frau Falk sein würde, und dadurch halb getröstet, sagte sie plötzlich hoffnungsvoll: „Du sollst sehen, es wird doch noch alles gut werden.“ Wozu natürlich absolut keine Aussicht war, was von Dora auch demgemäß gewürdigt wurde. —

Die Lindecksche Familie hatte die Entlobung der Tochter des Hauses verhältnismäßig ziemlich ruhig aufgenommen. Die Heirat versprach ja keinem auch nur den geringsten Vorteil; nur Franks weiches Herz fühlte das Leid der Schwester, und er suchte ihr in tausend kleinen Liebkosungen seine Teilnahme zu beweisen.

Dora lächelte ihn freundlich an, hatte sie doch beschlossen, nun nur noch mit Ernst und Eifer für die Ihrigen zu leben, nachdem ihre Zukunftshoffnungen gescheitert waren.

XV.



Liebe Frau Werner," sagte Dora, mit ihrem ernsten, blassen Gesichtchen nach der Arbeitsstunde zu ihr eintretend. „Haben Sie noch ein halbes Stündchen Zeit für mich?"

„Von Herzen gern."

Frau Werner rückte ihr den Plüschsessel, denn außer den Arbeitsstunden war es eben Fräulein von Lindeck, die Tochter der verwitweten Oberregierungsrätin, mit der sie zu tun hatte, und der sie außerdem die regste, fast mütterliche Teilnahme entgegenbrachte.

„Ich bin jetzt lange genug in Ihrem Geschäft tätig gewesen, um ein ehrliches Urteil zu erwarten," begann Dora, sich setzend. „Glauben Sie wohl, daß ich imstande sein würde, Ihr Atelier zu leiten, wenn Sie es aufgeben?"

„Das ist meine ehrliche, feste Überzeugung. Ja, ich glaube noch mehr, ich bin überzeugt, Sie werden ein großes Renommee erlangen, ganz anders als ich, denn ich bin eine alte, einfache Frau, Ihnen aber liegt Schick, Kunstsinn und Geschmack im Blut, und der klingende Lohn wird nicht ausbleiben."

Dora nickte. „Darum tue ich es ja in erster Linie. Aber es ist immerhin ein schwerer Schritt, und ich müßte die Sicherheit des Gelingens haben, wenigstens ein Urteil, das mich reif spricht."

„Das gebe ich Ihnen aus ehrlichem Herzen."

Frau Werner hätte am liebsten den blassen, blonden Kopf an ihre Brust gezogen und geliebkost, aber sie wagte es nicht recht. Dora hatte zuweilen so ein merkwürdig gehaltenes Wesen, das man leicht als Hochmut auslegen konnte.

„Und wie würden Sie Preis und Bedingungen normieren? Sie wissen, ich bin blutarm," sagte sie mit schmerzlichem Lächeln.

„Ich dachte dreitausend Mark. — Sie könnten mir das in Raten abbezahlen, Fräulein Dora, ganz wie es Ihnen paßt."

„Sind Sie auch nicht meinetwillen zu billig? Schenken Sie mir nichts damit?" fragte Dora mißtrauisch, denn sie hatte ein Zittern in der Stimme der alten Dame gehört.

„Nein, nein, darüber seien Sie ganz beruhigt. Ich freue mich nur über Ihren Mut und sehe doch gleichzeitig all die Dornen deutlich vor Augen, die Ihr Entschluß Ihnen eintragen wird."

Ein bitteres Lächeln umzuckte den feinen Mädchenmund. „Was frage ich nach Dornen! Es gibt nichts auf der Welt was mich noch kränken könnte, nachdem ich über den größten Schmerz meines Lebens fortgekommen bin. Ich hoffe eher, die Arbeit soll mir Trost geben."

Frau Werner wiegte bedenklich den grauen Kopf. „Liebes Kind, unterschätzen Sie die täglichen kleinen Nadelstiche nicht, die Sie treffen werden. Wahrhaftig, man erträgt eher einen harten Schlag als unausgesetzten, aussichtslosen Kampf mit dem Nächsten, und ich weiß, Sie sind sehr empfindlich. Da ist zuerst Ihre Familie . . ."

„Mama wird froh sein, mich von der Tasche zu haben, und was mir bis jetzt Maßstab für alles war, Axels Ansicht — die — die darf mich nicht mehr kümmern."

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Frau Werner stand auf und zog das gebeugte junge Haupt an ihre Brust. „Nicht mehr daran denken, nicht mehr davon sprechen, Kind," sagte sie sehr weich und innig. „Ich weiß, wie das schmerzt. — Nun gut — gehen Sie Ihren Weg! Er ist steinig, doch führt er zum Ziel. Aber Sie müssen mir auch erlauben,

Ihnen behilflich zu sein, so viel in meinen Kräften steht, denn ich achte und ehre diesen Selbständigkeitstrieb bei jeder meines Geschlechtes."

Da umfaßte Dora die schmale, welke Gestalt, drückte ihren Kopf noch fester an sie und schluchzte laut. —

„Heute abend noch sage ich es der Mama," sagte sie endlich, auf ihr Taschentuch hauchend und die verweinten Augen damit drückend. „Je schneller die Sache entschieden ist, desto besser für mich."

Sie war ganz eiserner Wille, stolze Zuversicht! — Ach, wie anders war früher ihr Charakter gewesen, so weich und biegsam! Das leiseste Wort scheuchte immer Wollen und Willen zurück, gedankenlos beugte sie sich unter den Ausspruch eines anderen. Das hatte man stets mädchenhaft und anbetungswürdig gefunden, jetzt erschien es ihr kindisch und töricht. Mit geschlossenen Augen kann man nicht durch dieses Leben, das gerade der Frau einen Heldenmut auferlegt, wenn es sich darum handelt, den Kampf mit dem Dasein durchzufechten. Sie sah mit Erstaunen, wie alles in ihr steinhart geworden war — vielleicht auf Kosten ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit, wie die Ihrigen sagten. Aber dafür hatte sie sehen gelernt! — Und mit dem Sehen war das Glück gegangen, die Illusion und die Hoffnung. Doppelt arm war sie geworden. So wollte sie denn wenigstens nützlich sein, sich und den Ihrigen.

* * *

Nach dem Abendessen war es — die Rätin lag bequem auf dem Sofa und sah gedankenlos ins Leere, Frank, die Ellenbogen aufgestemmt, alle zehn Finger im lockigen Haar, las irgend eine Räubergeschichte, die ihn höchlichst interessierte, Hans, beide Beine auf einen Stuhl gelegt, paffte vergnüglich den Rauch seiner Zigarette in die Luft, da er am Ende des Monats seine Gegenwart häufiger dem Familienkreis zu schenken pflegte — als Dora, sich ein wenig vorbeugend, begann:

„Mama, ich möchte dir etwas sagen."

Die Rätin nickte indolent. Was Dora ihr zu sagen hatte, fiel selten auf fruchtbaren Boden bei ihr.

„Ich habe mit Frau Werner ausgemacht, daß ich vom ersten April ab ihr Geschäft übernehme, mit Einrichtung und Kundschaft. Die geforderten dreitausend Mark zahle ich ihr ratenweise ab."

Die Rätin sah ihre Tochter an, als habe sie ihr eben das Geständnis eines Mordes gemacht, dann wanderten ihre Augen zu Hans. Der machte kein anderes Gesicht.

Und Dora, die im ersten Augenblick glaubte, niemand sei ihren Worten aufmerksam gefolgt, fuhr ziemlich unbefangen fort: „Ich weiß, was verdient wird. Frau Werner hat mir ihre Bücher gezeigt, und ich habe manche Neuerungen für die Zukunft im Sinn, so daß . . ."

„Heiliges Donnerwetter," fuhr Hans jetzt auf, „Mädchen, redest du irre? Was ist das? Was soll das heißen?" Er war dunkelrot geworden, seine Augen schossen Blitze. „Du willst Schneidermamsell werden?"

„Schneidermamsell? Nein. — Aber Vorsteherin eines bekannten Ateliers."

„Sei so gut und laß jetzt alle Wortklaubereien! Schneidermamsell bleibt Schneidermamsell! Bildest du dir ein, daß wir das erlauben werden? Da bist du aber schief gewickelt! Komme uns mit solchem Unsinn nicht noch einmal."

„Es ist kein Unsinn," begann nun auch Dora mit geröteten Wangen, „sondern ein reiflich erwogener Entschluß. Er gibt mir Arbeit und Verdienst. Ich brauche beides."

„Mama," schrie Hans außer sich, „so rede du doch! Frage sie doch, ob sie ganz übergeschnappt ist."

„Dabei kann aber kein Mensch lesen," fuhr Frank nun wütend auf. „Könnt ihr nicht ein bißchen leiser reden?"

Hans schlug ihm das Buch aus der Hand. „Höre hier lieber zu. Du bist auch schon alt genug, um die Schande zu begreifen, die uns und unserem Namen zugefügt werden soll."

„Schande?" wiederholte Dora gereizt, während die Rätin noch immer sprachlos war. „Seit wann ist denn ehr-

liche Arbeit eine Schande? Lernst und arbeitest du denn nicht auch, um später damit Geld zu verdienen, Hans? Warum soll für dich eine Ehre sein, was du mir als Schande anrechnen willst?"

„Weil einmal Anschauung und Sitte Mann und Weib in diesem Punkt völlig voneinander trennt. Außerdem steige ich in meiner Karriere — du aber bleibst ein Nähfussel — ein ganz gemeiner Nähfussel zeitlebens, ist dir das klar?"

„Ja, Dolly, wie du Hans und dich darin vergleichen kannst, ist mir vollständig schleierhaft," ermannte sich endlich die Rätin.

„Ich will gar nicht vergleichen, ich will euch nur sagen, daß ich vom ersten April ab Frau Werners Geschäft übernehme. Das ist alles."

„Wenn wir es dir erlauben!" schrie Hans zornig.

„Ja, wenn wir es dir erlauben!" schwang sich nun auch die Rätin auf. „Aber das wird nie geschehen — nicht wahr, Hans?"

„Niemals! Das fehlte gerade noch, daß ich mir diese Kette durch dich ans Bein binden ließe. — Hast du denn gar keine Achtung mehr vor dem Namen unseres Vaters, vor unserem eigenen Namen?"

„Dolly hat ja nur Spaß gemacht — sie hat wirklich nur Spaß gemacht," sagte Frank beruhigend, der seine Schwester mit keinem Blick verlassen hatte.

Aber Dora schüttelte den Kopf. „Nein, es ist mein heiliger Ernst, und Hans wird mich nicht davon abbringen. — Ich werde arbeiten um zu verdienen, um unseren Haushalt soweit unterstützen zu können, als es in meiner Macht steht, um Frank eine Zukunft zu schaffen . . ."

Hans lachte unbändig, absichtlich und verletzend laut.

„Nein, du, das will ich nicht — das soll nicht sein — meinetwegen sollst du keine Schneidermamsell werden," ereiferte sich nun auch Frank.

„Und hast du wirklich die Stirn, als Mädchen von anständiger, adliger Familie so weit herunterzusteigen?" höhnte Hans.

„Und glaubst du wirklich, Damen wie die Senden und die Seefeld würden jemals meine Schwelle wieder betreten?" jammerte die Rätin, der sich erst allmählich alle Konsequenzen erschlossen.

Dora preßte die Lippen zusammen, kampfbereit wandte sie sich an Hans. „Und willst du mir einmal gründlich auseinandersetzen, was ein armes adliges Mädchen tun darf, um standesgemäß zu existieren? Von der Luft leben kann sie nicht, Arbeit aber soll eine Schande für sie sein."

Eine kleine Pause! — Dann sagte Hans leichtfertig: „Es ist einmal so, ich kann es nicht ändern. Mach dafür die Gesellschaft, die Anschauungen im allgemeinen und die Sitte verantwortlich. Lieber geh zu Onkel Klaus, wenn es dir hier nicht mehr behagt, aber die Geschichte mit der Schneiderei schlag dir nur gleich aus dem Kopf."

„Bei Onkel Klaus kann ich nichts verdienen."

„Verdienen! Welch plebejisches Wort! Pfui!"

Er spuckte verächtlich aus. Seine Schwester sah ihn mit so flammenden Augen an, daß er unwillkürlich errötete; sie öffnete die Lippen, um ihm etwas sehr Hartes zu sagen, aber im letzten Augenblick modelte sie ihr Wort noch etwas. „Ich weiß vieles, das mir weit verächtlicher erscheint," sagte sie nur.

„Nun möchte ich aber auch einmal reden," begann die Rätin. Auch sie sah jetzt sehr erregt und außer sich aus. „Dolly, du mußt doch einsehen, daß das ganz unsinniges Zeug ist, was du dir da in den Kopf gesetzt hast. Jeder vernünftige Mensch wird dir sagen, daß ein Fräulein von Lindeck niemals Schneiderin werden kann."

Dora schwieg verstockt, ihr fiel gerade der Landrat ein.

„Vielleicht heftest du auch noch ein Schild an die Türe: ‚Dorothee von Lindeck, Modistin'," spöttelte Hans, der damit einen großen Trumpf ausgespielt zu haben glaubte.

„Natürlich," sagte Dora ruhig. „Wenn ich etwas tue, tue ich es ganz, nicht halb."

„Herrgott!" schrie die Rätin und rang jammernd die

Hände. „Ihr werdet es erleben, daß mich dann kein Mensch mehr auf der Straße grüßt.“

„Nein, Dolly, das darfst du nicht. Was sagte dann erst Hanna von Senden?“ schrie auch Frank erschrocken.

„Mir müßtest du allerdings zugute halten, teure Schwester, wenn ich dich verleugnete. Grüßen täte ich dich nicht mehr auf der Straße, das merke dir.“

Dolly zuckte die Achseln. Ihre Wangen brannten, ihr Herz schlug laut; aber je mehr die Ihrigen dagegen lamentierten, desto fester wurde sie. Mochten sie denn alle von ihr abfallen, auch äußerlich, ihr Weg war ja doch einsam.

„Ich könnte ja auch gar nicht mehr von dir sprechen, ich müßte mich schämen,“ schluchzte die Rätin. „Dolly, bedenke doch, was du mir antun willst.“

Dolly ergriff die Hand ihrer Mutter und versuchte sie zu küssen, aber sie wurde ihr heftig entrissen. „Mama, Mama, glaube doch, daß es zu unser aller Bestem ist,“ beteuerte sie.

Die Rätin hielt sich die Ohren zu. „Das ist eine Verrücktheit — eine reine Verrücktheit. Wenn du uns nicht hören willst, dann müssen wir an Onkel Klaus schreiben, der ist das Oberhaupt der Familie und wird wissen, was wir unserem alten Namen schuldig sind.“

„Axel hat schon gewußt was er tat, als er dich überspanntes Frauenzimmer laufen hieß,“ sagte Hans noch mit all der Herzensroheit, über die er manchmal verfügte. „Ich möchte wohl wissen, was der heute sagen würde!“

Dora fuhr auf. „Dem war ich Rechenschaft und Gehorsam schuldig, euch nicht.“

„Ach wie süß!“ warf er ihr spöttisch entgegen. „Aber Mama hat recht, Onkel Klaus soll entscheiden.“

„Dolly, Dolly,“ rief die Rätin, die gerungenen Hände von sich streckend, „daß du mir das antust, überlebe ich nicht! Mein Gott, warum muß denn gerade alles über mich arme unglückliche Frau kommen.“

Hans fing an, ein Liedchen zu pfeifen, offenbar sah er die ganze Sache für erledigt an; auch Dora schwieg, nur die

Rätin jammerte weiter. — Es war ein trostloser, ungemütlicher Abend.

Später, beim Zubettgehen versuchte das junge Mädchen noch einmal die Mutter mit tausend Vernunftgründen und Bitten zu überzeugen, aber vergeblich. Die Rätin blieb so unzugänglich wie ein Stein. Für Doras Streben, ihren ernsten Willen, ihre Energie fehlte ihr jeder Maßstab. Aber ihr Stolz und ihr Hochmut bäumten sich desto gewaltiger auf



und machten sie blind für alles andere. Eine tiefe Empörung hatte sich ihrer bemächtigt, und damit schlief sie ein und wachte wieder auf, fest entschlossen, lieber ihre Tochter zu verleugnen als sich zu ihr zu bekennen. —

Als Dora am nächsten Morgen zur Werner ging, erwartete Frank sie am Fuß der Treppe. Zuerst war er fortgestürzt ohne Morgengruß, ganz im Sinne der anderen, dann kam ihm schleunig eine bessere Überlegung. Etwas bekniffen sah er freilich aus, als er seinen Arm unter den der Schwester schob, und um darüber hinwegzukommen, platzte

er sofort los: „Du, Alte, jetzt wollen wir einmal reden wie zwei vernünftige Leute! Deinen Plan von gestern hast du doch heute aufgegeben. Der Schreckschuß war Hans ganz dienlich und hat mich diebisch gefreut, er ist ja auch eklig zu dir, aber nun ist die Chose doch zu Ende. Was?“

Sie sah ihn ernsthaft an. „Mit solchen Dingen scherzt man nicht, Frank.“

Er kniff sie in den Arm. „Aber so sei doch vernünftig, Alte! Du kannst doch nicht wirklich Schneiderin werden.“

„Und warum nicht?“

„Weil du dann nicht mehr meine Dolly bist, die ich so lieb habe,“ brach er los. „Was denkst du denn! Warte noch ein paar Jahre, bis ich arbeiten kann, dann soll es euch an nichts fehlen, dir und der Mama, aber das darfst du nicht tun.“

„Ist denn ein Unterschied darin, ob du arbeitest oder ich?“

„Ich weiß es nicht. Aber es muß doch wohl sein, weil es mich so empört; ich sage dir, du darfst das nicht.“

„Frank, Frank,“ sagte sie kopfschüttelnd, „was seid ihr doch alle für kuriose Menschen! Einschränken will sich niemand und arbeiten soll und will auch niemand. Auf Sand, mein Junge, läßt sich aber im Leben weder etwas bauen noch erhalten.“

Er wurde wütend, weil da eine Stimme in ihm war, die sich auf Doras Seite stellte, und die ihn deshalb ärgerte, weil er keine rechten eindringlichen Argumente für das fand was er wollte. „Rede nicht — rede um alles in der Welt nicht, Mädchen wissen ja doch nie, was das Rechte ist, das verstehen nur Männer. Wir sagen dir alle, daß es für dich nicht angeht, Schneiderin zu werden. Was sollen um Gottes willen Sendens von dir denken?“

Dora lächelte. „Ehrlich gestanden, ist mir das sehr gleichgültig. Ich vertrete reiflich erwogene Entschlüsse, Frank, von denen mich solche Lappalien nicht abhalten werden.“

„Du wirst es bereuen — wenn — wenn wir alle dich nicht mehr kennen werden,“ sagte er mit etwas zitternder Stimme.

„Du auch, Frank?"

„Ich auch — gewiß, ich auch!" brach er los, „die ganze Nacht habe ich gelegen und darüber nachgedacht, ob Papa und Axel wohl mit diesem Schritt einverstanden sein könnten, und immer habe ich mir ‚nein' gesagt. Und ich stehe auf Papas und Axels Seite."

„Mein lieber Junge," sagte Dora sehr traurig, „Papa und Axel haben nicht gewußt, daß man sich durch andere Dinge weit mehr erniedrigt fühlen kann als durch ehrliche Arbeit. Ich aber weiß das seit einiger Zeit, und darum hilft euch allen kein Reden."

Einen Augenblick sah Frank seine Schwester verdutzt an, dann aber stieg ihm heiße Röte ins Gesicht, er stampfte wütend mit dem Fuß auf das Trottoir. „Ich leid's aber nicht, Dolly! Daß du's weißt, ich leide es nicht. Tust du es doch, sind wir geschiedene Leute!"

Und dann ging er eilig die Straße hinab, ohne sich noch einmal umzusehen, mit den schlenkrigen, storchbeinigen Schritten eines halberwachsenen Gymnasiasten, den Kopf trotzig aufgeworfen und die Bücher zornig bis fast unter die Achsel geklemmt.

Dora folgte ihm ein Weilchen mit den Augen. Seit gestern wußte sie, daß sie ihren Weg durch das Leben allein gehen mußte, wollte sie tun was sie für recht erkannte. Noch hatte sie Mut, den Mut der Unerprobten. —

„Wie angegriffen Sie aussehen, Fräulein Dora, wollen Sie für heute lieber nach Hause gehen?" fragte Frau Werner besorgt, als sie den müden Zug um Augen und Mund des jungen Mädchens betrachtete. „Haben Sie Kopfweh?"

„Nein, mir fehlt gar nichts, aber ich sprach gestern abend mit Mama von meinem Plan, Ihr Geschäft zu übernehmen."

„O, lieber Gott, da hat es wohl Sturm gegeben, das kann ich mir denken. Aber hören Sie, Fräulein Dora, Sie sind mir gegenüber noch nicht gebunden, wirklich nicht! Mich drückt der Gedanke manchmal, daß ich vielleicht Zwietracht in Ihre Familie tragen könnte."

Um Doras Mund zuckte es bitter. „Zwietracht? Nein,

Frau Werner; das gibt es bei uns nicht. Man läßt mich meinen Weg schon gehen, wenn ich einmal will. Und ich will!" — „Ihnen zum Trotz erst recht!" hätte sie hinzufügen müssen, wenn sie ganz ehrlich gewesen wäre.

Frau Werner seufzte. Sie kannte Doras vortreffliche Eigenschaften, aber auch ebensogut den Starrsinn, der sich manchmal schon bei Kleinigkeiten äußerte und nicht zum Wanken zu bringen war. Manchmal grübelte sie ganz bestürzt darüber nach, ohne die wahre Ursache zu entdecken. Sie wußte nicht, daß sich Doras früher so weiche, nachgiebige Seele dahinter verschanzte, um die tausend Wunden zu verbergen, die ihr das Leben schon geschlagen, vor allem aber um sich vor sich selbst, vor eben dieser Weichheit und Nachgiebigkeit, die sie noch immer in sich fühlte, zu retten. Sie wußte, daß sie keine energische, kraftvolle Natur war, sondern daß sie sich mühsam zu einer solchen nach außen hin erziehen mußte. Aber sie fand keinen andern Ausweg, wollte sie der empörenden Wirtschaft zu Hause steuern.

„Ich muß es lernen," dachte sie oft verzweifelt des Nachts, den Kopf in die Kissen wühlend. „Wenn nur niemand weiß wie schwer es mir wird."

Das wußte freilich niemand. Ihre Familie begnügte sich damit sie unausstehlich zu finden, und einen andern Menschen hatte sie nicht mehr. Ja, sie durfte nicht einmal an ihn denken, wollte sie ihren täglichen Pflichten genügen und vernünftig bleiben.

XVI.

Gleich am nächsten Morgen saß die Rätin vor ihrem Schreibtisch, den Federhalter zwischen den Lippen, in tiefem Sinnen. Sie wollte an Klaus von Lindeck schreiben, ihm den unerhörten Entschluß Dollys mitteilen und um sein Einschreiten bitten. Mehr als die Überschrift hatte sie aber noch nicht, trotz ihrer schweren Seufzer.

Hans kam herein, reckte sich in den Armen, gähnte und trat ans Fenster.

„Eigentlich könntest du schreiben,“ meinte seine Mutter kläglich. „Alle Lasten fallen immer auf meine Schultern, es ist wirklich schrecklich.“

Hans drehte sich um. „Höre, Muttchen, du bist mir darin weit über, was Briefstilisierung anbelangt. Wenn du Onkel schreibst, so wird das etwas so Mystisches, Geheimnisvolles, daß er schon aus Neugier aufpackt und herreist, denn ich weiß aus Erfahrung, daß du desjenigen, um das es sich handelt, niemals Erwähnung tust. Wie nüchtern nähme sich dagegen eine einfach sachliche Darstellung meinerseits aus.“

„Ach, du bist nur faul,“ warf sie unzufrieden hin und tauchte die Feder wieder einmal ein.

Hans kam näher. „Nein, im Ernst, Mama. Wir wissen gar nicht, wie Onkel Klaus darüber denkt, Standesrücksichten kennt er nicht! Wenn er sich nun auf Dollys Seite stellt?“

Die Rätin lachte gereizt. „Er ist doch immerhin der Bruder deines Vaters, trägt denselben Namen — das traue ich ihm nicht zu, zumal er sich doch deiner Karriere angenommen hat.“

„Also schreibe ihm, Mama, mach keinerlei Andeutungen, rufe ihn nur zum Familienrat her. Und höre, Muttchen, erzähle Dollys verrückte Idee nicht etwa gleich an deine Freundinnen und Bekannten, noch sind wir ja nicht so weit.“

„Als ob ich unbedacht spräche!“ sagte die Rätin gekränkt.

„Unbedacht? Aber goldiges Muttchen, das wissen wir ja alle, daß du nichts verschweigen kannst. Heraus muß es, dich halten gibt es nicht!“

Er lachte dazu und streichelte ihr schönes Haar; sie sah halb ärgerlich, halb versöhnt zu ihm auf. „Wenn es sich nicht um ernste Dinge handelt, warum soll ich dann nicht sprechen — aber unsere eigene Schande — na, höre mal, Hans!“ — —

Onkel Klaus kam wirklich am Sonntag von Niederstetten nach Berlin, mitten aus der Frühjahrsarbeit heraus.

„Es ist sicher etwas Wichtiges — wird sich wohl um den Hans, den Schlingel, handeln," sagte er zu seiner Gattin, nachdem er den wirklich mystisch geratenen Brief seiner Schwägerin gelesen, aus deren konfusen Berichten er selten klug zu werden vermochte. „Aber wenn sie sich etwa auf Schulden bezahlen oder dergleichen spitzen — nein, Thilde — davon kriegt niemand etwas gepfiffen. Ich nehme lieber gar kein Geld mit."



Nur mit dem Nötigsten an Bar, sonst aber mit dem festen Willen, allen gründlich die Köpfe zu waschen, sollte man Ansprüche an ihn machen, kam Onkel Klaus bei Lindecks an. Er schnitt schon gleich im Anfang als heilsames Schreckmittel ein recht grämliches Gesicht.

„Wo brennt es denn bei euch, Lotte," fragte er nach der ersten Begrüßung, um möglichst energisch der Sache auf den Leib zu rücken. „Ich habe nur ein paar Stunden Zeit — welcher vernünftige Mensch kann denn während der Frühjahrsbestellung längere Reisen machen — ich nicht."

Gleich war die Rätin wieder verschnupft. „Es ist etwas sehr Wichtiges, lieber Schwager, und handelt sich um Dolly — leider um Dolly — du wirst mir deine Unterstützung nicht versagen."

Seine kleinen grauen Augen flogen zu dem Mädchen, das stumm und still auf ihrem Stuhl saß, aber den Eindruck einer bis an die Zähne Bewaffneten machte. Die ganze Familie war natürlich versammelt.

„Von Mädchen sollte man überhaupt nie zu sprechen haben," meinte Onkel Klaus mit einem gewissen trockenen Humor. „Zumal nicht von Bräuten."

„Ja Prosit, Onkel, die Brautschaft ist futsch!" rief Hans.

Die Rätin führte das Tuch an die Augen. „Was ich schon für Kummer habe," stöhnte sie, denn ab und zu fiel ihr plötzlich ein, wie beklagenswert sie eigentlich sei.

„Sieh, sieh," machte Onkel Klaus gedehnt. „Hat dich der Ehrenmann laufen lassen, Kind, seitdem du arm warst?"

Dolly sprang zornig auf. Das war unerträglich. „Wie kannst du Axel — Herrn von Treuberg so verdächtigen, Onkel! Ich war es, die die Verlobung löste."

„Hattest du einen besonderen Grund dazu?"

„Ja! Unsere Armut. — Was nützt alles Hoffen und Wünschen, wenn man doch keine Aussicht hat — keine!" wiederholte sie leiser.

„Warum hat mir denn das aber niemand geschrieben?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Mein Gott, man schämt sich doch," murmelte die Rätin in ihr Taschentuch hinein. „Eine entlobte Braut."

„Ach, wenn es nur das wäre," rief Hans dazwischen.

„Nur das!" Dollys Herz zuckte. Nur das! — Wer hatte denn hier Verständnis für sie."

„Ich beschwöre dich, Schwager," begann nun Frau von Lindeck in aufgeregtem Ton, die Hände faltend, „du mußt uns beistehen — du mußt dafür sorgen, daß Dolly von ihrer verrückten Idee zurückkommt —"

„Ja, wirklich, eine verrückte Idee!" sekundierte Hans.

„Die uns allen Schande macht," vollendete die Rätin.

„Aber in drei Deibelsnamen, was ist denn los?"

„Laßt mich sprechen," bat Dolly.

„Unsinn!" schrie Hans, „die Mama."

Der blonde Scheitel der Rätin senkte sich etwas, ihre Augen waren niedergeschlagen. „Dolly will Schneiderin werden," stöhnte sie.

„Was den Kuckuck!" rief Onkel Klaus überrascht.

„Schneiderin für unsere Kreise, für die Bekannten meines verstorbenen Mannes, mit denen ich noch bis heute auf derselben Stufe stehe; sie entblödet sich nicht, uns damit zu drohen, unsern Namen auf ihr Schild setzen zu lassen — unsern Namen, Schwager! — Ich bitte dich! Sie will für Geld nähen, ihren Brüdern — mir — die Schande antun . . . Mein Gott, Klaus, du mußt meine Aufregung begreifen und sie teilen."

Ein Weilchen war es ganz still im Zimmer, dann sagte der alte Herr: „Na, Dorothee, nun sprich du einmal."

Sie tat es, sachlich, hastig, immer mit dem brennenden Wunsch im Herzen, doch erst ein Vierteljahr älter zu sein, denn daß ihr selber bangte vor der Zukunft, mochte sie sich nicht zugestehen.

„So ein Unsinn!" rief Hans dazwischen.

Die Rätin sagte gar nichts mehr, sie saß da in der Pose tragischer Mütter.

„Aber das ist ja ein ganz verflixt vernünftiges Mädchen," sagte Onkel Klaus endlich nach einer kleinen Pause. „Ich werde mich wohl hüten, ihr zu widersprechen, die ist klüger als wir alle."

„Schwager! Onkel!" schrien Mutter und Söhne wie aus einem Munde.

„I ja, das ist meine Ansicht von der Sache! So gut wird es ihr nicht wieder geboten, und ob da ein ‚von Lindeck' an der Tür steht oder nicht, wen geht das etwas an?"

„Du hast den Kern der Sache nicht erfaßt," meinte die Rätin kopfschüttelnd. „Sie deklassiert sich damit, meine Dolly, und zwar so weit, daß es kein Rehabilitieren mehr gibt. Ihren Freundinnen Kleider anmessen, anprobieren, sich ta-

deln und bezahlen lassen, so weit darf eine Lindeck nicht sinken. Ganz abgesehen davon, daß Hans keine Schwester haben kann, die Schneiderin ist."

„Wenn er Minister ist, kann sie ja ihre Schneiderstube zumachen."

„Aber man wird eben niemals Minister mit solch einer Schwester als Zugabe," warf der Referendar bissig ein.

Onkel Klaus lachte. „Schade für den preußischen Staat," meinte er etwas spöttisch. „Nein, Mädel, laß dir's sagen, in mir hast du keinen Gegner. Ehrliche Arbeit schändet niemand, im Gegenteil, ich habe ordentlich Achtung vor dir bekommen."

„Was hat sie davon, wenn man sie achtet, aber keiner mit ihr verkehrt," schluchzte die Rätin, „und so weit kommt es, das prophezeie ich ihr."

„Das Geldverdienen ist auch keine üble Sache, da kann sie auf den ganzen übrigen Krempel pfeifen, ich weiß das aus Erfahrung, denn ich verdiene auch." Damit stand Onkel Klaus auf und kniff in Dollys blasse Wangen. „Mächtig heruntergekommen bist du aber, arme Deern," meinte er mitleidig. „Thilde kann dir ja natürlich nicht ihre und der Göhren Kundschaft zuwenden, dazu ist Niederstetten zu weit, und dann haben wir die bucklige Rosalie schon seit dreißig Jahren immer vier Wochen auf dem Hof, damit sie alle benäht, aber wenn du mal Zeit hast, dann kommst du zu uns, und wir pflegen dir rote Backen an."

Die blühten in diesem Augenblick wie seit langem nicht. Was alle Widerreden der Mutter, all der Hohn, mit dem Hans ihr Wollen begossen, nicht zustande gebracht, der Gutmütigkeit des Onkels war es vorbehalten gewesen, ihr mit krasser Beleuchtung den Platz zu zeigen, den sie freiwillig einzunehmen sich entschlossen hatte. Den Platz der Arbeitenden, Verdienenden. Daß er sie und die bucklige Rosalie in einem Atem nannte, von der Kundschaft seiner Frau und Kinder sprach — verletzte sie tief. Sie zog die Unterlippe zwischen die Zähne. Hans beobachtete sie mit spöttischer Zu-

friedenheit; er sah den Stolz in ihr sich aufbäumen und triumphierte.

„Vielleicht kann sie dafür bei euch nachsehen, was Rosalie vergessen,“ fiel die Rätin mit schneidender Schärfe ein. „Sehr modern wird ja wohl Thildes Garderobe nicht aus den Händen dieser Künstlerin hervorgehen.“

Klaus von Lindeck verstand das leider nicht, er blieb ganz gelassen. „Das ist doch sehr gleichgültig, Lotte.“

Dolly hatte sich inzwischen gefaßt. War der Gedanke nicht noch viel schrecklicher, vor diesem Onkel vielleicht einmal als Bittende stehen zu müssen, wenn die Dinge im Elternhaus so weiter gingen wie bis jetzt? Wie wenig würde er seine Worte wägen, wenn es dann galt, ihnen ihre Sünden und Versäumnisse vorzuhalten.

„Dann könnten wir ja wohl diese Familienberatung für beendet ansehen,“ fuhr er in seiner empörenden Gelassenheit fort, „und du, Lotte, könntest ein übriges tun und mir eine Tasse Kaffee vorsetzen.“

Er trat dabei an das Fenster zu Hans, der leise vor sich hinpfiff, um sich nicht zu Äußerungen verleiten zu lassen, die ihm in kochendem Grimm immer wieder auf die Lippen wollten. Aber die Klugheit gebot, und Hans fügte sich. Im Herzen war er mit der Schwester und ihren Lebensplänen völlig fertig. Sie ging ihn gar nichts mehr an, existierte einfach nicht mehr für ihn. Den Onkel verachtete er gründlich; aber da er von ihm abhängig war, hieß es diplomatisch sein — die Tortur seiner Gegenwart dauerte ja gottlob nicht allzulange. Er zwang sich sogar zu ein paar gleichgültigen, gequälten Phrasen, während Dolly draußen für Kaffee sorgte, und die Rätin außer sich vor Zorn in das Schlafzimmer gegangen war, denn ihr schien es geradezu unerträglich, dieselbe Luft mit ihrem Schwager zu atmen.

So war es denn keine sehr heitere Tischgesellschaft, die sich schließlich zusammenfand, und im stillen dankte jeder Gott, als man sich trennte.

„Darum hättest du mich wahrhaftig nicht herzusprengen brauchen, Lotte,“ sagte Klaus Lindeck beim Abschied mit sanf-

tem Vorwurf. „Und du, Dorothee, bei der Abrede bleibt es, daß du im Sommer nach Niederstetten kommst.“

„Ja, bei Gott, Mama, du hättest das besser überlegen sollen,“ meinte der Referendar in einem Ton, der so mit Hohn durchtränkt war, daß der biedere Gutsherr wirklich ein Kindergemüt besitzen mußte, um das nicht herauszuhören. —

Während der nächsten Tage, die Dora nun noch im elterlichen Hause zubrachte, befand sie sich wie in einer Folterkammer. Die beiden Brüder nahmen keine Notiz von ihr, gerade als wäre sie Luft. Frank mit seinem sonst so gutmütigen, anhänglichen Herzen mußte unablässig beeinflußt sein, daß er diese Art von Trotz aushielt. Von ihm tat es Dora weh, von Hans wunderte sie es nicht. Der Rätin Art war das nun allerdings gar nicht. Sie jammerte und klagte den ganzen Tag, überhäufte die Tochter mit Bitterkeiten, Tränen und Vorwürfen. Das war noch viel schwerer zu ertragen.

Zuerst hatte Dora beabsichtigt, jeden Abend nach getaner Arbeit zur Mutter zurückzukehren. Sie hatte so gar keine Selbständigkeitsgelüste; jetzt fühlte sie es aber als Erleichterung für alle, wenn sie ging und sich ganz loslöste von denen, die fortan in ihr nur die Schande der Familie sahen.

Als sie zum erstenmal davon sprach, sagte die Rätin: „Ich glaube auch, daß es am besten sein wird, du ziehst ganz fort; verleugnen müssen wir dich ja in Zukunft doch. Du selbst hast es so gewollt! Da erleichtert es uns, wenn ich sagen kann, daß du nicht mehr hier wohnst.“

Dora blickte ihre Mutter an. Die Rätin weinte, wie stets, wenn es sich um etwas handelte, was ihr nicht angenehm war — mit demselben sanften Gesichtsausdruck und denselben hellen runden Tränentropfen wie immer; sonderliche Erregung verriet sie nicht, obgleich sie die einzige Tochter von sich wies.

„Hans meinte es auch!“ setzte sie nach einem Weilchen hinzu.

Dora machte sich schweigend darüber, ihre Wäsche und Hab-

seligkeiten zu packen. Sie konnte nicht sprechen, keinen Ton über die Lippen bringen! So leicht war sie zu entbehren! Keiner, der nur ein Wort der Liebe, des Dankes für sie hatte! Sie erinnerte sich voll Bitterkeit, wie sie überall und immer ihre Kräfte in den Dienst der Familie gestellt, wie sie gesorgt und gespart, wirtschaften gelernt und keine Arbeit gescheut hatte, um das größte Behagen trotz der beschränkten Häuslichkeit zu erreichen, wie sie niemals an sich gedacht, immer nur an die andern. Für die hundert Mark, die ihr Hans damals geraubt und niemals wiedergegeben, hatte sie sich als Mitschuldige gefühlt und dafür entbehrt und getan was sie konnte, um das Unrecht wenigstens einigermaßen gut zu machen. Jetzt tat er, als wäre sie eine Verbrecherin. Frank hatte sie geliebt, über ihn gewacht nach besten Kräften — auch er wandte sich gegen sie. Und nun erst die Mutter! —

Dora kämpfte mit ihren bitteren Gedanken und Empfindungen, aber ohne ihrer Herr zu werden. Wie eine schwere Last lag das Leben vor ihr, wie eine schwere Last hinter ihr, seitdem sie Axel verloren. Und daß sie ihn so lange gehalten, in dem Wahn, ihm dadurch Trost zu gewähren, das war zu einem wunden Punkt in ihr geworden, der ihr auch die Erinnerung daran mit dunklen Nebeln umzog. Nichts von allem, was sie einst besessen, erstrebt, erhofft, war ihr geblieben, nichts folgte ihr mit hinein in das neue Leben, vor dem sie sich doch heimlich fürchtete.

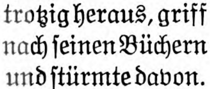
Sie hatte die letzte Nacht in stillen Tränen, wachend zugebracht, immer auf die friedlichen Atemzüge der Mutter lauschend. Blaß und übernächtig erhob sie sich am frühen Morgen, um noch das Letzte zu besorgen und Anna einzuschärfen, sich genau an die bestehende Ordnung zu halten. Das Mädchen war gutmütig und anhänglich, sie wischte ein paar Tränen mit dem Schürzenzipfel ab, Hans aber ging pfeifend an der Schwester vorüber und verließ ohne Wort oder Gruß das Haus.

Dann kam Frank. Dora lauerte auf ihn, damit er nicht etwa heimlich entwische und trat auf ihn zu. „Lebewohl, Frank.“

„Lebewohl!“ antwortete er mit mürrischem Trotz, ohne sie anzusehen.

„Wenn du jemals Sehnsucht nach mir, oder irgend ein Anliegen haben solltest, komm zu mir, lieber Frank, ich bleibe ja immer deine Schwester,“ sagte sie weich und streichelte sein Haar.

Er bog gewaltsam den Kopf zurück. „Zu der Schneidermamsell geh ich nicht, da kennst du mich schlecht!“ stieß er trotzig heraus, griff nach seinen Büchern und stürmte davon.



Dora sah ihm traurig nach. — „Lebewohl, Mama!“ sie beugte sich über die eben erwachende Rätin, deren Wangen rosig und frisch neben denen der bleichen Tochter schimmerten, sie zu küssen.

Die Rätin begann sofort zu weinen. „Lebewohl, Dolly, meine arme Dolly! Ach, es könnte mir nicht bitterer sein, wenn du im Sarge lägest, nein, gewiß, nicht so bitter. Ganz heimlich, im Dunkeln komme ich vielleicht mal zu dir, wenn es die Jungens nicht wissen.“ Und dann sich besinnend: „Höre, Dolly, du mußt mir ein Sommerkleid machen, sehr schick und möglichst leicht, ich werde jetzt so stark, Kaschmir ist in der Wärme unerträglich. Dünnen Stoff und sehr leicht gefüttert, vergiß das nicht. Zum Anprobieren komm ich dann schon.“

„Ja gewiß, Mama,“ sagte das Mädchen und drängte alles, was doch wieder an Gefühl aufwallen wollte, energisch zurück.

„Lebewohl, mein Kind, und schicke mir doch durch Anna den Kaffee herein.“

In einer Herzensöde und Traurigkeit, die sie fast frösteln machte, betrat Dolly die Straße. Zum letztenmal ging sie diesen Weg als Glied einer Familie, von jetzt ab war sie allein — ganz allein auf sich angewiesen.



XVII.

Dora öffnete die Tür die zu Frau Werners Empfangszimmer führte mit heftigem Ruck, während sie ihre Koffer den Händen des Mädchens überließ. Sie sehnte sich nach dem ruhigen, freundlichen alten Gesicht, aus dem sie bisher stets Mut geschöpft hatte; aber ebenso schnell drückte sie das Schloß wieder zu. Drinnen stand Frau Werner, von einem Manne zärtlich umarmt, sein dunkler Kopf neigte sich auf ihren grauen Scheitel. So vertieft waren beide ineinander, daß sie gar nicht hörten, wie die Türe geöffnet und wieder geschlossen wurde.

„Ihr Sohn!“ murmelte Dora, und es stieg ein leises Gefühl von Enttäuschung in ihr auf, daß sich dessen Ankunft um ein paar Tage verfrüht anstatt verzögert hatte, wie sie immer gehofft. Es war ja so viel leichter zu tragen, all das Neue, Ungewohnte, so lange noch eine liebevolle Hand da war, die stützte, ein teilnehmendes Herz, das riet und tröstete. Wie ihr das gerade jetzt not tat! Der Gedanke, so plötzlich auch hier entbehren zu müssen, ängstigte sie ordentlich. „Was ich doch für Unglück habe,“ seufzte sie vor sich hin, im Schlafzimmer am Fenster stehend, unentschlossen, ob sie auspacken, überhaupt etwas tun sollte. —

Das Einschnappen der Tür hatte Frau Werner aber doch gehört, sie richtete sich aus den Armen ihres Sohnes auf, mit ganz nassen Wangen, auf denen noch die Freudentränen glänzten. „Ich habe ja alles — alles vergessen in diesem Augenblick, mein guter Junge,“ sagte sie lachend. „Gewiß hat uns eben Fräulein von Lindeck überrascht — ich will nur gleich gehen und sie holen.“

Alfred zog die Augenbrauen hoch. „Eine Fremde, Mutter? In dieser ersten Stunde unseres Wiedersehens? Ach, laß sie draußen.“

Frau Werner zögerte. „Das arme Kind,“ sagte sie bedauernd. „Ihr mag gerade heut recht schwer zumut sein. Sieht es nicht unfreundlich aus, mein Junge, wenn wir sie ausschließen? Es ist doch immer Fräulein von Lindeck.“

Alfred lachte. „Das imponiert dir, Mutter, was? Ja, darin sind wir Deutschen einmal komisch und bleiben es. Aber trotz ihres Adels bitte ich dich herzlich, laß uns heut allein.“

„Natürlich, natürlich,“ beeilte sie sich zu sagen. „Wie du willst! Es ist aber das junge Mädchen, das mir mein Geschäft abgenommen hat. Kein kleiner Schritt für ein Mädchen aus ihrem Stande — und ich habe ihr so viel von dir erzählt . . .“

„M u ß es sein, Mutter?“ fragte er launig, sich vor sie hinstellend und den dunklen Kopf in den Nacken werfend.

„Wenn es sein muß, dann will ich still halten, aber dann auch sobald wie möglich.“

Sie strich ihm über das glänzende dunkle Haar, ihre Augen leuchteten, ihre Hand zitterte vor Freude. „Nein, mein Junge, es muß nicht sein! Nichts muß sein, was du nicht willst. Ach, daß ich dich nur wieder habe, mein Einziger!“

„Offen gestanden, ich habe so gar keine Sympathien für deine Nachfolgerin, mich interessiert nur das eine, dich so schnell wie möglich in Ruhe und Behaglichkeit zu bringen und dich vorläufig einmal ganz ausgiebig allein zu genießen. Nimm Mantel und Hut und komm mit, Mutter, ich habe dir schon im Zentralhotel ein Zimmer bestellt, dicht neben dem meinigen, dann sind wir wenigstens vor fremden Menschen sicher, nicht wahr, und können von da aus alles weitere besorgen.“

Ihr flog wohl ein Gefühl des Mitleids durchs Herz, wenn sie an Dora dachte, aber das kam neben dem Sohn doch nicht auf. Dora wußte ja, was ihr zu tun oblag, und so eine scharfe Abgrenzung war vielleicht für beide Teile das beste.

So lief sie denn geschwind in das Schlafzimmer um Hut und Mantel zu holen, mit roten Wangen und leuchtenden Augen. Ein schneller Blick zeigte ihr Doras Koffer und die schlanke schwarzgekleidete Gestalt am Fenster. „Herzenskind,“ sagte sie eilig, „die Nanny soll meine Sachen in ein Eckchen räumen, damit Sie Platz haben, das Mädchen ist ehrlich, ich weiß es. Sie sind nun hier Herrin. In den nächsten Tagen komme ich und sehe einmal nach wie es Ihnen geht, jetzt gehöre ich meinem Jungen. Ach, Fräulein Dora, das einzige, was im Leben bestehen bleibt, was Glück in sich schließt, sind doch nur Blutsbande. Adieu, Gott befohlen!“

Hinaus war sie und Dora wieder allein. Natürlich, es war eine Fremde, die sie in diesem Augenblick verließ, darüber konnte sie sich nicht wundern, hatten sie doch die Ihrigen ziehen lassen, ohne ein Wort von Herz zu Herz. Familienbande waren nicht überall die gleichen. Ihr wurde plötzlich

unheimlich in der großen Wohnung, die fortan ihre Heimat sein sollte. Wie ein kecker, unberechtigter Eindringling stand der große Koffer mitten im Zimmer, das noch überall von dem Wesen und dem Besitztum Frau Werners erfüllt war. Sie selbst stand noch am Fenster, als gäbe es hier keinen andern Platz für sie. Dann aber schaute sie doch mit natürlichem Interesse auf die Straße, auf der jetzt Mutter und Sohn erschienen. Er mittelgroß, brünett, mit einem feingeschnittenen Gesicht und schmalem dunklem Schnurrbart, in hellem weitem Jackettanzug, wie es die englische Mode vorschrieb; sie an seinem Arm, voll strahlendster Glückseligkeit.

Dora seufzte tief und schwer. Wie liebevoll er sie stützte! So wie eine Frau von einem Mann gestützt zu werden wünscht und ersehnt. — Axel . . . Sie wandte sich hastig um. Keine nutzlosen Gedanken und Träumereien mehr, die Nähstube wartete auf sie.

Aber merkwürdig. Dora, die sonst unter den Augen der Werner mit einer gewissen Gelassenheit und Ruhe gewaltet hatte, fühlte sich plötzlich unsicher und ängstlich. Der Gedanke der eigenen Verantwortung lähmte sie. Ihre Anordnungen widerrief sie, tadelte ohne Grund und übersah Dinge, die sie sonst gerügt haben würde. Das Herz schlug ihr bis in den Hals, und eine nervöse Unruhe trieb sie rastlos umher. Ein Kleid wurde eingepackt um abgeliefert zu werden, sie schrieb die Rechnung drei-, viermal, ehe sie gelang und sah dem großen weißen Paket mit der Miene einer armen Sünderin nach. So sehr sie sich auch Mühe gab gegen diese Angst und Mutlosigkeit zu kämpfen, es gelang nicht. Endlich gab sie es auf und ging mit Nanny daran, ihren Koffer auszupacken, vielleicht, daß ihr das ein Gefühl der Heimatlichkeit gab.

„Wenn doch die Werner noch hiergeblieben wäre!“ dachte sie mit schwerem Seufzer. Denn der erste Schritt in die Selbständigkeit machte sie maßlos verzagt.

Es klingelte draußen, und dann kam Nanny mit dem glänzend roten Gesicht und blitzblanken braunen Augen und meldete grinsend zwei Damen.

Dora schien einen Augenblick das Herz stillzustehen, ein Schwindel erfaßte sie. Zum erstenmal sollte sie in Berührung mit fremden Menschen treten, nicht mehr als Gleichberechtigte, sondern beinahe als Dienende. Sie preßte die Handflächen fest zusammen.

„Ich kann es nicht! Ach Gott, hilf mir!“ dachte sie inbrünstig in ihrer furchtsamen Hilflosigkeit. Dann fuhr sie sich mit dem Tuch über Stirn und Augen, nahm allen Mut zusammen und trat ein.

Auf den Sesseln saßen zwei Damen, Mutter und Tochter augenscheinlich, die überrascht auf die hohe schlanke Gestalt blickten, die so unendlich vornehm aussah, während sie die paar Schritte durch das Zimmer auf sie zukam.

„Die Damen wünschen?“ Eine kleine Verbeugung, ein schneller Blick, das Herz schlug Dora bis in den Hals und gab ihrer Stimme jenen leisen Tonfall, der fast etwas hochmütig wirkt.

Die ältere nahm die langstielige Lorgnette und betrachtete das junge Mädchen mit einer Dreistigkeit, die Dora empörte. Sie setzte das nicht auf Rechnung der Überraschung, die ihre Erscheinung hervorrief, und richtete sich daher noch etwas höher, ablehnender auf.

„Sind Sie Frau Werner? Man hat uns das Atelier hier von vielen Seiten empfohlen, wir wünschen neue Frühjahrstoiletten, meine Tochter und ich. Natürlich wollen wir nicht zu lange warten, das sage ich gleich.“

Dora hatte stehend die Hand leicht auf den Tisch gestützt, sie wußte, daß es sich in ihrer jetzigen Eigenschaft nicht schicke, sich vor neuen Kundinnen zu setzen. Der Abstand mußte markiert werden. „Frau Werner arbeitet nicht mehr; sie hat seit heute die Leitung des Ateliers an mich abgetreten, aber ich bin bei ihr ausgebildet und hoffe die Damen ebenfalls zufrieden zu stellen, wenn Sie es mit mir versuchen wollen.“

„Ach, was Sie sagen! Das ist mir ja eigentlich recht unangenehm, die Werner wurde mir gerade so gelobt! Sie



sind doch noch sehr jung, Fräulein — wie heißen Sie denn eigentlich?“

„Dorothee von Lindeck.“

Noch nie war es Dora so schwer gefallen, ihren Namen auszusprechen, wie in diesem Augenblick; es kam ihr vor als stellte sie ihn an den Pranger. Hinterher mußte sie ordentlich tief aufseufzen.

Die Dame vor ihr machte ein sehr verblüfftes Gesicht, die jüngere legte die Modekupfer, in die sie bisher vertieft gewesen, zur Seite. „Eine adlige Schneiderin?“ rief sie erstaunt aus.

„Mein Gott, der Name bringt ja kein Brot,“ meinte die ältere philosophisch. „Es ist nur, daß Sie sich da am Ende keinen Tadel gefallen lassen wollen, Fräulein.“

„Jeder berechtigte Tadel wird mir ein Sporn zum Bessermachen sein,“ entgegnete Dora knapp. Auf ihren Wangen brannten zwei rote Flecke.

Mutter und Tochter sahen erst sich, dann Dora an, — ihre schlanke Figur mit dem tadellos sitzenden Kleide war das beste Reklamebild für sie.

„Wir könnten es ja trotzdem einmal versuchen,“ war das laute Resümee der älteren nach dieser stummen Augensprache. „Geben Sie sich nur recht viel Mühe, Fräulein, wenn Ihnen an Kundschaft gelegen ist. Ich bin Frau Bankier Falk, und ohne ruhmredig zu sein, kann ich Ihnen sagen, daß unsere Rechnungen immer einen großen Posten betragen. Meine Tochter und ich gehen gern gut angezogen, möglichst apart, schick — und außerdem immer gleich bare Bezahlung. Ich rechne auch die Auslagen nicht so ängstlich nach, es kostet eben, was es kostet. Lieber Gott, andere wollen doch auch leben, und wir können es uns ja noch leisten. — Warum redest denn du gar nicht, Flora?“

„Ich warte bis du fertig bist, Mama.“

„Und dann noch eins, Fräulein; unser ganzer Verwandten- und Bekanntenkreis wird, wenn Sie Gutes leisten, zu Ihnen kommen, das kenne ich, das ist immer so, wir sind die reinsten Modebilder für die, nicht, Flora? Aber Sie

dürfen kein Kleid ganz ähnlich so machen wie die unsrigen, das mache ich mir gleich aus."

Dora sah mit Staunen auf die kleine dicke Frau, deren Anzug ihr nicht im geringsten imponierte. „Vielfarbig und unfein," hatte sie sich längst in Gedanken gesagt.

Frau Falk, die den prüfenden Blick bemerkt, meinte wegwerfend, über die schwere Seide des Kleides streichend: „Ausrangiert! Vom vorigen Jahr — trage ich nur noch so lange, bis ich eine neue Toilette habe, dann mag es die Kammerjungfer nehmen."

Dora lächelte, wahrhaftig sie lächelte ein wenig, ihrer neuen Kundin gerade in das Gesicht hinein. Nicht um die Welt hätte sie das unterdrücken können.

„Sie haben ganz recht, daß Sie Mama auslachen," sagte Fräulein Falk. „Sie ist immer so offenherzig."

Und nun errötete Dora wieder, peinlich und befangen.

Frau Falk schien an dergleichen töchterliche Ausfälle gewöhnt, sie kümmerte sich nicht darum.

„Also, Fräulein — Ihren ganzen Namen kann ich nicht immer nennen — ich möchte ein Kleid gemacht haben, grün mit lila ist ja wohl für diesen Sommer die feinste Farbenzusammenstellung, — etwas extravagant gemacht, vielleicht mit echten weißen Spitzen — allerdings hat mein gestern gekaufter Hut rote Blumen . . ." Sie sah nachdenklich vor sich hin, und Dora schauderte. Diese kleine, kugelrunde Frau mit dem fetten Gesicht und den pechschwarzen Haaren in solcher Farbenskala, das konnte einen guten Geschmack direkt alterieren.

„Sieh dir doch einmal erst die Journale an, Mama," sagte Flora und schob ihr die Mappe zu, während sie sich an Dora wandte. „Welche Farbe raten Sie mir zu einem Frühjahrskostüm?"

Dora wurde verlegen und stotterte: „Das ist absolut Geschmackssache, gnädiges Fräulein."

„Ich bin nicht so farbentoll wie Mama und möchte Ihren Geschmack wissen, da ich finde, daß Sie tadellos angezogen sind."

Die Offenheit der Tochter war Dora ebenso neu und unbehaglich wie die der Mutter.

„Sehen Sie mich einmal ganz genau an."

Dabei sprang Flora auf und drehte sich langsam auf dem Absatz vor Doras prüfenden Blicken. Sie war auch klein und üppig gewachsen, Anlage zur Fülle unverkennbar, aber durchaus nicht unschön. Ein ganz pikantes Gesicht mit sehr lebhaften dunklen Augen und krausem dunklem Haar, dazu jung.

„Nun, wozu raten Sie mir?"

„Weiche, aber schwere Wolle, livreefarben, möglichst einfach gemacht," sagte Dora ohne Zögern.

„Aber liebes Fräulein, es kommt uns wirklich nicht auf die paar Mark an; am Ausputz wollen wir nicht sparen," warf Frau Falk ein.

„Gott, Mama!" rief Flora achselzuckend. „Fräulein von Lindeck hat ganz recht, das ist vornehm, so gerade will ich es."

„Steins und Ritters und Wolffs werden sich wundern und darüber reden, nimm wenigstens Spitzen oder echte Knöpfe."

Dora hatte ein Modebild herausgesucht und überreichte es dem jungen Mädchen. „Dies hier, aber die flatternde Schleife würde ich fehlen lassen," schlug sie vor.

„Warum?"

„Es macht die Figur klein, direkt untersetzt und — unfein," sagte sie zögernd.

Flora dachte ein wenig nach. In ihren Kreisen gingen allerdings die jungen Mädchen nicht so gesucht einfach, darin hatte die Mutter recht. Aber eben deshalb fiel es sicher auf. „So würden S i e sich das Kostüm herstellen lassen?"

„Zweifellos."

„Gut, dann machen Sie es so, genau so."

„Ich finde es pauvre!" beharrte Frau Falk.

„Ich hoffe, gnädiges Fräulein werden es nicht bedauern."

Dora freute sich über den Auftrag, sie wollte etwas

Tadelloses, Vorzügliches liefern, ganz ihrem eignen feinen Geschmack entsprechend.

„Jetzt ich!“ rief Frau Falk. „Also bei grün und lila bleibt es. Natürlich Seide, die schwerste — was meinen Sie, Fräulein?“

„Ich — ich würde nicht dazu raten,“ sagte Dora stockend.

„Na, dann rot und grau changeant.“

Dora schüttelte den Kopf.

„Oder gelb und blau. Ich bitte Sie, Fräulein, zu etwas muß ich mich doch entschließen.“

„Laß doch einmal Fräulein von Lindeck ihre Meinung sagen,“ fiel Flora ein, der es ein eigentümlich angenehmes Gefühl war, den klangvollen Namen recht oft auszusprechen.

Dora war verwirrt; daß sie mit dieser Frau nie zu demselben Resultat kommen würde, war ihr längst klar. Aber Frau Falk ermunterte sie gönnerhaft. „Sprechen Sie nur.“

„Vor allen Dingen einfarbig oder unauffällig gemustert. Wenn es Seide sein muß — Foulard,“ sagte sie schnell, „silbergrau und weiß wäre schön.“

„Aber liebes Fräulein, da würde ich ja aussehen wie, ich weiß nicht wer; das geht nicht,“ meinte Frau Falk indigniert.

„Es war ja nur ein Vorschlag,“ bemerkte Dora kleinlaut.

Die Uhr schlug Eins, sie hörte es ganz deutlich. Noch hatte sie nichts genossen als den Kaffee heut morgen, ein quälend unbehagliches Gefühl, das sie doch bekämpfen mußte, stieg in ihr auf und gipfelte endlich in heftigem Kopfweh. Um zwei Uhr lehnte sie noch am Tisch, ganz apathisch, übel vor Hunger, ohne daß die Damen sich entschieden hatten. Ja, Frau Falk versuchte sogar auf Doras Familienverhältnisse zu kommen, die sie mächtig zu interessieren schienen.

Das war ihr endlich zu viel, sie richtete sich auf. „Ich bin jetzt wirklich am Ende meiner Vorschläge, vielleicht überlegen sich die Damen noch einmal alles reiflich, und wenn Sie dann entschlossen sind und mir die Stoffe zustellen lassen, soll es an meinem Eifer nicht fehlen.“

Anfangs lag eine nervöse Gereiztheit in ihrer Stimme, aber wenn es ihr Leben gegolten hätte, sie konnte nicht anders; allmählich erst zwang sie sich zur Ruhe. Wenn sie gekonnt, sie würde dieser protzigen, geschmacklosen Frau die Modebilder vor die Füße geworfen und sich geflüchtet haben, aber sie wußte genau, daß sie es nicht durfte, heute nicht und niemals, daß sie geduldig stillhalten mußte unter körperlichen oder geistigen Qualen.

Endlich stand Frau Falk schwer seufzend auf. „Ja, ja, liebes Fräulein, so etwas will auch überlegt sein, Sie haben ganz recht. Aber w e n n wir Ihnen die Stoffe schicken, dann haben wir die Kostüme doch auch in längstens acht Tagen, nicht wahr? Und arbeiten Sie nur recht gut — das ist ja das eigentliche Risiko dabei — dann werden sie auch hübsch, denn Geschmack habe ich bis jetzt, Gott sei Dank, stets gehabt, dafür bin ich bekannt."

Ergeben neigte Dora das Haupt.

Und dann waren sie endlich gegangen — endlich!

Nanny kam mit halb zornigem, halb verstörtem Gesicht und jammerte, daß die Koteletten fast zu Kohle gebrannt seien, aus der Arbeitsstube riefen und fragten die Mädchen. Die Hand fest gegen die schmerzende Stirn gepreßt, gab Dora Anweisungen und setzte sich endlich mit einem Gefühl zu Tisch, als sei ihr der Hals zugeschnürt.

Wie kleinlich erschien ihr jetzt das, was sie bisher für Heroismus ihrerseits gehalten hatte, daß sie ihren Namen auf das Schild setzen ließ, nichts von dem verleugnete, was sie aus ihrem früheren Leben mit in das jetzige hinübergenommen. Nicht darin lag der Kern ihres Entschlusses, jetzt wußte sie es, sondern in der Drangabe ihres eigensten Ichs, in fortgesetzter Selbstverleugnung, im völligen Aufgehen in fremden Interessen. Nicht die Arbeit ihrer Hände allein war es, die sie den anderen gab, sondern ihre Person mit ihrem Empfinden und Denken stellte sie in deren Dienst, und keiner empfand, was sie das kostete.

Eine Mutlosigkeit, eine Traurigkeit befiel sie, die sie ganz zu Boden drückte, eine Sehnsucht nach der Mutter, nach

krank, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. Warum fühlte sie denn keine Siegesfreude, nun sie doch erreicht, was sie sich ersehnt, nur bitteren Kummer und Angst vor der Verantwortung, die sie sich aufgeladen. Hatte sie am Ende doch den falschen Weg erwählt?

Diejenigen, die ihn gingen, jung und arm wie sie, besaßen doch wohl einen anderen Charakter, energischer, weniger empfindsam, wurden eher mit dem Leben fertig, weil sie gelernt hatten, es von Jugend auf fester anzufassen. Aber sie, geschaffen, um zu lieben und geliebt zu werden, im engumfriedeten Dasein eines guterzogenen Mädchens, in der Häuslichkeit, der Gesellschaft, ihr war solche Unempfindlichkeit nicht zuteil geworden; sie litt grausam unter ihrer Selbständigkeit, unter jeder Berührung mit der Außenwelt.

In Tränen gebadet, fand Nanny ihre Herrin vor den kaltgewordenen Koteletten und Kartoffeln. Sie erschrak nicht wenig.

„Ich habe furchtbar Kopfweh,“ stammelte Dora schamvoll und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Das kenn' ich von Frau Werner her,“ nickte Nanny verständnisinnig, „legen sich gnädig Fräulein nur hier auf die Chaiselongue, ich mache gleich Umschläge.“

Unter den nassen Tüchern und Nannys sorgenden Händen wurde Dora allmählich ruhiger. Die Gespenster, die sie folterten, verschwanden, auch das schrille Organ Frau Falks verklang nach und nach aus ihren gereizten Nerven, ganz gerührt drückte sie ihrem Mädchen die Hand. „Ich danke Ihnen herzlich, Nanny, es wird etwas besser.“

Das dicke, rote Gesicht strahlte vor Zufriedenheit. „Das wußte ich ja, und nun mache ich noch ein bißchen die Fenster auf, die Mädchen sind auch schon weg, und dann geht gnädig Fräulein zu Bett.“

Dora sträubte sich nicht. Welch ein Glück, einen sorgenden Menschen um sich zu wissen! Sie schloß die Augen und atmete die herb kühle Frühlingsluft, die erfrischend über sie hinstrich, mit Genuß ein, und sie schlief in der Nacht ruhig und sanft, ohne Bewußtsein, daß es die erste Nacht in ihrem

neuen Heim war. Der Morgen brachte Sonnenschein und Vogelgezwitscher, ihr neuen Mut und Seelenruhe. Was half es auch, für sie gab es nur noch eine Losung: Durch!

XVIII.

Die Rätin durchwanderte die Straßen der Stadt. Es war herrliches Wetter geworden, gar nicht wie im April, zu Hause aber war es schrecklich ungemütlich seitdem Dora fort war, und doch zählte das erst nach Tagen. Frau von Lindeck zerbrach sich den Kopf, woran das wohl lag!

Sie wischte nun schon selbst den Staub von all den Nippes, das heißt, so weit sie eben gerade kam. Fiel ihr dazwischen etwas anderes ein, so rief sie nach dem Mädchen, und das dumme Ding war ein paarmal schon unmanierlich geworden, wenn sie hereinkommen mußte, und die Rätin dann später irgend eine Unordnung in der Küche rügte. Warum war das alles bisher nicht gewesen? Dolly hatte gewiß das Ihrige getan, sie war ja ein liebes, gutes Mädchen — die Rätin seufzte — aber schließlich, wenn sie auch gegangen, die Hausfrau, die Hauptperson war ja doch in ihr geblieben; warum stockte es jetzt allenthalben?

Frau von Lindeck machte sich selten Gedanken, sie nutzten ja schließlich auch nichts, aber diese Veränderung lag doch zu sehr auf der Hand. Ungemütlich war es jetzt bei ihnen, das ließ sich nicht leugnen, und seitdem sie darüber nachgrübelte, weshalb, kam es ihr auch klar zum Bewußtsein. — Dolly war daran schuld! Das Dienstmädchen hatte keinen Respekt mehr vor einer Familie, deren eines Mitglied Schneiderin geworden. — Das war es!

Keine Ahnung kam ihr, zu fragen, ob die Schuld nicht vielleicht an ihr läge; sie gehörte zu den glücklichen Naturen, die die Ursache immer außerhalb der eigenen Person suchen. Und doch fehlte lediglich die ausgleichende Hand der Tochter, da ihre eigene Bequemlichkeit stets mit dem Behagen des

Hauses in Kollision geriet. Bei all ihrer Gutmütigkeit brachte doch gerade die Rätin ihre Umgebung bald zur Verzweiflung oder Empörung.

Augenblicklich aber hatte sie alles Unangenehme vergessen. Die Schaufenster lockten, geputzte Damen gingen an ihr vorüber, ihr Gemütszustand war ein relativ glücklicher.

„Guten Tag, liebe Rätin. Allein? Wo ist denn Dolly?"

Ganz erschrocken fuhr Frau von Lindeck



herum; da sie kurzsichtig war, hatte sie niemand bemerkt.

„Frau von Senden! Gott, wie ich mich freue!" Und sie freute sich wirklich. So hatte man sich früher ja auch getroffen und begrüßt. Nach dem tiefen Sturz, den Dolly ihrem Stolz bereitet, war es ihr ordentlich ein Aufatmen.

„Aber wo ist denn Dolly?"

Da sank die Rätin wieder in den Staub zurück. Dolly! Ja, wenn Dolly nicht gewesen wäre! Sie konnte ja eine

Ausrede ersinnen, niemand hätte ein Arg gehabt, aber ihr übervolles Herz drängte gewaltsam zur Mitteilung. Die Senden war ja ihre langjährige Freundin.

„Dolly!“ — Die arme Mutter legte die Hände ineinander und sah plötzlich furchtbar unglücklich aus. „Dolly! Ach, Liebste, ich bin todunglücklich über das Mädchen. Besser, sie wäre mir gestorben.“

„Um Gottes willen, was ist denn geschehen?“ fragte Frau von Senden wirklich erschrocken, und auch Erna, ihre Tochter, machte einen langen Hals. —

„Lassen Sie uns etwas abseits treten,“ wisperte die Rätin, sich scheu umsehend, „dann will ich es Ihnen erzählen.“ Und nun ging es los. — Welch eine Seligkeit für die Rätin, sich einmal ordentlich auszusprechen! „Was sagen Sie dazu?“ schloß sie endlich mit tränenerstickter Stimme.

„Nun — ich finde es höchst achtbar — außerordentlich achtbar — ja, das muß ich sagen.“

Es klang zögernd und zurückhaltend, die Rätin hatte für solche Nuancen ein feines Ohr: „Genau dasselbe, was ich sagen würde, wenn es sich um jemand anderes handelte,“ sagte sie, ihr Taschentuch einsteckend, „aber es ist leider meine Dolly, von der wir sprechen, da nützt mir die Achtbarkeit nichts. Denken Sie nur, Liebste, wenn es Ihre Erna wäre.“

„Erna, ach, davon kann nun gar keine Rede sein.“

„Wie würde Sie das berühren?“ fragte die Rätin hartnäckig.

Die Senden lächelte: „Ja, Erna können wir überhaupt nicht in die gleiche Linie stellen.“

„Nein, wahrhaftig —!“ meinte die junge Dame indigniert.

„Wenn das mein Mann wüßte,“ jammerte die Rätin, „obgleich ich ihm den Vorwurf nicht ersparen kann, daß er wirklich an allem schuld ist.“

„Beste Lindeck,“ begann Frau von Senden nach einem kleinen Zögern — Hans nannte sie immer „die Fregatte“ — „da ich von Ihnen doch nun einmal die ganze Sache erfahren habe, gestatten Sie mir eine Frage: Wir ließen ja doch bei

der Werner arbeiten und waren immer sehr zufrieden mit ihr — wie aber steht nun die Sache Ihrer Dolly gegenüber? Wird es nicht peinlich für uns sein, wenn wir ihre Kunden werden? Sie ist mit Erna doch du und du . . ."

„Das weiß ich nicht," meinte die Rätin, die wieder eine Zentnerlast von Scham auf ihrem Herzen fühlte. „Dolly ist so sonderbar."

„Sie wird uns das Gegenteil übelnehmen, denn sie arbeitet doch, um Geld zu verdienen," meinte Erna altklug.

„Das beste ist wohl, ich spreche mit ihr persönlich," entschloß sich die Senden.

„Ja, tun Sie das," seufzte die Rätin gebrochen. Sie hätte gern noch mehr gesagt, aber die Damen hatten es plötzlich sehr eilig.

„Wie findest du das, Mama?" fragte Erna, kaum außer Hörweite.

„Von Dollys Standpunkt aus ganz vernünftig — für den, der es kann. Aber ich dachte mir's gleich, daß die Familie herunterkommt, da ist nichts mehr aufzuhalten."

„Wir wollen doch jedenfalls bei ihr arbeiten lassen, Mama, Dolly hat so guten Geschmack. Unter vier Augen kann ich ja auch ganz freundschaftlich mit ihr sein, sie ruhig weiter duzen, desto mehr Mühe wird sie sich geben. Außerhalb gehen wir ihr natürlich aus dem Wege, das geht ja nicht anders."

„Und ich werde ihr von ihrer Rechnung gleich die vierzig Mark abziehen, die ich ihrer Mutter geborgt habe, so komme ich doch noch zu meinem Gelde, das ist mehr als ich erwarten konnte."

„Gehen wir also morgen hin, Mama?"

„Ja, gleich morgen!"

Frau von Senden hielt es aber doch nicht so lange aus, die Neugierde plagte sie zu sehr. Dolly! Die einzige Tochter des Geheimen Oberregierungsrats von Lindeck, die jahrelang, wenn auch in aller Bescheidenheit, den Ton in der Gesellschaft angegeben, es war kaum zu glauben. Frau von Senden wäre empört gewesen, wenn man sie für eine bös-

artige Frau gehalten hätte, sie tat sich auf ihr Christentum und ihre Nächstenliebe etwas zugute, aber so ein ganz leises Gefühl von prickelndem Reiz vermochte sie doch nicht zu unterdrücken, als sie der Seefeld am Nachmittag das Gehörte ins Haus trug.

„Das Heikle bei der Sache ist schließlich für uns das, wie wir uns zu Dolly stellen sollen," sagte sie endlich mit einem prüfenden Blick in das Gesicht der Majorin.

Diese kniff die Lippen zusammen. „Mein Taktgefühl verbietet mir's natürlich, bei einer meinesgleichen arbeiten zu lassen," entgegnete sie mit kurzem Kopfaufwerfen. „Wie soll ich sie behandeln? Etwa noch wie zu mir gehörend, oder wie eine Fremde, deren Dienste ich bezahle? Eines widerstrebt mir so sehr wie das andere."

„Eigentlich ist es ja achtbar — hochachtbar," sagte die Senden wieder in ihrem gewissen Ton.

„Achtbar? Meinetwegen! Aber wenn ich Dolly auch noch so sehr achtete, verkehren würde ich doch nicht mehr mit ihr."

„Aber das ist selbstverständlich doch ausgeschlossen. Übrigens wird sie auch viel zu taktvoll sein, uns in so unangenehme Lage zu bringen."

„Taktvoll?" warf die Majorin höhnisch hin, „das scheint mir doch nicht so sicher. Warum ging sie nicht nach Hamburg, Dresden, mein Gott, wohin sie wollte, wenn sich ihr Selbständigkeitsgefühl regte! Übrigens pflegt dabei niemals viel herauszukommen. Dies ganze moderne Gezeter über Frauenemanzipation ist mir in den Tod zuwider; eine Schmach für unser Geschlecht. Ich bedaure nur eins, daß man es sich gefallen lassen muß, altadlige Namen durch alle mögliche Sphären ziehen zu sehen, daß die Familie nicht das Recht hat, einem solchen Gliede peremtorisch den Adel zu entziehen, aus eigener Machtvollkommenheit, ohne Rücksicht auf Gesetze und Gerichtshöfe."

„Im ganzen haben Sie ja recht, liebe Frau von Seefeld, aber schließlich tut Dolly ja nichts Unrechtes."

„Darauf kommt es gar nicht an. Auch in dieser Form ist ein alter Name damit an den Pranger gestellt. Die arme Rätin!"

„Sie ist ganz geknickt, das ist richtig. Aber schließlich — ich weiß nicht, ob Sie dieselben Erfahrungen mit ihr gemacht haben wie ich —“ die Senden lächelte geheimnisvoll, „das nimmt doch auch ein Ende mit Schrecken. Man will doch nicht immer zu denen gehören, mit deren Besitz andere ihre Miete bezahlen.“

„Ach so,“ nickte die Majorin verständnisinnig. „Ja, das ist eine Schwäche der guten Rätin.“

„Also wir verstehen uns!“

„Kein Zweifel. Nun, ich bin neugierig, wie da noch alles enden wird. Und doch ist es in meinen Augen keine Entschuldigung für Dolly. Welche Überspanntheit liegt in solchem Entschluß, welche Selbstentwürdigung! Axel kann froh sein, daß er seine Freiheit wieder hat.“ —

Jella schrie laut auf als sie diese letzte Neuigkeit aus dem Lindeckschen Hause hörte. „Laß mich hingehen, Siddy, gleich, ich bitte dich, ich muß Dolly den Kopf zurechtsetzen,“ flehte sie.

„Du! Das fehlte noch.“

Da zeigte sich die alte Jella wieder in maßloser Heftigkeit. Sie tobte und schrie und stürzte endlich außer sich fort, wie eine Wilde.

„Laß sie doch gehen,“ sagte Edgar unwillig zu seiner Frau. „Wenn du die Kandare zu scharf anziehst, machst du den Gaul störrisch. Dollys Näherei wird nicht gleich abfärben. Wie ihr Frauen euch immer gleich habt! Schließlich läufst du auch hin und läßt dir deine Kleider da machen. Daß es die Senden tut, darauf nehme ich Gift, sie schließt leicht Krompromisse, wenn es ihren Vorteil gilt. Du freilich — du hast Grundsätze!“ Und er verzog dabei etwas den Mund, als wären die Worte bitter, die er eben gesprochen. —

„Dolly, Dolly! Ach Gott, Dolly!“ Damit stürzte Jella in Tränen ausbrechend ihrer Freundin um den Hals.

„Was ist dir geschehen?“ fragte Dora bestürzt.

„Mir? Nichts! — Aber du — du bist Schneiderin geworden! Um Gottes willen, Dor, wie konnte das geschehen!“

„Und ich lebe noch!“ — Die ersten Tage waren vorüber,

Dora hatte allmählich ihre Ruhe wiedergefunden und den festen Vorsatz, sich dieselbe nicht so leicht wieder erschüttern zu lassen. Sie drängte die Freundin in das große, helle, luxuriöse Zimmer, in dem sie empfing. Jella, der das alles fremd war, machte erstaunte Augen. Mit demselben verwunderten Blick streifte sie dann auch die hohe, schlanke Gestalt, über der etwas Frauenhaftes, Sicheres lag, das sie nie vorher bemerkt hatte.

„Bist du denn nicht todesunglücklich als — Schneiderin," fragte sie endlich flüsternd, als sei das Wort eine Schande.

„Hier kannst du es schon laut aussprechen," meinte Dora lächelnd, „hier hat es Berechtigung. Todesunglücklich? Nein, Jella, nicht mehr!"

„Glücklich? Vielleicht glücklich?" Sie sah sie mit den groß aufgerissenen, funkelnden Augen forschend an.

Dora blickte nachdenklich zum Himmel auf. „Wenn du unter glücklich sein absoluten Mangel an Zeit zum Nachdenken verstehen willst, dann müßte ich ja sagen. Du weißt, um diese Zeit braucht jeder eine neue Toilette, und jeder will schnell bedient sein. Das ist manchmal ganz ergötzlich, wenn man sich all die verschiedenen Menschen genauer besieht."

„Aber du bist ja nur ihre Schneiderin, kannst nicht einmal ein bißchen grob werden." Jella warf sich in den bequemen Lehnstuhl, kreuzte die Arme unter dem Kopf, streckte die Füße bequem von sich und sah mit den feuchten Augen auf die Freundin. „Sidonie kommt natürlich nicht, die hast du verloren. Sie findet es despektierlich, bei einer aus dem eignen Stande arbeiten zu lassen. Sie ist überhaupt gräßlich. Ich glaube, du kannst froh sein, denn geizig ist sie auch."

„Dafür waren Sendens hier."

Jella fuhr auf. „Du, höre, die kann ich eigentlich gar nicht ausstehen; sie meinen es nicht ehrlich, reden hinterm Rücken, wenn sie auch ins Gesicht freundlich sind. Wie waren sie denn zu dir?"

„Sehr liebenswürdig, besonders Erna."

„Traue ihnen nicht. Die Range, die Hanna, ist noch die ehrlichste, wenn man die aber eine Weile plappern hört, hat

man gerade genug. Sidonie ist allerdings noch ekelhafter. Gott, Gott, wenn ich frei wäre wie du, keinen Menschen fragen brauchte, tun könnte, was ich wollte . . ." sie seufzte tief und beklommen.

„Jella, mein Herz," sagte Dora aufstehend und den



dunklen Kopf streichelnd. „Ich habe oft schon daran gedacht, willst du nicht zu mir kommen, dich auf eigne Füße stellen, dir dein Brot selbst verdienen? Bei Seefelds bist du unglücklich, das weiß ich, und ich habe Arbeit genug für dich."

Jella schnellte auf. „Arbeiten?" sagte sie gedehnt. „Mit deinen Nähmädchen um die Wette, vielleicht sogar in demselben Zimmer? Ich? Die Baronesse von Treuberg? — Dolly, was würde Axel dazu sagen! Und ich selbst — nein, das könnte ich nicht, ich käme mir doch gar zu sehr deplaziert vor. Lieber noch bei Seefelds, das ist wenigstens standes-

gemäß. Glaubst du, daß dich irgend ein Mensch aus dieser deiner Schneiderstube heraus heiraten wird?"

„Heiraten, Jella? Nein, daran denke ich allerdings nicht. Mit den Träumen und Wünschen eines Mädchenherzens habe ich abgeschlossen als ich deinem Bruder sein Wort zurückgab. Aber ich habe in letzter Zeit oft nachgedacht über die Stellung, die die erwerbende Frau im Leben einnimmt. Sie ist mißachtet, und das ist ungerecht. Das dritte Geschlecht nennt man uns, also ein Mittelding zwischen Mann und Weib. Das ist aber nicht so; wir bleiben Weib trotz alledem. Essen und Trinken gehört zum Dasein, und wenn wir den nicht haben, der es uns schafft, so müssen wir eben selbst dafür sorgen. Nimmt uns das wirklich die Weiblichkeit? Macht es uns nicht im Gegenteil gerade viel empfänglicher für alles Liebe und Gute, das wir auf unserm Lebenswege finden? Warum sollen wir von vornherein den Stempel der Resignation tragen? — Nur weil wir mutig sind und den Kampf mit dem Leben wagen? Helfen sollte man uns, aber nicht verlachen oder Schauder über so viel Unweiblichkeit markieren. Wir sind doch auch denkende Geschöpfe Gottes, und das Leben wird uns gewiß nicht leicht gemacht."

„Geliebte Dolly," rief Jella mit wirklichem Entsetzen, „was redest du da? Ich verstehe kein Wort davon. Aber nimm es mir nicht übel, so gut und schön „arbeiten" sein mag, ich habe gar keine Schwäche dafür; im Gegenteil."

Dolly lächelte leicht. „Du scheust also die Arbeit so sehr, daß du lieber dein gehaßtes Leben bei Seefelds fortsetzen willst! Dann kann ich dir freilich nicht helfen, arme Jella. Ich dachte, jede Art der Selbständigkeit, jeder selbst erworbene Groschen würde dir von Wert sein müssen."

Aber Jella wehrte energisch ab. „Nein, nein. Es kommt doch vor allen Dingen einmal auf die Art und Weise an, wie es geschieht. Das stärkste, was wir in uns tragen, ist doch eben das Standesbewußtsein. Eine Ehe kann uns darüber hinwegsehen lassen, wenn wir sozial etwa herabsteigen, besonders wenn wir arm sind und einen reichen Mann heiraten, die Arbeit nicht, denn die deklassiert uns einfach ohne

Ersatz. Daß du das nicht begreifst, Dor, nicht selbst einsiehst! Ach, wir verstehen uns eben gar nicht mehr."

Nein, sie verstanden sich nicht mehr. Das fühlte Jella vielleicht weniger als Dora. Welch ein langer Weg trennte ihre Anschauungen bereits von denen der Ihrigen! Sie würde ihn niemals wieder zurückfinden und vielleicht auch keiner zu ihr hin. Tag für Tag würde sich die Entfernung vergrößern, bis man einander ganz entschwand im Fühlen und Denken.

„Dor," sagte Jella, die den nachdenklichen Ausdruck in Doras Augen falsch gedeutet hatte, „noch ist es Zeit; hänge die dumme Schneiderei an den Nagel, werde wieder das, was du warst. Außer Sendens und uns weiß es noch niemand. Warum willst du dich so an den Pranger stellen? Geh doch lieber zu deinem Onkel nach Niederstetten, und schließlich wird Axel ja auch Hauptmann, oder es geschieht sonst etwas Gutes, man kann ja nicht wissen . . ."

Dora war tiefernst geworden. „Herz," sagte sie liebevoll, „du meinst es gewiß gut, aber ich habe keine Zeit, auf Wunder zu warten und vermag auch nicht daran zu glauben. Es ist auch wie ein Wunder, daß uns in unsern zehn Fingern die Kraft gegeben ist, allein durch das Leben zu kommen, wenn wir sie nur richtig anwenden. Ich hoffe, das tue ich."

Jella faltete die Hände, ihre funkelnden Augen füllten sich mit Tränen. „Gott, Gott, Dor, wenn's nur nicht Schneiderei wäre! Die Kunst, das wäre noch etwas, da verstieße dich niemand."

„Die Kunst nährt nicht."

„Ja, aber Malerin, Schauspielerin, Schriftstellerin, das klänge doch ganz anders. So aber wird mir Sidonie nicht oft erlauben, zu dir zu kommen, ich habe es heute nur mit einem Gewaltakt durchgesetzt. Sie ist indigniert über dich."

„Dann darfst du nicht öfter kommen, Jella."

„Ich werde mich hinter Edgar stecken. Weißt du, Männer sind immer vernünftiger als Frauen. Und ich wollte dir ja eigentlich etwas beichten, Dor, einzige, Dor, aber — ich weiß nicht recht . . . Und übermorgen ist mein Geburtstag, da hat mir Edgar einen Kleiderstoff gekauft, reizend,

ganz klein kariert, hellblau und weiß; der gute Kerl hat es wirklich an seinem Frühschoppen abgespart, weil Sidonie mich den ganzen Winter zu Hause ließ, eurer Trauer wegen. Ich glaube, sie war glücklich, daß du deine Verlobung erst zum Frühjahr löstest." — Jella war hochrot geworden, ihre Brust hob und senkte sich stürmisch. O, nur eine Vertraute! Sie sehnte sich so danach.

„Bringe mir den Stoff, ich werde ihn dir machen," sagte Dora gefällig, wie ihre Art war, „das ist dann mein Geburtstagsgeschenk für dich."

„Dor, goldige Dor!" Jella hing jubelnd an der Freundin Hals. „Du wolltest wirklich? So unverschämt wäre ich gar nicht gewesen, glaube ich! Aber das ist ja himmlisch! Himmlisch! Zum erstenmal ein Kleid aus einem berühmten Atelier! Wie ich darin aussehen werde? Gewiß großartig. — Du machst es doch hübsch, Dora!" — Sie wühlte in den Modebildern mit glühenden Wangen. In diesem Augenblick war Luz und alles Beichten vergessen.

Dora betrachtete sie verstohlen. „Was für ein Kind sie noch ist," dachte sie dabei, „und was für ein bildschönes dazu."

Jella schwankte und wählte, und wählte und schwankte aufs neue. Das alles hatte für sie den Reiz absoluter Neuheit. Am liebsten hätte sie sich das Kleid in zwölf verschiedenen Arten machen lassen. Endlich sagte Dora lachend:

„Nun ist es genug. Hierbei bleiben wir, es paßt in seiner Schlichtheit für deine Jugend am besten. Außerdem ist meine Zeit abgelaufen, ich erwarte zwei Damen zur Anprobe. Mutter und Tochter, ganz ergötzliche Menschen, wenn man den nötigen Humor dazu hat."

„Und sie stellen sich vor dich hin, und du ziehst ihnen die Taillen an, den ganzen Mund voll Stecknadeln wie unsere Krausen, mit demselben demütigen Blick und krummen Rücken, wenn sie tadeln? O Gott, Dolly, mich schaudert!"

„Ich tue, was meines Amtes ist, natürlich; aber in den letzteren Dingen bin ich eurer alten Krause doch nicht ganz ähnlich."

„Und wie behandeln sie dich, dich, das Fräulein von Lindeck?“

„In ihrer Art freundlich. Man kann nicht für jeden Sympathie haben. Übrigens ist die Tochter ganz nett, sie wird vorzüglich in ihrer neuen Toilette aussehen; die Mutter natürlich, die sich nicht raten läßt, macht beinahe eine komische Figur . . . O, da klingeln sie schon.“

„Laß mich nebenan stehen und horchen, nur ein paar Minuten am Schlüsselloch. Bitte, bitte!“ drängte Jella neugierig. —

Durch die geschlossene Tür drang nicht viel. Das schrille und dabei doch wie fettige Organ von Frau Falk, ein paar Ausrufe von Flora, aber gerade genug, um Jella mit Grausen zu erfüllen. — Wer ihr so nahe war, das ahnte sie nicht! —

XIX.



Auf dem Nollendorfplatz hatten die Bäume bereits zollange zartgrüne Blättchen; man glaubte sie ordentlich wachsen zu sehen in dem herrlich warmen Aprilwetter, das ein Sprengen des Rasens schon notwendig machte. Auf einer der Bänke umgeben von Kindermädchen, Frauen aus dem Volk und jungen Weltbürgern jeden Alters, saß Luzian Falk,

sehr elegant, den ganz kurzen, hellbraunen Paletot zurückgeschlagen bis zum seidenen Futter, ein Maiglöckchen im Knopfloch, mit neuen roten Handschuhen, das Monokel im Auge. Mit einem Seufzer hatte er inmitten dieser plebejischen Umgebung Platz genommen, aber — was tut man nicht alles aus Liebe!

Jella hatte ihn herbestellt, um an ihrem Geburtstage wenigstens ein paar Worte mit ihm sprechen zu können, und da ihr nur wenig Zeit blieb, mußte es eben in der Nähe ihrer Wohnung geschehen. Wie er diese Warterei an öffentlichen Plätzen und Straßen haßte! Er kam sich immer so deplaziert dabei vor, und ein unglückliches Ungefähr konnte einmal alles verraten. Aber Jella war eigensinnig, er mußte sich eben fügen.

Überhaupt, wenn er so bedachte, wie wenig er sie seit dem Aufhören der Wintersaison gesehen und gesprochen, ärgerte er sich doch. Er war gewiß genügsam, aber was zu viel war, war zu viel! Nur gab es, so viel er auch sann, wirklich keine Abhilfe; er hätte sie denn zu seiner Braut machen müssen. Ihn wandelte manchmal eine heillose Lust dazu an; ein schöneres, aufregenderes und feineres Mädchen fand er sobald nicht wieder, aber sein alter Herr war jetzt gerade merkwürdig schlechter Laune, und seine Mutter hatte sich Frida Wolff in den Kopf gesetzt, ganz unmotiviert, aber mit einer Zähigkeit, die die ganze Familie an ihr kannte und fürchtete.

Die augenblickliche Lage der Dinge war also nicht sehr ermunternd, und das bedachte er wieder, während er als seufzender Seladon angestaunt von den Kindermädchen, auf dem Nollendorfplatz saß, den Oberkörper vorgebeugt, mit dem prächtigen Stock Figuren in den Kies grabend, taub und blind für seine bewundernde Umgebung.

Auf einmal durchzuckte es ihn, er blickte auf. Hochrot vom eiligen Gange, ein paar Schweißperlchen in dem schönen Gesicht, das Haar etwas gelockert, kam Jella außer Atem auf ihn zu. Sie war sehr schwer weggekommen, die Erregung wetterleuchtete noch in ihren Zügen. Immer wieder frappierte ihn der Ausdruck von Lebenslust und Lebenskraft, der

von ihr ausging, so oft er sie sah. Es war ihm, als spränge ein Funke davon auf ihn über und ließe auch sein lahmes Blut schneller kreisen. Vielleicht war es nur darum, daß er sie so liebte.

Sie mißdeutete seinen Blick. „Sei nicht böse,“ sagte sie, sich an ihn schmiegend, „daß ich dich so lange warten ließ.



Ich war wie auf Kohlen. Aber so leicht schwindelt man sich bei Sidonie nicht los.“ Mit dem Taschentuch tupfte sie sich das Gesicht. „Wie nett von dir, daß du gewartet hast,“ setzte sie dankbar hinzu.

„Ich — ach, ich hätte bis heute abend hier gesessen,“ versicherte er mit einem gewissen Galgenhumor.

„Du bist reizend, Luz. Aber ich habe nur wenig, ach, so wenig Zeit!“

„Nun, Liebchen, laß dir erst einmal gratulieren, hoffentlich geschieht es im nächsten Jahr auf bequemere Weise als heute."

Sie sah ihn glückselig an.

„Und dann habe ich dir eine Kleinigkeit mitgebracht." Er faßte in die Rocktasche und holte ein Paket heraus. „Mach es nicht auf, mein Kerlchen, es sind nur ein Dutzend Handschuhe darin, gut und teuer, wie Falks sie immer kaufen; denn deine Handschuhe haben dich doch stets so geärgert!"

Ihre Augen funkelten. „Lieber! Guter!" sagte sie und preßte sich dicht an ihn.

„Und hier eine Flasche Parfüm, Eßbukett von Balay, das liebt ihr Frauen ja alle. — Dies aber —" er hatte ihren Dank gar nicht erst abgewartet — „ist etwas, das du mir zur Erinnerung ansehen sollst, wenn ich fort bin, und tragen, wenn du mit mir zusammen bist." Er faßte in die Brusttasche und holte ein Etui heraus. Ein Druck — auf hellblauem Atlas lag ein schmales goldenes Armband mit einem großen Türkisen von Brillantsplittern umgeben, ebensolche Brosche, Ohrringe und Ring. Ein wunderbares Geschenk.

Die Sonne lockte Blitze und sprühende Funken aus den Edelsteinen, beinahe blendend, und Zella schrie laut auf. Was ging sie ihre Umgebung an. Nie in ihrem Leben hatte sie daran gedacht, solche Herrlichkeiten ihr eigen nennen zu können, wenn auch die Begehrlichkeit stets rege war, jetzt überwältigte sie es doch. Sie drückte die Hände in die Augen, als müsse sie sich überzeugen, daß sie wache, während er sie amüsiert betrachtete.

„Gefällt dir's denn nicht, Zella?" fragte er nach einer Pause.

„Gefallen?" Sie hob die Augen auf. „O Gott, Luz, ich bin wie von Sinnen. Das soll mein — mein sein! Und du hast es für mich gekauft! — Ach, wenn doch keine Menschen hier wären!"

„Ja, das wünschte ich auch von ganzem Herzen," seufzte er eindringlich.

Trotz der Leute, trotz Sonnenschein und Tageslicht lehnte sich doch ihr dunkler Kopf für einen Augenblick an seine Schulter, er schlang den Arm um sie. Ihr war das Herz so voll Freude und Liebe, daß sie, die sonst nie um Worte verlegen, ganz still war. Endlich blickte sie ihn an . Das waren die Augen, die Augen, die es ihm angetan, diese sprühenden, dunkelblauen Sterne, aus denen, ihr selbst unbewußt, so heiße Flammen schossen.

„Ich liebe dich, Luz!" sagte sie ganz leise, innig, aber fest wie ein Schwur. „Ich werde nie einen andern lieben, nur dich allein."

Er lachte auf, ein wenig frivol, denn er wußte wie sehr Edelsteine die Macht hatten, Schwüre zu lösen, die unbeständiger waren als jener Glanz. Aber er sagte nichts von solchen skeptischen Gedanken zu Fella, sie war ihm zu unentweiht dazu. „Mein Kerlchen," sagte er zärtlich, beinahe gerührt durch ihre Art, „es ist ja aber zu gräßlich, daß wir uns jetzt so selten sehen. Gibt es denn gar keine bessere Aussicht?"

Sie lachte glücklich auf. „Ach ja, du, denke nur, Seefelds verreisen auf einen Tag nach Stettin, vielleicht kommen sie sogar erst am nächsten Morgen zurück. Ein Verwandter will sie dort sprechen. Ich war ja so selig! Dann bin ich frei, und dann sollst du all die tausend Küsse haben, die ich dir heute nicht geben kann, mein Liebster — o, wie will ich dich küssen! Du bist ja so gut — so unendlich gut zu mir. Und dann hat Dora mein Kleid fertig, und dazu dein Schmuck! — Ich werde dir gefallen, Luz."

„Du gefällst mir immer."

„Kleider machen Leute," belehrte sie ihn. „O Gott, Luz, wie glücklich ich bin! So glücklich wie noch nie in meinem Leben. Aber nun muß ich fort, mein Liebster; bitte, sei nicht traurig oder gar böse, ich kann doch nicht anders, mir wird es ja noch viel schwerer als dir."

Und dann packte sie alles ein, und sie drückten sich die Hände wieder und immer wieder. Fellas Lider wurden feucht, dann lief sie eilig davon, es war die allerhöchste Zeit.

Er sah ihr nach und blieb noch ein Weilchen sitzen, un-

befriedigt, voll Sehnsucht, außerstande, die Fliehende zurückzuhalten. Vielleicht lag gerade darin unbewußt der größte Reiz für ihn.

Mitten im Sonnenlicht drehte sich Jella noch einmal um und nickte ihm zu. Es war als gehöre das feurige, sie umflammende Element so recht zu ihr, als müsse sie sich einzig in ihm wohl fühlen, weil sie derselbe glutrote Lebensstrom durchpulste.

Luz schwang sich ja nun nicht so hoch mit seinen Gedanken, ihm genügte das Weib, und das war wirklich reizend genug, um sich ganz davon ausfüllen zu lassen, während ihre Phantasie ihn zum Helden stempelte und ihm alles andichtete, was nur irgendwie gut und schön war.

Herzklopfend gelangte sie endlich ins Kinderzimmer, wo sie ihre Herrlichkeiten verbarg. War das ein Geburtstag! Herrgott, war das ein Geburtstag! Wenn ein ähnliches Jahr folgte, dann gab es für sie nichts mehr zu wünschen.

* * *

Alle Gedanken Jellas konzentrierten sich jetzt darauf, einmal ungestört mit Luz zusammen zu sein, sie war ihm das gewissermaßen schuldig. Auch hatte sie Sehnsucht nach ihm, brennend heiße, verzehrende Sehnsucht! Was nützte es ihr, daß sie in jedem unbewachten Moment das Schmucketui herausholte, daß sie ihm schrieb — ihn selbst wollte sie haben, nur ihn; die Sehnsucht machte sie beinahe körperlich krank. Und auch er war ungeduldiger als sonst nach einem Wiedersehen und drückte ihr das in seinen täglich stürmischer werdenden Briefen aus. Ganz krank machte es sie, daß sie immer und immer wieder nur Ungewißheit geben konnte. Hoffen und warten! Dabei wurde ihr Gesicht schmäler, ihre Augen tiefer und ihr Wesen unruhig und nervös.

Seefelds ahnten davon nichts. Mit einer Gelassenheit und Interesselosigkeit, die Jella zur Verzweiflung trieb, wurde die Reise bald geplant, bald aufgeschoben; dann fiel es Sidonie ein, daß sie eigentlich gar keine Lust habe und

lieber zu Hause bleiben wolle, dann wieder wünschte der andere Teil eine kurze Verschiebung, und sie hörte all die langatmigen Verhandlungen mit an, saß mit sehnsüchtig schlagendem Herzen dabei und durfte nichts sagen! Kein einziges Wort ihr zur Erleichterung! Das waren schreckliche Tage.

Auf einmal dann kam es ganz plötzlich. Seefelds bestimmten ihre Abreise auf den nächsten Morgen. Beim Abfahren bekam Sidonie noch einen Anfall ängstlicher Mutterbesorgnis, sie ließ sich von Jella heilig versprechen, keinen Augenblick von den Kindern zu gehen. Da erst tat diese eine Frage nach dem Wiederkommen. Sidonie ließ es unbestimmt; der Major aber tätschelte seiner Cousine auf den Kopf und flüsterte ihr leise zu:

„Rechne nicht auf uns vor achtundvierzig Stunden, Maus; ich habe mit Vetter Egbert wichtige Sachen zu erledigen, bei denen alles Gehetze keinen Sinn hat. Ich weiß schon, daß du allerlei Freiheitsgelüste hast," dabei kniff er verständnisvoll ein Auge zu. „Aber halte Maß, Kleine, treibe es nicht zu arg."

Sie wurde schneeweiß vor Schreck. „Wie meinst du das, Edgar?" stammelte sie tonlos.

„Dein Herz wird dich zu Dolly treiben; na, meinen Segen hast du dazu, nur, wie gesagt, sei vernünftig."

Halb ohnmächtig lehnte sie am Schrank. Dolly! Das also war's! Gott im Himmel, wie hatte sie auch nur einen einzigen Augenblick glauben können, daß er von Luz sprach! Wie anders hätte er dann geblickt, wie anders gesprochen, er, der Vollblutaristokrat, wenn er es auch vorzog, einen hübschen Schild von Biederkeit, Bonhomie und Toleranz vor sich zu halten. Allmählich erst kam sie wieder zu sich.

Und dann war sie frei — frei — auf ganze achtundvierzig Stunden! — Sie reckte die Arme und dehnte sich, wie nach Entfernung einer schweren Last. Wie anders sah die ganze Welt aus, wenn man sie im Licht der Freiheit betrachtete! Pflichtschuldigst ging sie mit den Kindern in den Tiergarten, wo Luz auf sie wartete und sich dann, als Tom und Maggy spielten, zu ihr auf die Bank setzte. Aber sie

konnten nur wenig miteinander sprechen und ganz vorsichtig, denn so klein Maggy war, sie hatte doch den spürenden Charakter ihrer Mutter geerbt und hielt sich deshalb mit neugierigen Augen auffällig in Jellas Nähe, den fremden Herrn unausgesetzt beobachtend.

„Sie wird schwatzen," meinte diese besorgt.

Aber Luz war ungeduldig, wenig in der Stimmung, Rücksicht auf die kleine Krabbe zu nehmen. „Laß sie doch, was kümmert es uns! Der heutige Tag gehört endlich einmal mir! Endlich! Bist du auch so froh wie ich?"

Sie nickte ihm glückselig zu.

Und dann kam endlich der Abend. Minna hatte sich erboten, die Kinder zu Bett zu bringen und saß nun zwischen ihnen, Geschichten erzählend. Jella war gegangen, in ihrem neuen Kleid, das ihr reizend stand und Doras Können in das vorteilhafteste Licht setzte, mit dem schönen Schmuck — „genau wie ein Engel," behauptete Minna, die etwas vage Vorstellungen von Engeln hatte.

Zuerst saßen sie versteckt in der Loge eines kleinen Tingeltangels, den niemand aus Jellas Kreisen in dieser Jahreszeit mehr aufzusuchen pflegte, und sie amüsierte sich wie ein Kind, das sie ja eigentlich auch noch war, besonders auf dem Gebiet der Vergnügungen; dann soupierten sie in einem jener kleinen cabinets à part, die Jella allmählich ziemlich gut kennen gelernt hatte, und übermütig verlangte sie von ihm, daß er diesmal die Uhr ganz fortstecken solle, aber ganz. Heute schlug ihnen keine Stunde! Als sie dann endlich doch aufbrachen — es war heiß und dunstig in dem geschlossenen Raum — da lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter.

„Luz, ach, Luz, warum kann es nicht immer so sein!" flüsterte sie sehnsüchtig. „Wer weiß, wann wir uns nun wiedersehen können! Ich zermartere mich in dem Wunsch, du glaubst gar nicht, wie es mich manchmal ganz krank macht."

Er küßte sie auf das krause dunkle Haar. „Du bist ein kleiner überspannter Kerl, Jella, aber bei Gott, du hast mich auch schon angesteckt, ich kenne mich gar nicht wieder."

Sie schüttelte den Kopf. „Du fühlst es nicht so wie ich, ach, lange nicht so," behauptete sie seufzend. „Wir Mädchen sind darin überhaupt anders, wir quälen uns ordentlich vor Sehnsucht nach dem, den wir lieben, — aber ihr! — Ihr habt so vielerlei — eure Liebhabereien, eure Freunde — du bist wirklich viel ruhiger als ich, Luz. Ich könnte die ganze Welt zertrümmern aus Sehnsucht nach dir."

„Ja du!" sagte er neckend und hob sie in die Höhe. „Das müßte eine nette Welt sein!"

„Wenn nicht die Welt, dann doch mich," fuhr sie ganz gegen ihre Gewohnheit ernst bleibend fort. „Du glaubst nicht wie ungebärdig oft mein Herz ist! Das läßt sich auf gar keine Vernunft ein, das will und will und muß immer."

Er lachte. „Ist dir der Wein ein bißchen zu Kopf gestiegen, Herz? Warum könntest du sonst in diesem Augenblick, wo wir froh sein wollen, so melodramatisch werden?"

Sie schüttelte hastig den Kopf und strich über das Gesicht. „Ich weiß nicht, ich weiß selbst nicht! Vielleicht weil es zu Ende ist und ich nach Hause muß."

Er zog ihren Arm durch den seinen. Wenn sie solche Anwandlungen hatte, wie eben jetzt, wurde ihm unbehaglich. Lustig sollte sie sein, lustig! Das wirkte angenehm auf die Nerven. War er auch merklich anders als seine Familie, die seinen Spott oft reizte, abgeschliffener, verfeinerter — das Gemüt lag bei ihm ebenso im Argen, davon besaß keiner von ihnen eine unbequeme Dosis.

„Nach Hause — nach Hause —
Nach Hause gehn wir nicht,
Bis daß der Tag anbricht,
Nach Hause gehn wir nicht."

trällerte er vor sich hin, während sie das Lokal verließen. „Wie wäre es mit einer Spazierfahrt, Jella? Der Tiergarten ist jetzt prächtig und wir haben heiße Köpfe."

Sie bejahte freudig. Ihre Stimmung war verflogen, der Lebensgenuß trat wieder in seine Rechte.

XX.



Wenn wir das gewußt hätten, konnten wir uns die Reise sparen," sagte Sidonie übellaunig, als sie am Abend auf dem Stettiner Bahnhof standen. „Mit Egbert war ja kein vernünftiges Wort zu sprechen! Dir eine derartige Stellung anzubieten, geradezu eine Unverschämtheit!"

„Er hat es gut gemeint, Siddy, du bist aber immer gleich so schroff."

„Gewiß, schroff! Man kann nicht schroff genug sein, wenn es gilt, sich Demütigungen gegenüber zu behaupten. Wir haben ja genug zum Leben, können unabhängig bleiben."

„Na, jedenfalls habe ich einen rechtschaffenen Hunger, und da wir zu Hause doch nichts finden, essen wir irgendwo im Restaurant," schlug der Major vor.

So wurde es nach elf Uhr, als Seefelds endlich die Haustüre aufschlossen und ihre Wohnung betraten. Alles finster und totenstill. Auf den Zehen ging der Major zu der Kammer des Mädchens.

„Minna, stehen Sie auf und machen Sie unsere Betten zurecht."

„Jesus Maria!" schrie diese in so aufrichtigem Entsetzen, daß er ein Schwefelholz anzündete, um sich zu überzeugen,

ob das Mädchen Grund zu ihrem unleugbaren Schrecken hatte.

Da saß Minna aufrecht im Bette, mit offenem Munde und ganz starren Augen, die Hände krampfhaft verschlungen.

„Zum Teufel, ich bin doch kein Geist!" sagte der Major ärgerlich und drehte sich um. „Stehen Sie nur schnell auf."

Aber es dauerte lange, ehe Minnas zitternde Hände fähig waren, sich anzuziehen. Ihre Gedanken kreisten wie wild gescheuchte Vögel nur um das eine: Das Fräulein war weg! Wehe, wenn sie das entdeckten! Was sollte sie dann sagen?

Aber es schien gnädig werden zu wollen. Seefelds blieben im Wohnzimmer, und als Minna stotternd meldete, daß alles bereit sei, gingen sie ins Schlafzimmer hinüber. Als Sidonie schon ausgekleidet war, nahm sie das Licht und ging hinüber, nach den Kindern zu sehen. Einen Augenblick später stand sie leichenblaß, mit verstörtem Gesicht vor dem Bett ihres Mannes. „Jellas Bett ist unberührt, sie ist fort!" stieß sie atemlos heraus.

Er hatte sich's eben zum Schlaf bequem gemacht, nun fuhr er in die Höhe. „Was sagst du? Das ist doch nicht möglich!"

„Jellas Bett ist leer, sie ist nicht da!" wiederholte sie außer sich. Ihre spitzen Züge gewannen Leben, ihre kalten Augen funkelten.

„Allmächtiger!" dachte er, „sie ist bei Dolly geblieben, um ihr ihre Liebe drastisch zu beweisen; das dumme Frauenzimmer."

„Überrascht es dich nicht? — Hast du vielleicht auch hier wieder Entschuldigungen für deine Cousine?" fragte sie außer sich vor Empörung. „Da siehst du nun die Konsequenzen deiner Nachsicht und Duldung." Ihre Hand zitterte so, daß sie den Leuchter hinsetzen mußte.

„Allmächtiger, Siddy! Was denkst du denn?" fragte er mit heller Entrüstung.

„Was ich denke? Hahaha!! Was denkt man denn, wenn ein junges Mädchen aus vornehmer Familie nachts zwischen

zwölf und ein Uhr nicht zu Hause, nicht in ihrem Bett ist? Willst du es mir sagen?"

„Sie wird bei Dolly sein," gestand er kleinlaut; „ich hatte es ihr so gewissermaßen erlaubt. Du hinderst sie in allem und zwingst sie dadurch zu Heimlichkeiten."

„Ich!" sagte sie höhnisch. „Natürlich bin ich schuld, wenn deine Cousine sich geradezu unanständig beträgt. Nimm an, du hast mit deinen Vermutungen recht; gehört ein junges Mädchen unserer Gesellschaftsklasse um diese Zeit auf die Straße?"

Der Major schwieg, ihm war nicht gut zumute.

„Dasselbe wird auch Dolly gedacht und sie deshalb die Nacht nicht nach Hause gelassen haben," meinte er endlich etwas unsicher. „Leg dich schlafen, Sidonie, der morgende Tag wird ja Aufklärung bringen."

Sie setzte sich auf den Stuhl vor ihrem Bett nieder, zu stehen vermochte sie nicht mehr, so hielt die Aufregung sie gepackt. Ihr Instinkt sagte ihr, daß die harmlose Auslegung ihres Mannes der Wirklichkeit nicht entsprach.

„Leg dich nieder, Frau!" mahnte er endlich mit dem heißen Bestreben, sie wenigstens für ein paar Nachtstunden noch zu beschwichtigen. „Ich wiederhole dir, morgen wird sich alles aufklären."

„Wenn du schlafen kannst, so schlafe doch!" entgegnete sie höhnisch, mit Augen so spitz wie Dolche. „Es sieht dir ähnlich, die Schande deines Hauses zu verschlafen. Ich aber, ich wache, und wenn ich die Schande nicht abwenden kann, so reinige ich wenigstens mein Haus davon. So lange wie mein Haus auch das deinige ist, mußt du es schon leiden."

Er hatte den Kopf auf die Kissen gelegt, anscheinend um einzuschlafen, in Wahrheit aber nur, um Zeit zu gewinnen; jetzt richtete er sich wieder auf. „Sidonie!"

Sie preßte die Lippen zusammen und heftete die Augen auf einen Fleck der Tapete. Etwas Hartes, fast Grausames lag auf den spitzen Zügen, und während er sie bei dem Flackern des Lichtes so betrachtete, fiel ihm ein, daß sie in

ihrer Spitzigkeit und Starrheit die krasse Moral verkörperte. Ihr würde kein unziemlicher Wunsch oder Gedanke nahen, ihr in Ewigkeit nicht! Es war ja gut so, weil sie seine Gattin, die Mutter seiner Kinder war; aber reizvoller, lockender waren doch jene, die, leichtherziger und leichtblütiger, nicht gleich in allem ein verabscheuungswürdiges Verbrechen sahen. Sie vermochten zu erwärmen, während Sidonie nur über Tugend und Kälte gebot . . . Er schämte sich dieser Gedanken, er wollte los von ihnen, so fing er denn wieder an:

„Ich bitte dich, leg dich zu Bett, Siddy! Willst du etwa die ganze Nacht hier sitzen?. Jella kommt nicht vor morgen früh, denke doch an deine Gesundheit!“

„Und wenn sie nun eher kommt?“ fragte sie in heiserem Flüsterton und sah ihn an. „Zweifelst du dann auch noch? Ich sage dir, das Mädchen ist verdorben, verdorben von Grund auf, durch euch Männer! Du vor allen trägst die Schuld! Ja, sieh mich nur so an als begriffst du mich nicht, ich habe doch recht! Auf dich fällt ein gutes Teil der Verantwortung. Weil sie hübsch ist, fand sie in dir stets eine bereitwillige Stütze, du sahst sie mit Augen an, deren ich mich manchmal geschämt! Du hattest große Zukunftspläne für sie in der Welt und bedachtest nicht, daß du nur ihre Eitelkeit nährtest, ihren Hochmut stacheltest und ihr Blut erregtest. Für arme Mädchen aus unseren Kreisen ist das Leben keine Seligkeit, sondern eine Resignation, wollen sie ihres Standes und Namens würdig bleiben.“

Er seufzte aus Herzensgrund. Seine Frau hatte vielleicht recht, aber es war hart, ein junges, blühendes Dasein so zu verkrüppeln und zu verknöchern, nur weil es zufällig keinen goldenen Hintergrund hatte. Da er aber bei aller Gutmütigkeit doch engherzig und außerdem schwer im Denken war, griff er zum letzten Auskunftsmittel, das ihm blieb, er wurde ärgerlich.

„Du siehst schon wieder überall Gespenster, das ist deine leidige und unleidige Angewohnheit. Ich sehe bei Gott noch nicht des Himmels Einsturz dabei, wenn Jella einmal eine Nacht bei Dolly bleibt.“

Sidonie lächelte. „Ich werde sie abfangen, verlaß dich darauf."

„Das wirst du auf keinen Fall!" Geschwinder als man dem Major bei seinem Embonpoint zugetraut hätte, war er aus dem Bett, lief bloßfüßig an die Türe, schloß zu und zog den Schlüssel ab. „Meine Ruhe will ich wenigstens in der Nacht haben, verstehst du mich, Frau! Sollte Jella wirklich — was Gott verhüten möge — bald nach Hause kommen, so gibt es eine Szene, ich kenne euch. Und deine Stimme gellt in der nächtlichenStille bis zur dritten Etage hinauf — ach, mindestens! Das soll nicht sein! Das verbiete ich! Was auch vorgegangen sein mag, es geht nur uns allein an, zwischen uns soll es auch bleiben."

„Und Axel?" sagte sie und ein Schauer überrann sie. „Ihm sind wir Rechenschaft über seine Schwester schuldig."

Diesmal stöhnte der Major laut. „Frau, Frau, male den Teufel nicht an die Wand! Aber es reizt dich, es kitzelt dich, weil du das Mädchen niemals leiden konntest."

„Weil ich schärfer sah als du!"

Die nervöse Aufregung ließ sie frösteln und beben, so daß sie sich auch zum Niederlegen entschloß. Das Licht erlosch. — Ohne sich zu bewegen, kaum atmend, aber mit weit offenen Augen lag das Ehepaar wachend in seinen Betten, eine Zentnerlast auf der Brust und geschäftig in Gedanken einer dem anderen die Schuld zuschiebend, daß so etwas geschehen konnte. — —

Die erste graue Dämmerung huschte über die Schatten der Nacht, die Sterne verloren ihren Schein, ein kühler Wind strich, wie das erste Atemholen des jungen Tages, über alles Lebende und Tote.

Etwas zerzaust, blaß und fröstelnd schlüpfte Jella um diese frühe Stunde in das Haus, die Mattigkeit einer durchschwärmten Nacht in den Gliedern, die Freude auf ein morgendes Wiedersehen im Herzen. Luz wollte sie zum Frühstück führen und ziemlich früh auf dem Nollendorfplatz treffen. Als die Korridortüre klang und zugleich der erste bleiche

Morgenschein durch die Jalousie drang, fuhren Seefelds mit einem Ruck aus ihren Kissen auf.

„Hast du es gehört?"

„Ja, du auch?"

Es war gut, daß die Türe verschlossen war, vielleicht hätten beide in diesem Augenblick weder an Nachbarn noch Mäßigung gedacht.

Nun aber kochte in dem Major etwas auf, eine Wut, ein Gram, daß er das Kopfkissen zwischen die Zähne stopfte, um sich keinen Laut entreißen zu lassen. Nicht der kalte, abwägende Zorn seiner Frau, den er so haßte, nein, wie eine frisch empfangene Wunde blutete es in seinem Innern. Die Liebe zu seiner Cousine, Mitleid mit ihrer törichten Jugend, die prüfungslos vertraut, Mitleid mit Axel, dem er diese Entdeckung nicht ersparen konnte, Scham über sich selbst und seine Niederlage den mitleidslosen Prophezeiungen seiner Frau gegenüber, und endlich eine zum Himmel lodernde Wut gegen den Schurken, dem der Frieden, die Ehre seines Hauses nicht heilig gewesen, kochte in ihm. Seine Augen wurden naß, im Schutze der Nacht brauchte er sich nicht zu schämen. Und Gott sei Dank, Sidonie schwieg. —

Minna, die gute Seele, hatte wach bleiben wollen, um dem Fräulein die Rückkehr der Herrschaft zu melden; aber trotz unbequemster Stellung war sie doch eingeschlafen, hatte Jellas Kommen nicht gehört, und erst am lichten Vormittag trat sie an Jellas Bett und berichtete im Flüstertone das Geschehene.

Aus verworrenen, unruhigen Träumen fuhr das Mädchen empor. Sie fühlte sich matt, wie zerbrochen, aber die Nachricht rüttelte sie jäh auf.

„Es hat niemand was gemerkt, gnädig Fräuleinchen!"

Aber Jellas Herz schlug wie ein Hammer, schreckliche Angst schnürte ihr die Kehle zusammen. Mit zitternden Händen kleidete sie sich an und packte eilig ihre Schmucksachen in das oberste Fach ihrer Kommode. Dann hörte sie des Majors Stimme.

„Jella?"

„Gott, mein Gott!“ dachte sie, die zitternden Hände ringend. „Was nun? Was wird es geben? Was wird es geben, wenn sie es entdeckt haben? Ich muß ihnen alles sagen!“

„Jella!“

Wie der Ton des jüngsten Gerichts klang es ihr in den Ohren. Grenzenlose Mutlosigkeit trieb ihr die Tränen in die Augen. Es half nichts, sie mußte hinein. Mit bebenden Händen öffnete sie die Türe. Da stand der Major mitten im Zimmer am Tisch, und wie sah er aus! Das sonst so rötliche, gutmütige Gesicht blaß, die Augen von dunklen Rändern umgeben, die Stirn gefaltet. Gott sei Dank aber war er wenigstens allein. Und als er sie nun ansah, mit einem so prüfenden, strengen Blick von Kopf bis Fuß, da schämte sie sich auf einmal furchtbar, und nackt und bloß stand das Bewußtsein da, daß sie unrecht getan, daß sie seine Liebe, sein Vertrauen mit Füßen getreten, sein Haus beschimpft durch ihre Heimlichkeiten. Sie schämte sich, und ihr Stolz krümmte sich bei dem Gedanken, daß sie diesmal schuldig sei. Keines ihrer sophistischen Argumente, die sie sonst in Bereitschaft hatte, hielt in dem Augenblicke stand, als sich ihre Augen mit denen ihres Vetters begegneten.

„Wo warst du in der Nacht?“ fragte er, und seine Stimme klang heiser vor furchtbarer Aufregung.

Sie schwieg.

„Wo warst du? — Die Wahrheit will ich wissen!“ Und seine Hand schmetterte dröhnend auf die Tischplatte.

Noch immer schwieg sie. Blaß, halb ohnmächtig lehnte sie gegen die Lehne eines Stuhles.

Er trat einen Schritt näher, seine Hände schlossen sich zur Faust. „Steht es so um dich,“ preßte er zähneknirschend hervor, „dann — dann —“

„Ich habe nichts Böses getan,“ stotterte sie unter stürzenden Tränen. „Bei Gott dem Allmächtigen, nichts Böses!“

Er atmete auf wie von einer Bergeslast befreit, mit der Hand strich er über die perlende Stirn. — Sie hatte ihn gar nicht begriffen, nicht seine Sorge, nicht seine Qual: Gott sei

Dank, dann war noch nicht alles verloren. „Ich verlange eine offene Beichte von dir, Jella, du darfst mir nichts verschweigen, hörst du, gar nichts."

Sie schüttelte trotzig den Kopf. „Nein, ich kann nicht reden, noch nicht, Edgar, glaube mir doch so."

Ihre bittenden, tränenfeuchten Augen übten ihren alten Zauber auf ihn aus, in ganz anderem Ton sagte er: „Das geht nicht, Kind, ich muß klar sehen. Es steckt doch jedenfalls ein Mann dahinter."

Sie nickte, halb trotzig, halb zerknirscht.

„Wer sich hinter dem Rücken deiner Anverwandten an dich heranmacht, dich zu Heimlichkeiten verführt, der meint es nimmermehr ehrlich mit dir, Kind, traue ihm nicht." — Und dann wieder plötzlich die Hände wütend ballend: „Ich werde mir mal das Bürschchen langen, mich soll er zu schmecken kriegen, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Der Lump der!"

Da war all ihr Trotz wieder da und mit dem zugleich eine gewaltige Angst um Luz. Sie kannte die Gesetze ihres Standes, die Duelle, all das Unheil, das sie im Gefolge zu haben pflegen; mit großen, angstvollen Augen blickte sie ihren Vetter an. „Ich nenne ihn dir nicht — noch habe ich kein Recht dazu. — Und ich will auch nicht! Damit dann einer von euch hingeht und ihn totschießt, nicht wahr?"

Da öffnete sich die Tür und Sidonie trat ein. Jella fühlte instinktiv, daß sich jetzt erst ihr Schicksal nahe, und gereizt, außer sich wie sie war, wandte sie sich ihr kampfesmutig zu. In demselben Augenblick aber schrie sie laut auf und stürzte auf sie zu. Die Majorin war darauf vorbereitet, stieß sie zurück und reichte ihrem Manne, was sie in den Händen hielt, das Schmucketui, das Handschuhsachet mit seinem fast noch vollzähligen Inhalt und einen Brief.

„Das fand ich in Jellas Kommode," sagte sie eisig, und ihr ganzes Gesicht schien versteinert.

Das Mädchen faßte den mageren Arm und schüttelte ihn heftig. „Das ist mein Eigentum! Wie kamst du dazu?

Den Schlüssel trage ich in der Tasche. Bist du eine Diebin, die sich an fremden Sachen vergreift?"

Die Majorin machte sich mit einer Gebärde des Ekels los, dann herrschte sie ihren Mann an: „Sorge dafür, daß man deiner Frau im eigenen Hause mit mehr Respekt begegnet. Mit dieser — Person — habe ich nichts mehr zu schaffen."

„Wie kamst du zu den Sachen, Siddy?" Seefelds Stimme klang wie erdrückt, den kleinen Finger hätte er darum gegeben, wenn er Jella tadellos gefunden.

„Mein Kommodenschlüssel schließt auch diejenige in der Kinderstube. Ich wußte ja, daß sie uns belügen würde wie sie uns betrogen hat; da schienen mir Beweise notwendig. Zweifelst du noch?"

Ein verirrter Sonnenstrahl huschte über den gedeckten, noch unberührten Kaffeetisch und brach sich funkelnd und sprühend in den Brillanten des Schmuckes, der offen in seinem prächtigen Behälter dalag; ordentlich schmerzhaft traf all der Glanz Jellas Augen, sie hatte das Gefühl, als bohre er sich in ihr Hirn und nehme ihr den Atem.

Auch Seefelds blickten beide auf die glänzenden Steine, dann sagte die Stimme der Majorin: „Solche Dinge schenkt man nur seiner Braut, oder einer — Dirne."

Der Major starrte seine Frau an, als sehe er ein Gespenst, es verschlug ihm die Rede; ganz mechanisch schlug er den Brief auseinander und begann ihn laut zu lesen, während Jella zu den Worten ihrer Cousine gepreßt auflachte.

„Mein liebes Kerlchen!

Immer noch ohne definitiven Bescheid! Wann endlich werden deine greulichen Verwandten, die dich gefangen halten wie einen kleinen Vogel, zu einem Entschluß kommen! Ich sehne mich nach dir und deinen Küssen, du doch auch! Seit unserer letzten Begegnung bin ich schon ganz rabiat, und was soll denn unser chambre à part sagen, daß es uns so lange nicht gesehen



hat? — Schließlich komme ich eines Nachts und entführe dich deinen schnarchenden Penaten, denn wahrhaftig, es sehnt sich ganz toll nach dir und deinen Küssen

Dein L."

Jella saß stumm da und hörte jedem Wort des Lesenden zu; alles in dem Brief berührte sie plötzlich unsäglich peinlich, und doch hatte sie sich so sehr beim Empfang darüber gefreut. Wie kam das? — Vielleicht weil Edgar und Sidonie Zeuge waren! Solche Liebesbeteuerungen gehörten nicht vor das Forum der Öffentlichkeit, nur von Mund zu Mund, von Herz zu Herz. Ja, das war es! Ihre Wangen brannten wie ihre Augen und Ohren; sie hörte das Blut wie einen Hammer klopfen, kaum, daß sie den Mund zu öffnen vermochte. Das Ehepaar sah sich einen Augenblick stumm an.

„Laß Axel herkommen, benachrichtige ihn sofort!" sagte Sidonie mit einem gewissen Triumph „Ich habe ja immer gewußt was in dem Mädchen steckt, mir hat nur niemand glauben wollen. Axel hat uns seine Schwester überantwortet, er mag sie wiedernehmen. In meinem Hause ist kein Platz mehr für eine solche . . ."

Außer sich vor Zorn sprang Jella vor sie hin. „Untersteh dich und beleidige mich noch einmal," schrie sie ihr entgegen und hob besinnungslos die Hand wie zum Schlag. „Du bist an allem schuld, du allein! Dank hast du von mir verlangt — gehaßt hab ich dich! Immer hast du mir eine reiche Heirat vorgehalten und dich im geheimen dagegen zur Wehr gesetzt, wenn jemand kam. Aus gekränkter Eitelkeit hast du mich zurückgehalten, und ich war die Schwächere, ich mußte gehorchen. Du bist schuld an allem — du! Ja, ich gehe — gleich — ehe noch Axel kommt — sagt ihm, was ihr wollt, was ihr nicht lassen könnt. Ich mache euch Platz, und nicht eher seht ihr mich wieder, als bis ich euch in Gegenwart meines Gatten zwinge, die Beleidigungen zurückzunehmen, die ihr mir heut angetan — dann — dann rechnen wir ab." Sie griff nach dem Etui und hielt es Sidonie hohnlachend hin. „Willst du das behalten und dich bezahlt machen für deine ‚Güte' gegen mich?"

Ohne ein weiteres Wort holte die Majorin aus und schlug ihr in das Gesicht; in demselben Augenblick fühlte sich Jella erfaßt und zur Türe hinausgeschoben. —

Wie eine Furie stürzte sie in das Kinderzimmer und kleidete sich an. Als sie fertig war, trug sie so ziemlich ihr ganzes Besitztum an sich; dann, ohne sich umzusehen, ohne jemand Adieu zu sagen, lief sie zum Hause hinaus. —

Drinnen saß der Major, den Kopf in die Hand gestützt, in schmerzlichem Hinbrüten. Er billigte das Vorgehen seiner Frau nicht, bedauerte Jella aufs tiefste und fürchtete sich vor Axel. Endlich sah er auf. „Wir können das Mädchen so nicht gehen lassen — ein ewiger Vorwurf wär es für uns. Sie ist so rabiat, wer weiß, wo sie hinläuft, was sie tut."

„Geradeswegs in die Arme ihres Liebhabers," entgegnete Sidonie, die sich mit zitternden Händen den Kaffee eingoß. „Aber ich wiederhole dir noch einmal: betritt sie wieder diese Schwelle, so gehe ich; du hast nun die Wahl." —

Jella lief inzwischen die Potsdamerstraße entlang, ohne Bewußtsein. Ihr Gesicht brannte wie Feuer, und das Herz schlug gewaltig; erst allmählich, ganz allmählich kam ihr die Frage: Wohin?

„Zu Dor!" dachte sie. „Ihr erzählen!" Sie fühlte, wie der gewaltige Druck nachließ und es ihr feucht in die Augen schoß. Aber Dora wußte von nichts, wer weiß, wie sie die Dinge aufnehmen würde! Und schließlich bot sie ihr Arbeit an — das war sicher, und dann kam Axel und die ganze Gesellschaft, da wurde sie ebenso unfrei wie sie gewesen.

Vor allen Dingen mußte auch Luz von allem erfahren, ihn ging das ebensoviel an wie sie. Vielleicht beschleunigte es seinen Entschluß, brachte er sie an seinem Arm zurück zu Seefelds als seine Braut, so daß Sidonie die Unterlegene war. — Aber nie würde sie ihr den Schlag vergessen — nie! — Eine leise Hoffnung regte sich in ihrem gedemütigten, haßerfüllten Innern, als sie schleunigst die Richtung änderte und dem Nollendorfplatz zulief. Dort erwartete Luz sie ja, um mit ihr zu frühstücken. Das hätte sie fast vergessen.

Als sie ihn sah, lief sie ihm entgegen; als sie vor ihm

stand, konnte sie nicht sprechen, große Tränen rannen ihr stromweis über das glühende Gesicht.

„Was ist denn los, Kind?"

Sie schluchzte fassungslos.

Er sah sich unbehaglich nach den Spaziergängern um, die allerdings ausnahmslos dem seltsamen Paar ihre Aufmerksamkeit zuwandten.

„Sei vernünftig und laß das Weinen," sagte er endlich gereizt, „was sollen denn die Leute von uns denken."

So gut sie konnte bezwang sie sich. „Seefelds wissen alles — sie waren gestern abend schon zu Haus — Sidonie hat deinen Brief gefunden."

„Welch eine Narrheit auch, Briefe aufzuheben in deiner Lage! Gott sei Dank, es stand nur ein Buchstabe darunter — hast du ihnen meinen Namen genannt?"

Sie schüttelte den Kopf, sprechen konnte sie nicht, sein Ton, sein verfärbtes Aussehen taten ihr weh. Seine Miene hellte sich wieder auf. „Komm," sagte er merklich freundlicher und zog ihren Arm durch den seinen. „Wir wollen in ein entlegenes Restaurant fahren und in Ruhe alles besprechen. Wer uns so sieht, wird uns für ein gründlich verzanktes Ehepaar halten. Du siehst ganz komisch aus mit dem verweinten Gesicht und ohne Schleier — eine Dame sollte nie ohne Schleier sein."

Sie sah ihn zornig an. „Glaubst du, ich habe daran noch gedacht? — Du weißt eben nicht . . ."

„Um Gottes willen, keine Szene," fiel er ihr erschrocken ins Wort und drückte ihren Arm an sich, denn er hörte an ihrer Stimme, daß sie schon wieder mit Tränen kämpfte. „Sprich kein Wort, Herz, bis wir allein sind, dann sollst du mir alles erzählen, meinethalben mit Tränen."

Sie gehorchte ihm, aber ihr war nicht gut zumute, sie hatte auf ein anderes Benehmen seinerseits gerechnet. Als sie endlich ganz allein in dem Hinterzimmer eines Weinrestaurants saßen, durch dessen offene Fenster grüne Weinranken hereinnickten und auf dessen Gärtchen die Sonne funkelte, da wurde er wieder anders. Aufmerksam hörte er

ihre von Schluchzen unterbrochene Erzählung mit an, und als sie schließlich ihre Arme um seinen Hals warf, die Hände verschränkte und unter strömenden Tränen hervorstieß: „Nun habe ich nur noch dich! Nur dich!" — da drückte er sie zärtlich an sich.

„Ist das denn so schlimm, Jella?" fragte er in ihr erhitztes Ohr hinein.

Sie machte sich hastig von ihm los und hielt sich an der Ecke des Tisches. „Ich weiß nicht, was ich tun soll — ich habe ja doch kein Geld! Was soll ich machen?"

„Von mir nehmen, was du brauchst."

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. „O Luz, wann wirst du mich heiraten? Du weißt, du hast es mir gesagt, du wirst auch im klaren sein, daß du dir ein ganz armes Mädchen ausgesucht hast, nicht wahr, das habe ich dir stets gesagt! — Ich kann nicht eher ruhig werden, bis ich vor Axel und Seefelds als deine Frau stehe. — Sie glaubten es mir ja nicht — sie behaupteten, du meintest es nicht ehrlich — ich habe aber nicht an dir gezweifelt — und dann bin ich doch aus vornehmer Familie."

Er ging, die Hände in den Hosentaschen, unablässig in dem schmalen, langen Zimmer auf und ab. Nun blieb er vor dem gedeckten Tisch stehen, so daß sein Gesicht im Schatten war und begann: „Du weißt, daß und wie sehr ich dich liebe, Jella; aber ich habe dir auch niemals ein Hehl daraus gemacht, daß ich viele Hindernisse zu bestehen habe, bis ich an eine Verbindung zwischen uns denken kann. Meine Eltern haben mir eine andere Partie ausgesucht — natürlich — das tun ja Eltern immer" — beeilte er sich einzuschalten, als er ihr Auffahren sah — „aber mehr wie Nein sagen — um deinetwillen — kann ich vorläufig nicht, das sieht wohl jeder ein. Du mußt eben Geduld haben, Kind, und mich ruhig bis dahin für dich sorgen lassen, das ist nur recht und billig, da ich die Ursache bin, daß du augenblicklich so dastehst. Vorläufig nehme ich dir ein Zimmer bei ordentlichen Leuten — später — na, später wollen wir weiter sehen! — Du sollst dich nicht über mich zu beklagen haben, das ver-

spreche ich dir. Nur eine Bedingung stelle ich. Niemand von deinen Verwandten, Freunden, Bekannten darf erfahren, wo du bist. Du mußt sogar einen anderen Namen annehmen . . .“

„Warum?“ fragte sie erstaunt.

„Damit dich niemand findet, niemand von unseren Beziehungen erfährt. Oder wärst du damit einverstanden, wenn mir dein Bruder oder Vetter eine Kugel in die Rippen jagte? Das wäre doch wohl das Ende.“

„Du hast recht, daß du dich davor fürchtest, das wäre das Ende,“ sagte sie nachdenklich.

Er sah sie von der Seite an. „Fürchten! Als ob ich mich in meinem Leben jemals vor etwas gefürchtet hätte! Glaube mir, dies wäre das erste Duell, dem ich ausgewichen bin! Fürchten, den Ausdruck könnte ich dir übelnehmen, Jella. Ich dachte nur an dich. — Du sagst, du liebst mich. — Wenn ich falle, verlierst du den Bräutigam, fällt einer deiner Verwandten, so ist es doch auch unmöglich, daß wir uns heiraten, ja, daß wir uns nur wiedersehen; die einfachste Pietät spricht doch dagegen.“

Sie starrte ihn entsetzt an. Ja, so würde es kommen! Und plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals und rief verzweiflungsvoll: „Ich gelobe dir alles! Du hast ja recht! — Niemand, auch nicht Dolly, soll je erfahren, wo ich bin.“

„Also du folgst mir ganz — in allen Dingen?“

„In allen Dingen! Nicht wahr, Luz, es gibt keinen Menschen auf der Welt, der es besser mit mir meint als du?“

„Gewiß, gewiß!“ beeilte er sich zu sagen. „Nun aber iß, Kind, du mußt ja ganz verhungert sein.“

Sie seufzte zwar noch, dann aber aß sie wirklich, und mit dem Essen kam Ruhe und endlich die alte Lebensfreudigkeit zurück, die sich ihr Recht auf Glück ertrotzen zu können glaubte. Was hatte sie denn auch getan, daß man so hart mit ihr sein durfte?

Als Luz einen Wagen holen ließ, um mit ihr ein Zimmer zu suchen, war sie durch die Neuheit der Situation schon halb getröstet. Er war ja bei ihr, nach dem stets ihre Sehn-

sucht gestanden, wozu sollte sie sich jetzt mit Gedanken an Seefelds und Axel quälen. —

Sie fanden bald, was sie suchten. Ein schönes, luxuriös möbliertes Zimmer in einem andern Stadtteil, ließen sich von der Wirtin den Nachmittagskaffee servieren, und dann erst stand Luz auf.

„Mein Alter wird schön brummen, daß ich ohne Entschuldigung fortgeblieben bin, ich muß jetzt nach Hause. Leg' dich etwas nieder, Herz, gegen neun Uhr komme ich wieder und hole dich ab."

Da sprang sie auf und hing voll Entsetzen an seinem Halse. „Geh nicht, Luz — ach, geh nicht! Laß mich nicht allein! Ich war noch nie allein!"

Er streichelte ihr Haar. „Das gibt sich mit der Zeit. Du kannst doch nicht glauben, daß ich immer bei dir sitzen soll. — Geh aus, Kleine, kaufe dir etwas, du hast ja nichts mitgebracht, als dich allein, hier hast du Geld; dann vergeht die Zeit schon."

Er drückte einige Zwanzigmarkstücke in ihre Hand; sie runzelte die Stirn und ließ das Geld fallen. „Wie häßlich," sagte sie abwehrend.

„Häßlich? Na, du bist gut! Geld ist nie etwas Häßliches, das wirst du noch begreifen lernen."

Dann ging er, und sie blieb zurück. Unheimlich war's ihr und beängstigend, scheu sah sie sich um. Allein! Stille und Öde um sie. Ihr Bild im Spiegel, ihre Person inmitten der eleganten Umgebung — sonst nichts!

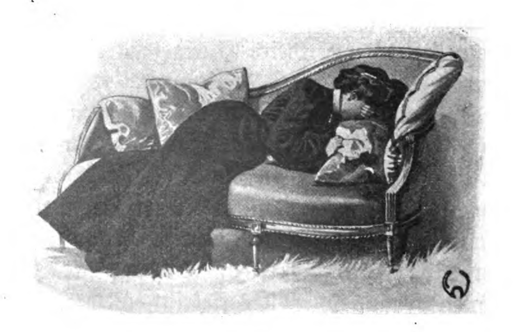
Würde sie immer so allein bleiben und die Stunden zählen, bis sie Luz wiedersah? Ihr war auf einmal, als schwanke alles um sie her, als habe ihr Leben keinen festen Halt mehr. Wie froh würde sie jetzt über Toms und Maggys Geplauder gewesen sein! Sie hatte sie doch lieb gehabt, die Kinder, trotz ihrer Ungezogenheiten, und ohne Abschied war sie von ihnen gegangen. Alles fiel ihr wieder ein, mit peinvoller Deutlichkeit, und dabei bohrte das heimliche Gefühl in ihr, daß sie Luz anders zu finden erwartet hatte, als es geschehen.

Sie sah auf das Gold; es kam ihr vor, als haßte sie es, sie, die bisher Gold als das Erstrebenswerteste angesehen. Etwas wie Scham kroch in ihr in die Höhe, daß sie es nahm — nehmen mußte. Aber wie sollte es für sie jemals anders werden? Abhängig war sie gewesen ihr ganzes Leben lang, abhängig war sie jetzt von dem Manne, um dessentwillen ihre Familie sie verstoßen. Wenn er nun dem Drängen seiner Familie nachgab, eine andere heiratete . . .

Jella richtete sich plötzlich aus ihrer Versunkenheit auf, eine drohende Falte auf der Stirn. Das durfte einfach niemals geschehen — niemals! Dafür war sie die Baroneß Treuberg, der man Rücksichten schuldig war. Dann — würde sie vielleicht selbst zu ihrem Bruder gehen und ihn bitten...

Sie schauderte und warf sich auf die Chaiselongue. Wohin verirrten sich ihre Gedanken! Luz war gut, er liebte sie, aber die gräßliche Stille und Öde um sie, die verzweifelnde Hilflosigkeit in ihr, die konnte er doch nicht bannen — er war ja fort.

Und sie warf sich auf das Gesicht und begann aufs neue zu weinen, angstvoll, bitter, schmerzlich wie ein verirrtes Kind, und mitten im Weinen überkam sie der Schlaf. Die durchwachte Nacht, die Aufregungen des Vormittags machten ihr Recht geltend. Noch war sie ja so jung!



XXI.

Eine anstrengende Morgenübung des Garderegiments war zu Ende. Mansfeld nahm sich kaum Zeit, das Nötigste für seinen äußern Menschen zu tun; dann ging er nach Treubergs Wohnung um mit ihm zusammen zu frühstücken. Nicht opulent, das verstand sich bei ihren pekuniären Verhältnissen von selbst, aber doch zu zweien, das würzte dann schon das Mahl. Er brachte überhaupt so oft als tunlich seine freie Zeit in Axels Gesellschaft zu, erstens aus Freundschaft, damit dieser, der sich auch zur Kriegsakademie vorbereitete, nicht allzu viel bei seiner angegriffenen Gesundheit büffle, und zweitens aus Pflichtgefühl. Hatte er ihm schon die Braut genommen, mußte er ihm wenigstens eine andere Gesellschaft dafür geben. Allerdings kein vollwertiger Ausgleich, aber immerhin nicht zu verachten, weil er mit einer guten Portion Leichtlebigkeit bei all seinen schroffen Seiten imstande war, einen andern mit fortzureißen.

Mit ein paar Sätzen, wie gewöhnlich, nahm er die Treppe. Seine braunen Augen glänzten, der seidenweiche hellbraune Schnurrbart gab seinem Gesicht etwas Einschmeichelndes, Leichtfertiges, besonders, wenn der schöngeschnittene Mund unter ihm lächelte. Als Berger die Tür öffnete, trat er gleich über die Schwelle.

„Der Herr Leutnant ist nicht zu Hause," rapportierte der Bursche.

„Nicht zu Hause? Noch gar nicht nach Hause gekommen?"

„Das wohl. Aber dann kam der Rohrpostbrief vom Herrn Major von Seefeld, und der Herr Leutnant stürzten fort."

„Hat er nichts hinterlassen für mich?"

„Nein, Herr Leutnant."

Mansfeld stutzte. „Lassen Sie mich hinein, Berger, ich werde warten. — Haben Sie nicht irgend so einen alten Schmöker, mit dem ich mir die Zeit vertreiben kann?"

Berger brachte schmunzelnd einen roten Band Engel-

horn herbei, ein Buch, das sich seines Einbands wegen seiner Vorliebe erfreute und seines Inhalts wegen seiner unbegrenzten Hochachtung, denn er hatte das ganze erste Kapitel in seinen Mußestunden durchstudiert, ohne nur ein Wort davon zu verstehen. Seitdem stäubte er es regelmäßig besonders sorgsam ab und brachte es nun Mansfeld mit dem Bewußtsein, etwas ganz Erlesenes darbieten zu können.

Volkmar setzte sich an das offene Fenster und begann zu lesen. Eine viertel, eine halbe, eine ganze Stunde verging, Axel kam nicht. — Die Zigarre war Mansfeld ausgegangen, das Buch seiner Hand entglitten, im Halbschlaf lag er in seinem Stuhl.

Plötzlich ein Riß an der Glocke, und dann trat, nein, stolperte Treuberg ins Zimmer. Sein Gesicht sah grünweiß aus, die Augen lagen tief in ihren Höhlen. Er sah den Freund gar nicht, schwer sank er auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch und stöhnte auf wie ein verwundetes Tier.

„Um Gottes willen, Axel, was ist geschehen?"

Treuberg blinzelte auf und befeuchtete die trockenen Lippen mit der Zunge. „Ja so, du bist da — du weißt noch nichts! — Was geschehen ist? — Nun ja — — —" und nun schrie er plötzlich mit einem Ton, der durch Mark und Bein ging — „meine Schwester ist eine Verlorene! — Eine Dirne! Den Buben — nur den Buben möchte ich haben!"

Mansfeld setzte sich. Auch ihm fuhr es plötzlich wie Blei durch alle Glieder. „Was sprichst du da? Es ist nicht möglich! Bei Gott, es ist nicht möglich, sage ich dir!"

Axel lachte, scharf und gellend. „So habe ich auch zuerst gesagt! Aber hier — glaubst du diesem?" Er holte den unglückseligen Brief heraus, zu einem unansehnlichen Klumpen zerdrückt, und reichte ihn dem Freunde. „Bist du nun nicht auch auf den Mund geschlagen wie ich? Zweifelst du auch jetzt noch? Herrgott, Mansfeld, sag' ja, und ich will es dir mein Leben lang danken. Aber lüge nicht — sprich die Wahrheit!"

Volkmar schwieg, und Axel faßte seinen Kopf mit beiden Händen.

„Ich glaube, ich muß verrückt werden, wenn ich diesen Schurken nicht bald finden und zermalmen kann — und sie dazu. Meine Schwester! Meine liebe kleine Schwester! Hast du es für möglich gehalten, daß sie solch eine Schande auf unseren Namen werfen könnte? Ich nicht! — Mit diesen meinen Händen hätte ich sie ja eher erdrosselt, wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte.

Er ballte die Fäuste; wie dicke Stränge lagen die Adern auf seiner Stirn, während Mund und Nase zuckten.

Volkmar erschrak. „Axel, komm zu dir. Wir sind Männer und müssen allem was uns trifft, mutig entgegensehen."

Der andere sprang auf. Er hatte vergessen den Säbel abzunehmen und stolperte darüber, die Mütze lag am Boden, er trat darauf, aber der sonst peinlich ordentliche Mensch bemerkte es gar nicht. In heiserem Flüstern beugte er sich zu dem Freunde. „Daß mich das Leben von Dora trennte, konnte ich ertragen, wir sind einer des andern trotzdem würdig geblieben. Es tat weh, doch die Wunde kann sich schließen. Die Wunde aber, die mir meine Schwester geschlagen, schließt sich n i e! Sie geht in Eiterung über und wird mich ganz durchseuchen. Wozu noch weiterleben mit diesem Brandmal auf meinem Namen! — Es ist nur ein Augenblick — dann fließt mein Blut über die Schmach — es wäscht nicht ab, aber es entsühnt doch mich. — Volkmar! Volkmar! Warum ist mir d a s nicht erspart geblieben." Und laut aufschluchzend schlug er die Hände vor das Gesicht.

Mansfeld war erschüttert. — Trost!? — Er wußte keinen! — Auf dasselbe unbändige Gefühl, das Axel durchtobte, stieß auch er in seinem Innern. Kein Mitleid, kein Erbarmen, keine Teilnahme für das junge, irregeleitete Geschöpf, nur schroffes Verdammen.

Treuberg ließ die Hände sinken, seine Augen waren trokken, flackernd, heimlich. „Gott weiß es," sagte er mit einem fast irren Lächeln, „ich habe nie in dem gesündigt, in dem ich so furchtbar gestraft bin! Ich war immer ein anständiger Kerl! — Mühsam und entbehrend habe ich mich

durchs Leben geschlagen — meinen Namen hochgehalten vor jedem Hauch! — Und nun beschimpft — entehrt — von — von einem Wesen, das mir am nächsten auf der Welt steht ... kannst du es fassen — kannst d u es begreifen, Volkmar? — Mein Schädel ist zu dumm dazu." Und im Zimmer auf und ab rasend, schlug er sich mit den geballten Fäusten auf den Kopf.

„Sie sollte dich so sehen, und sie würde erst begreifen, was sie getan — deine Schwester," sagte Mansfeld bitter.

Da blieb Axel vor ihm stehen, seine Augen funkelten. „Nenne sie nicht mehr! — Nie mehr! — Aus meinem Herzen will ich jede Erinnerung an sie herausreißen, als wäre sie nie gewesen! Läge sie zu meinen Füßen und winselte, ich stieße sie von mir — in Tod und Verderben — ohne einen Finger zu rühren — mitleidslos — hart! — Hart wie ich geworden bin." Er riß den Säbel herunter und warf ihn klirrend gegen den Schrank, dann fuhr er sich mit zwei Fingern in den Kragen seines Rockes. „Um Gottes willen, ich ersticke, gib mir etwas zu trinken — schnell — schnell!"

Seine Adern waren geschwollen, die Lippen blau, er sah entsetzlich aus. Mansfeld goß ihm ein; er trank mit Gier. Danach wurde er etwas ruhiger.

„Willst du all das Nähere hören, alter Freund? — Du hast sie ja wohl einstmals geliebt! — Sei froh, daß du arm warst — was im Menschen schlummert, kommt zutage, ob früher oder später."

Sie saßen zusammen auf dem Sofa und sprachen halblaut miteinander, als scheuten sie das eigene Wort. In Sidonies Färbung entstand das ganze Bild von Fellas Vergehen vor dem aufhorchenden Ohr des Freundes. Als Axel zu Ende war, lachte er laut auf.

„Und darum also Räuber und Mörder! Darum mein Streben, mein Ehrgeiz, meiner Schwester wenigstens einmal eine würdige Stellung zu schaffen. Sie ist es satt geworden, zu warten! — Brillanten sind lockender als Entsagung und Selbstverleugnung. O Gott, Volkmar! Volkmar!" Und nun umklammerte er den Freund, und schwere, blutige Tränen

tropften ihm in den Bart. Es war als zöge jede eine Furche durch sein Gesicht.

Sie gingen nicht in das Kasino zum Essen; Axel dachte nicht daran, und Volkmar hätte ihn um keinen Preis allein



gelassen; erst gegen Abend überredete er ihn zum Mitgehen in eine stille Weinstube, denn: „der Wein ist der beste Sorgenbrecher,“ meinte er.

Als sie schon auf der Straße standen, kehrte Mansfeld noch einmal hastig um, unter dem Vorwand, seine Handschuhe vergessen zu haben. Oben sagte er zu dem Burschen: „Wenn wir fort sind, Berger, tragen Sie mir den Pistolenkasten dort in meine Wohnung. Sollte niemand bei mir zu Hause sein, so kommen Sie wieder — einmal — zweimal — dreimal! Auf alle Fälle muß ich die Waffen heut abend beim Nachhausekommen vorfinden. Verstanden!“ —

Sie fanden die Kneipe ganz menschenleer, wie Mansfeld gerechnet, zur Sicherheit schlossen sie sogar die Tür des kleinen Hinterzimmers. Es war schwerer Wein, den sie bestellten, er sollte ja Vergessenheit bringen.

„Wenn es dir recht ist, sprechen wir von allem möglichen, nur nicht mehr von dem, was uns beide beschäftigt," sagte Axel und stützte den Kopf schwer in die Hand; aber es dauerte nicht lange, da war er es zuerst, der wieder davon anfing. „Hier sitzen zu müssen," sagte er zähneknirschend, „tatenlos! Noch ist vielleicht nicht alles verloren — oder könnte ich wenigstens den Buben töten — mit Strömen von Blut abwaschen . . . daß mir das genommen sein soll, bringt mich fast um."

Mansfeld hatte die Hand um den Fuß seines Glases geschlossen und drehte es gedankenvoll hin und her. „Wenn ich an deiner Stelle wäre, dächte und fühlte ich ebenso wie du — das schicke ich voraus; aber gleichzeitig ist mir doch heut nachmittag auch noch etwas anderes zum Bewußtsein gekommen, Axel, und zwar zum erstenmal, ich gestehe dir's. — Die Grenze, die wir der Frau ziehen, ist eng, eng wie ein Gefängnis. Wir haben e i n Schema für alle. Wenn der Mann in die Weite geht, verschließt ihm nichts die Rückkehr, widerspruchslos öffnet sich ihm alles aufs neue; eine Frau ist ausgestoßen, verdammt, gleichviel, ob Charakter, Temperament oder äußere Verhältnisse die Schuld daran trugen. Es gibt keine Rückkehr für sie."

„Und mit Recht! Eine Frau gehört eben in die Enge, in die Beschränktheit, oder sie kann für uns das nicht sein, was wir von ihr erwarten. — Jella ist tot für mich."

„Und käme sie als ehrliche Frau wieder? Deine Schwester ist schön genug, um einem Manne den Kopf zu verdrehen."

„Dann hätte ich nach außen hin kein Recht, ihr die Anerkennung der Blutsbande zu verweigern, meinem Herzen aber bliebe sie fremd."

„Und wenn sie die Wahl hätte zwischen einer Ehe, die die Hölle für sie würde, und ihrer persönlichen Freiheit — so würdest du sie in diese Ehe hineinzwingen, ohne Besinnen?"

„Mit der Pistole in der Faust."

„Alles in allem sind die Frauen also wirklich schlechter daran als wir, denn ich täte bei meiner Schwester dasselbe. Aber Temperament bleibt eben Temperament."

„Nein, ich versichere dich! Ein Mädchen unseres Standes wird und muß ihr Temperament zu zügeln verstehen, wenn sie sich vornehm halten will, und mache Sidonie welchen Vorwurf du willst, vornehm im Denken und Handeln ist sie."

„Verknöchert."

„Gut, nenne es so! Aber das ist mir immer noch lieber als alles andere. Diese ganze unglückliche Zeitströmung mit ihrer Frauenemanzipation ist es, die ich anklage. Jella hat sie unter die Verlorenen getrieben, Dolly unter die Deklassierten."

„Hast du etwas von ihr gehört?"

„Nein; und ich will auch nicht. Sie muß tot für mich sein, seitdem unsere Wege sich trennten. Der meinige soll mich aufwärts führen — wie weit — wer weiß das! — Ich hätte Lust, die ganze drückende Bürde, Leben genannt, mit einem Ruck von mir abzuwerfen — ich habe es satt."

„Damit würdest du nur beweisen, daß die Grundsätze der andern die klügeren wären. Dolly ist herabgestiegen und hat sich aufs Geldverdienen geworfen, Jella hat sich der Liebe mit Haut und Haar überantwortet; beiden geht es voraussichtlich gut, ein langes Leben ist ihnen sicher erwünscht, und du — der du deinen Schild hochhalten willst, der dafür darbt und kämpft und strebt — du wirfst die Flinte ins Korn und denkst an einen unrühmlichen Tod!" —

Sie hatten stark getrunken, der Wein perlte in den Gläsern, heiß und dunstig war die Luft des kleinen Zimmers. Da beugte sich Axel vor, ergriff den Arm des andern und flüsterte ihm zu: „Und wenn ich — oder du — Jella auf der Straße träfen — bei Nacht und Nebel — wäre dann die Pistole nicht das einzige Auskunftsmittel, was mir bliebe?"

„Dann — für sie," sagte Mansfeld hart.

Darauf schwiegen sie, tranken und schwiegen, bis sie sich endlich mit stieren Augen zum Heimweg rüsteten.

„Was half alles Sparen — zum Teufel damit! Vergessen, vergessen allein, das lohnt sich!“ —

Es war die erste, aber nicht die letzte Sitzung, die ihnen Vergessen bringen sollte. —

An Axel fraß heimlich das Bewußtsein, für die Schwester doch nicht immer ein guter, sorgender Bruder gewesen zu sein, Seefelds waren ja da; das hatte ihm genügt. Nun aber half Mansfeld ihm treulich seinen Kummer niederzutrinken, niederzuspielen, niederzubummeln. — Vergessen um jeden Preis! —



XXII.



Dora saß nach Schluß eines Arbeitstages in ihrem Zimmer am Schreibtisch, vor sich ihr Kontobuch, und Geld in Scheinen, Gold und Silber. Sie buchte die Eingänge und berechnete die Ausgaben.

Es war heiß draußen wie im Hochsommer; die Fenster der ganzen Wohnung standen auf, um den Brodem der vielen Mädchen, die den Tag über hier tätig gewesen, herauszulassen; ganz gedämpft klang von der Küche her Nannys Gesang.

Dora stützte den Kopf in die Hand. Sie war zufrieden mit dem Ertrage ihrer Arbeit, Frau Werner würde sich über die Summe wundern, die sie ihr als erste Ratenzahlung anbieten konnte. Falks hatten sich als gute Kundinnen erwiesen und eine ganze Reihe anderer Damen im Gefolge gehabt, nachdem Flora in ihrem schlichten hellen Kleide beinahe wie eine wirkliche Dame ausgesehen hatte.

Wenn sie jetzt an ihren ersten Arbeitstag dachte, mußte sie lächeln, Angst und Unsicherheit hatten sie ganz verlassen; aber die Freude an ihrer Arbeit, die blieb nun einmal, moch-

ten Mutter und Brüder das auch noch so sehr „plebejisch" schelten. Nur einsam fühlte sie sich in manchen Stunden, ihr Herz so leer und unausgefüllt! Allerdings kam Frau Werner manchmal auf einen Sprung — sie hatte jetzt selbst sehr viel mit ihrer Neueinrichtung zu tun — einmal hatte sie auch ihren Sohn mitgebracht. „Ein liebenswürdiger, freigeistiger Mensch," hatte Dora nachher noch gedacht, „dem man den Gentleman sofort anmerkt." — Aber trotzdem fühlte sie sich nicht von ihm gefesselt. —

Ein leises, fast zaghaftes Klingeln draußen. Nanny konnte nichts gehört haben bei ihrem Singen, so öffnete Dora selbst die Tür. Im Halbdunkel des niedrig brennenden Gaslichtes sah sie eine Dame draußen stehen, die fast ängstlich über die Schwelle trat.

„Mama! Liebe Mama! Einzige Mama!" schrie Dora und erdrückte die Rätin fast in ihren Armen. „Kommst du zu mir? Wirklich du! — Ach, wie glücklich ich bin!"

„St! St!" machte die Rätin, die sorgfältig den Kreppschleier vor dem Gesicht festhielt, „schreie nicht so laut, Dolly. Es braucht niemand zu wissen, daß ich deine Mutter bin. Bist du allein?"

Doras Arme sanken. „Ganz allein, Mama."

„Das ist mir sehr lieb, deine Brüder würden außer sich sein, wirklich ganz außer sich, wenn sie wüßten, daß ich hier wäre."

Dora seufzte, ihr stürmischer Jubel war unter den Worten der Mutter verflogen. „Ich dachte, du kämst aus — Liebe — aus Sehnsucht zu mir, Mama. Ich habe so oft und so viel an euch gedacht, so Heimweh gehabt," ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Die Rätin wurde plötzlich auch gerührt, sie trocknete sich die klaren Tropfen von Wimpern und Wangen. „Ach, Dolly, daß du uns das antun mußtest! Natürlich leide ich schwer darunter, dich in solchen Verhältnissen zu wissen. Ich arme Frau! Wozu habe ich eine Tochter großgezogen, wenn ich im Alter nicht einmal etwas von ihr haben soll! Das konnte auch nur mir passieren. Bitte, mach die Tür zu, es wäre

mir furchtbar peinlich, wenn jemand käme und mich hier träfe."

„Du bist ganz sicher, Mama, es kommt niemand."

Die Rätin hatte es sich auf dem Sofa bequem gemacht. Ihre etwas kurzsichtigen Augen hatten bis dahin das Geld nicht bemerkt, das noch offen auf dem Schreibtisch lag, jetzt blitzte es ihr deutlich entgegen. „Was hast du denn da?" fragte sie neugierig und bog sich vor. „Gold?"

„Ja, Mama, der Ertrag meiner Arbeit." Dora sprach stolz, mit hoch erhobenem Kopf, in diesem Augenblick fühlte sie sich ganz befriedigt.

Die Rätin stand auf und beugte sich über die Platte. „Na, das muß ich sagen, das sieht ja sehr wohlhabend aus. Deine arme Mutter hat lange nicht so viel Geld beisammen gesehen. Ich könnte ordentlich neidisch werden."

„Wenn du nicht an den Ursprung dächtest," schaltete Dora etwas bitter ein.

„Sobald ich Geld in der Hand habe, denke ich nie an den Ursprung," gestand die Rätin mit vollster Naivität, „dazu habe ich es in letzter Zeit zu sehr schätzen gelernt." Sie seufzte. „Dolly — wenn du etwas entbehren könntest — ich glaube, ich habe noch drei Mark im Portemonnaie, und Hans ist meist eklig, wenn ich ihm etwas davon sage."

Etwas unsicher sah sie mit ihren schönen blauen Augen zur Tochter auf; dieser tat plötzlich das Herz weh. Wie mußte ihre schöne, verwöhnte Mutter unter dem Druck der Verhälnisse leiden! — Sie beugte sich zärtlich zu ihr herab. „Was du da siehst, ist die erste Ratenzahlung für die Werner, aber es kommt nicht ganz genau darauf an, wieviel ich bringe, wieviel brauchst du, Mama?"

„Dreißig Mark," sagte die Rätin mit leuchtenden Augen. In demselben Augenblick tat es ihr schon leid, so bescheiden gewesen zu sein. „Sagen wir vierzig," schlug sie vor, Doras Arm festhaltend, „vierzig ist eine rundere Summe."

Ohne Widerspruch händigte Dora der Mutter das Geld ein, dann streichelte sie ihre Wangen. „Und nun bleibst du bei mir und erzählst mir etwas von euch, nicht wahr? Ich

lasse das exquisiteste Abendbrot aus der Nachbarschaft holen, sage mir nur, was du magst. Und wenn du nicht gesehen sein willst, gehen wir so lange in das Schlafzimmer, bis Nanny hier aufgedeckt hat. Ich habe dich doch so lange nicht gehabt, Mama."

Die Rätin schluchzte wieder. „Du bist ein gutes Kind, Dolly. Ja, wenn ich einmal Hummer bekommen könnte, und hinterher ein Filet Bearnaise —" man sah ihr ordentlich das Entzücken an all den herrlichen Dingen aus den Augen leuchten — „und vielleicht ein Fläschchen Rotwein dazu — aber guten."

Dora lief hinaus, alles zu bestellen, es machte sie so glücklich, die Mutter bewirten zu können. Als sie wieder hereinkam, sah die Rätin sehr niedergeschlagen aus.

„Wenn ich bedenke, wie gut du es hast, Dolly," sagte sie mit einem Seufzer, „und wie ich mich dagegen quälen muß! Ich könnte einem Gast nichts Derartiges vorsetzen."

Das junge Mädchen sah sehr erstaunt aus. „Das tue ich dir zu Ehren, liebe Mama, ich würde natürlich allein ganz einfach essen, denn zuerst muß ich meine Schulden abbezahlen; außerdem aber heißt es auch tüchtig arbeiten, vom Morgen bis zum Abend, viel Zeit bleibt mir nicht."

„Ich arbeite auch," sagte die Rätin ganz melancholisch, „aber mir bringt es nichts ein. Es ist noch sehr die Frage, wer sich mehr quälen muß, du oder ich."

Dora lächelte still, sie kannte so ungefähr die Arbeit ihrer Mutter.

„Niemals komme ich fort, immer nur Sorge und Last," fuhr die Rätin in demselben Ton fort, „mit Anna ist es schon gar nicht mehr zum Aushalten."

„Anna war doch sonst ein ganz gutes Mädchen!"

„Ja, aber jetzt ist sie frech und dreist geworden, ich kann dir das nur wiederholen. Die unerhörtesten Ansprüche stellt sie an mich, und mit Frank gibt es fast jeden Tag Balgerei."

„Nun, Mamachen," beschwichtigte Dora und streichelte tröstend die Hand der Mutter, „wenn ich einmal zu dir

komme, werde ich Anna in das Gewissen reden; sie meint es wahrscheinlich nicht so und wird sich's zu Herzen nehmen."

„Du?" wiederholte die Rätin so vollkommen perplex, als wäre ihr der Gedanke gar nicht gekommen. „Nein, Dolly, das geht nicht, du kannst nicht zu uns kommen. Denke nur wie furchtbar peinlich es wäre, wenn dich jemand bei uns sähe — und dann Hans — und Frank, nein, Kind, das geht unmöglich, zu uns darfst du nicht kommen."

„Verzeih, Mama," Dora nahm die Unterlippe zwischen die Zähne, „ich dachte nicht an den Rangunterschied zwischen uns. Nein, freilich, zu euch darf ich nicht kommen!"

„Aber ich öfter zu dir," versicherte die Rätin eifrig, denn das Klappern der Messer und Gabeln drang ihr angenehm in die Ohren. „Heute wird mich Frank freilich erwarten, ich hatte noch kein Abendbrot bestimmt, aber schließlich werden sie sich zu helfen wissen, ich konnte dir doch deinen Wunsch nicht abschlagen, Dolly, um so weniger, da ich dich bitten wollte, mir in der nächsten Woche ein Sammetkleid zu machen, einfach und schick, wie ich es gewohnt bin."

„Nächste Woche ist es ganz unmöglich, Mama."

Die Rätin sah sehr verwundert aus. „Das kannst du nicht einmal deiner Mutter zu Gefallen tun? Ich muß es aber haben, denn ich bin zu Sendens eingeladen."

„Nächste Woche noch nicht, Mama, aber innerhalb vierzehn Tagen."

Frau von Lindeck sah nachdenklich in den Lampenschein. „Nun, da du nicht nachgeben willst, einer muß es ja wohl; also werde ich es sein. Kaufe einen recht hübschen Stoff, Dolly, nicht so billig, das kann ich nicht leiden und schreibe mir, wenn ich anprobieren soll. Aber einen geschlossenen Brief, und ich stelle die Bedingung, um diese Zeit, nicht etwa, daß ich andere hier treffe."

Dora dachte im stillen, daß die Zeit eigentlich von ihr abhängen müßte, aber sie sagte nichts.

Während die Rätin mit einem wahrhaft beneidenswerten Behagen aß, sagte sie: „Also Sendens lassen bei dir

arbeiten. Eigentlich taktlos gegen mich. Wie sind sie denn zu dir, wie behandeln sie dich?“

„Ganz unverändert. Erna hat mir sogar das letztemal ein Veilchensträußchen mitgebracht.“

„Du bist wohl sehr billig?“

Dora errötete. „Sie ist doch meine Freundin und so dankbar für das bißchen Mühe, das ich mir mit ihren Sachen gebe.“

„Dacht' ich es mir doch! Sendens wissen immer, wie sie sich am vorteilhaftesten zu drehen haben. Dabei ist das Volk geizig — unanständig geizig.“

„Ich glaube eher, daß sie es nicht haben, Mama. Frau von Senden machte wenigstens ähnliche Andeutungen zu mir.“

„Glaub das nicht, Dolly, glaub das nicht! Geizig sind sie! Haben sie dir nichts — nichts von mir gesagt?“

„Doch, Mama, wenn du die vierzig Mark meinst, die haben sie mir von der Rechnung abgezogen.“

„Höre, Dolly, das ist schmutzig, einfach schmutzig! Halb umsonst arbeiten lassen und dann noch Abzüge machen! Konnten sie nicht warten bis ich es zurückgab? Mißtrauen sie mir etwa? Ich sage dir, ich finde das ordinär.“

Die Rätin war heiligen Zornes voll, Dora lachte. „Laß es gut sein, Mama, die Sache ist erledigt. Übrigens mit welchem Recht sollen andere für uns Opfer bringen?“

„Auf diese noble Weise wirst du ja wohl bald Bankerott machen,“ grollte Frau von Lindeck. Dann fiel ihr ein, daß sie eigentlich von ihrem Standpunkt aus anders sprechen sollte. Sie trank hastig ein Glas Wein und fächelte sich Kühlung.

„Hast du gehört,“ begann sie nach einer Pause, „welch Glück Anny von Scholl gehabt hat? Nein? — Nun, ich für meine Person habe die schnippische, fuchsrote Person nie hübsch gefunden, keiner von uns; sie war ja auch schon reichlich fünfundzwanzig — da lernt sie in diesem Winter einen steinreichen Grafen Ribo kennen, Majoratsherr, er verliebt sich in sie und heiratet sie vom Fleck weg. Das ist Glück, was? Ja, ich habe nicht solch Glück gehabt! Du, meine arme

Dolly, warst viel hübscher und sitzest nun hier als Schneiderin! Mein Gott, es könnte einem das Herz brechen."

„Das freut mich recht für Anny, Mama, ich glaube, es ging ihnen nicht allzu gut. Hoffentlich wird sie glücklich mit ihrem Grafen."

„Glücklich? — Hochmütig ist sie geworden; es soll zum Lachen sein, meinte Frau von Seefeld. Ja, es ist herzbrechend, wenn man dann dabei an dich und Jella denken muß."

„Wie geht es Jella, Mama?" fragte Dora ahnungslos.

„Jella? — Ja, weißt du denn von nichts?"

„Woher sollte ich; ich bin ja die Ausgestoßene, die Paria."

Frau von Lindeck rückte sich bequem in der Sofaecke zurecht. Sie liebte im allgemeinen einen kleinen Klatsch und stritt es auch gar nicht; jemand eine aufregende Neuigkeit mitzuteilen, prickelte ihr selbst angenehm in den Nerven. So erzählte sie nun ihrer aufhorchenden Tochter umständlich mit einigen kleinen, halb unbewußten Ausschmückungen alles, was sie wußte, und da sie es durch die Seefeld erfahren, fehlte eigentlich nichts daran.

Dora war aufgesprungen und lief aufgeregt im Zimmer umher, ihre Wangen brannten. „Aber um Gottes willen, das ist ja nicht möglich, Mama! Jella — meine arme Jella! Und Axel — ich darf gar nicht daran denken."

„Du bedauerst sie noch?" fragte die Rätin erstaunt. „Ich finde, da hat es mit dem Bedauern ein Ende."

„Weißt du, wie ihr zumute ist — weißt du, wie ihr zumute war, Mama? Die Majorin ist immer hart gegen sie gewesen, nie ein bißchen Nachgiebigkeit, nie ein bißchen Liebe! O, warum ist sie nicht zu mir gekommen!" Und Dora setzte sich hin und vergoß heiße Tränen über das Schicksal der Freundin.

„Ich bin fest überzeugt, daß er ein Jude ist, ganz fest," begann die Rätin nach einer Pause kopfnickend. „Glaubst du es nicht auch? Erstens haben die heutzutage das meiste Geld, und zweitens geben sie sich die größte Mühe um ein

Mädchen unseres Standes, das schmeichelt ihrer Eitelkeit. Hans glaubt es auch. Das ist wirklich das Schrecklichste dabei."

„O, Mama," sagte Dora weinend, „warum nehmt ihr gleich das Schlimmste an! Vielleicht sitzt Jella irgendwo unglücklich, verlassen, verbittert! Ich will alles versuchen, um sie zu finden."

„Ihrem Charakter nach glaube ich das nicht, Kind. Sie hat schon aus Ärger alles getan, um ihren Verwandten in das Gesicht zu schlagen. Und wenn sie dich finden will, weiß sie ja, wo du wohnst."

Aber damit beruhigte sich Dora nicht. Vielleicht wartete Jella auf einen Freundesruf, vielleicht stand sie schon einmal sehnsüchtig vor ihrer Türe, und niemand war da, der ihr öffnete.

Sie rang außer sich die Hände. Wie mochte Axel leiden! Hätte sie nur eine Stunde an seiner Seite sein können, ihn zu trösten, aufzurichten. Einmal in der qualvollen, schlaflosen Nacht dachte sie daran, zu ihm zu gehen, dann setzte sie in Gedanken ein Inserat an Jella auf, das sie zu sich rief. — Das Inserat wurde am andern Morgen abgeschickt, in die gelesensten Zeitungen; der Besuch unterblieb. Sie hatte kein Recht, alte Wunden wieder aufzureißen.

Und nun wartete sie Tag für Tag auf irgend ein Lebenszeichen von Jella, aber so viele ihrer auch hingingen, es kam nichts — nichts.

XXIII.

In der Mitte Prinz Alfred, rechts Graf Zerlani, links Hans von Lindeck, so zogen sie, von einer solennen Kneiperei kommend, durch die Straßen der Stadt in animiertester Stimmung. Als sie in die Kronenstraße einbogen, fiel dem Grafen plötzlich etwas ein. „Höre, Lindeck, hier irgendwo herum muß ein ganz reizender Käfer wohnen, ich bin ihm heut mittag nachgerannt, ohne doch nahe kommen zu

können. Das Gesicht habe ich nicht genau gesehen, aber Figur, Haltung, der blonde Nackenknoten, ich sage dir, einfach superb."

„Wenn du das Gesicht nicht gesehen hast, kann es ebenso gut ein Reinfall sein," meinte Hans lachend.

„Nee, nee, da kenn ich mich schon aus. In eins von diesen Häusern ging sie — laß mal sehen . . ."

Er warf das Monokel ins linke Auge und betrachtete die Häuser auf und ab, die in dem unsicheren Halblicht der Laternen einander ziemlich ähnlich sahen.

„Mein Gott, Zerlani, glaubst du, daß deine Schöne um diese Zeit etwa nach dir ausspäht? Es ist bald Mitternacht," neckte der kleine Prinz. „Ich glaube dir nicht, daß du einen vierundzwanzigstündigen Eindruck gemacht hast. Noch dazu von rückwärts."

„Wenn sie von dieser Sitzung wüßte, würde sie dich schon dick bekommen," spöttelte Hans. „Deinem roten, dicken Gesicht sieht man die schwere Sitzung am meisten an." Und er strich sich gewohnheitsmäßig den langen blonden Schnurrbart aufwärts. Daß er, trotz Prinz und Graf, unter seinen beiden Freunden die beste Figur machte, wußte er genugsam.

„Wollt ihr mich nun auch einmal zu Worte kommen lassen?" fragte Zerlani, stehen bleibend und mit seinem Stock herumfuchtelnd. „Ihr bringt mich ganz aus dem Text."

„Ja, wenn du Reden halten willst!"

„Ach was, Reden! — Ich wollte nur sagen, die Dame hatte von seitwärts eine gewisse Ähnlichkeit mit dir, Lindeck."

Der Prinz lachte aus vollem Halse.

„Hat man je solchen Unsinn gehört!" sagte Hans wegwerfend.

„Ja, und dann — dann ging ich ihr nach bis an das Haus, in dem sie verschwand — und da hing an der Haustür ein Schild, groß, schwarz mit Gold — darauf stand: D. von Lindeck. Modistin. — Modistin ist ja wohl Schneiderin — oder Putzmacherin, oder irgend so ein Gewürm."

„Du bist betrunken," sagte Hans überlegen und gab seinem Schnurrbart wieder einen Ruck. Da er sich auf diesen Moment längst vorbereitet hatte, fand er ihn gewappnet. „Unser Name! — Ich sage dir, Zerlani, du hast einen Mordsaffen, hast ihn wohl schon heut mittag gehabt?"

„Willst du mich beleidigen, Lindeck?" brauste der andere auf.

Prinz Alfred lachte, daß er sich schüttelte, er hatte stets sein Gaudium, wenn sich andere zankten. „Seid keine Frösche, Kinder," begann er endlich gutmütig. „Ich wüßte nicht, was uns wurschter sein könnte, als ein Schild an irgend einer Haustür."

„Er zieht meine Glaubwürdigkeit in Zweifel," pustete Zerlani wütend.

„Fällt mir gar nicht ein! Nur dies gesuchte Zusammenwerfen von Halluzinationen," entgegnete Hans trocken. „Was hat meine Familie mit Hausschildern und Näherinnen zu schaffen."

„Ihr sollt aber konstatieren, daß ich recht habe." Und der dicke Zerlani, Feuer und Flamme geworden, schleppte seine Zechgenossen von Haustür zu Haustür, bis er endlich die richtige gefunden hatte.

„Er hat einen gehörigen Affen," flüsterte Hans halblachend dem Prinzen zu, „lassen wir ihn."

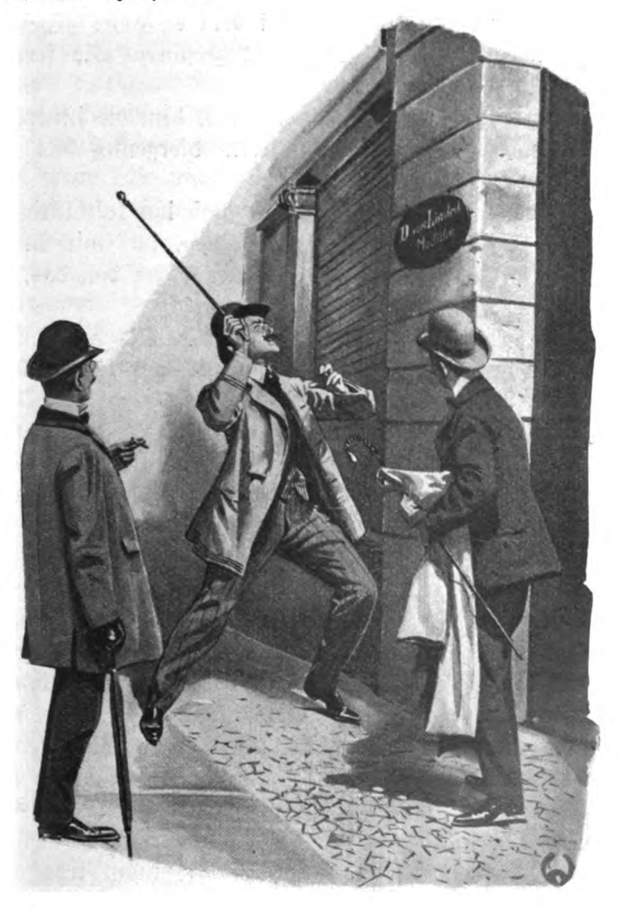
In demselben Augenblick ertönte das Triumphgebrüll des Dicken. „Wer wagt nun noch an mir zu zweifeln?"

Richtig, da stand auf einem länglichrunden Schild, auf schwarzem Grund mit goldenen Buchstaben: D. von Lindeck. Modistin. Eine Gasflamme war so gefällig, ihr zuckendes Licht gerade über den Namen zu werfen.

„Vielleicht ist es eine Verwandte von dir, Lindeck! Parbleu, schön und vornehm genug war die Person dazu."

Hansens Gesicht verzerrte sich vor Wut. „Unser Stammbaum weist keinen derartigen Zweig auf, merk dir das, Zerlani," stieß er heiser heraus. „Diese Person kann eine Betrügerin sein, eine Lindeck ist sie nicht." Und dann flog der schwere Silberknopf seines Stockes mit voller Wucht auf das

Schild und zerschmetterte es. Glassplitter stiebten nach allen Seiten. „So habe ich ihn zermalmt," sagte er mit unaussprechlichem Hochmut.



Die beiden anderen wollten sich totlachen. Prinz Alfred hielt es aber doch für geraten, sich umzuschauen, ob nicht ein Nachtwächter Zeuge dieses Gewaltaktes gewesen, der ihnen unbequem werden konnte. Doch niemand zeigte sich. Dagegen löste sich plötzlich aus dem Schatten des Nachbarhauses

die schlanke Gestalt eines Herrn, der geradeswegs auf die lärmende Gruppe zutrat.

„Schämen Sie sich nicht, meine Herren?“ sagte er in ruhigem, aber bestimmtem Ton, indem er Hans gegenüber stehen blieb. „Mit welchem Recht zerstören Sie fremdes Eigentum?“

„Was will der Kerl?“ schrie Hans, dem die innere Erregung im Verein mit dem starken Biergenuß das Blut rascher durch die Adern trieb.

Werner — denn er war es — maß ihn kaltblütig von Kopf bis Fuß: „Zunächst Sie ersuchen, mit mir in höflicherem Ton zu sprechen, dann Ihnen sagen, daß das, was Sie soeben getan, Ihrer unwürdig war!“

„Was, zum Donnerwetter, geht das Sie an?“ Hans hatte sich von der Gruppe getrennt und war einen Schritt auf seinen Gegner zugetreten.

„Sie selbst haben sich in die Lage gebracht, daß auch ein unbeteiligter Dritter alle Veranlassung hat, Sie auf das Unangemessene, ja, auf das Unpassende Ihrer Handlungsweise aufmerksam zu machen.“

„Herr . . .“ brüllte Hans rasend vor Wut, bereit, sich auf seinen Gegner zu stürzen.

„Hören Sie mal, Männeken,“ sagte Graf Zerlani nähertretend und wog in nicht mißzuverstehender Weise seinen Stock in den Händen, während er sich mit Ostentation des gemeinsten Berliner Jargons befleißigte, wie immer, wenn er unangenehm werden wollte, „nu drücken Sie sich aber, und das etwas plötzlich, sonst könnte es die schönsten Keile geben.“

Alfred Werner betrachtete sich die drei, nach der neuesten Mode gekleideten, ihre vornehme Abstammung trotz allem deutlich zur Schau tragenden Herren mit sarkastischem Lächeln, dann sagte er: „Nur zu, meine Herren! Drei gegen einen ist zwar etwas viel, aber der heldenmütigen Handlung ganz gleichwertig, die ich leider eben gezwungen war mit anzusehen.“

Prinz Alfred als der Nüchternste meinte halblaut:

„Laßt den Kerl laufen. Besudeln wir uns nicht mit so einem schmutzigen Krakeel.“ Aber Hans war nicht zu bändigen.

„Ich frage Sie noch einmal: Was geht Sie das an, was wir hier tun und treiben? Ich kann die Schilder der ganzen Stadt zertrümmern, wenn ich nachher nur das Strafmandat bezahle und die Kosten ersetze.“

„Was Sie eben doch — nebenbei gesagt — nie tun würden, wenn Sie nicht bei Ihrem sauberen Treiben abgefaßt würden. — Was Sie hindern sollte, junger Herr? Die Achtung vor fremdem Recht, das Sie anscheinend ohne Skrupel verletzen, Ihre Bildung und Erziehung, die Sie verleugnen und vor allem die Scheu, sich, Ihren Stand und vielleicht Ihre Stellung vor sich selbst und in den Augen der Welt durch solche Brutalitäten herabzuwürdigen. Übrigens waren Ihre Worte vorher fast schlimmer als Ihre Tat. Ein schutzloses Weib zu beschimpfen, ist nicht ritterlich.“



„Der Kerl wird frech,“ brüllte Hans und versuchte mit dem Stock auf ihn einzudringen. Die beiden anderen hielten ihn zurück. „Mein Herr,“ sagte Graf Zerlani endlich, indem er sich möglichsten Halt zu geben suchte, „Ihre Beleidigungen

fordern Blut. Hier ist meine Karte — ich bitte um die Ihrige — vorausgesetzt, daß sie satisfaktionsfähig sind."

Ruhig wies Werner die ihm präsentierte Karte zurück. „Ich danke, mein Herr, ich bin nicht neugierig, Ihren Namen kennen zu lernen. Derselbe möchte sonst, in Erinnerung an diese Stunde, in unverdient üblem Andenken bei mir haften bleiben. Ich habe Ihnen zu meinem Bedauern eine Lehre geben müssen — nun sind wir fertig miteinander."

„Er will kneifen," sagte Prinz Alfred mit unsäglicher Verachtung. „Komm, Lindeck, jedes Wort ist da schade."

Aber Hans ließ nicht nach, er schäumte vor Wut. „Sie werden sich mir stellen, mein Herr, oder ich nenne Sie einen Lumpen."

Werners Ton klang vielleicht eine Idee schärfer, als er erwiderte: „Denken Sie über mich, was Sie wollen. Die Probe Ihres Urteils vorhin macht mich unempfindlich gegen Ihre Worte. Ich lege keinen Wert auf Ihre Meinung."

„Feigling!" schrie Hans wieder.

Da trat Werner dem Tobenden ganz nahe, seine Augen funkelten. „Nun ist es genug! Sie sind betrunken, mein Herr!" sagte er halblaut, aber mit schneidender Schärfe. „Wenn Sie morgen nüchtern sein werden, so fragen Sie sich, ob ich Veranlassung habe, mein und Ihr Leben aufs Spiel zu setzen, weil Sie sich ungebührlich benehmen. Ich meinerseits habe noch Pflichten zu erfüllen, die mir den Wert des Lebens höher stellen!" Nach diesen Worten drehte er sich kurz um und setzte seinen Weg fort.

Ein gewisses Etwas in Ton und Haltung machte auf die drei, die er stehen ließ, einen unwillkürlichen Eindruck, der sie bestimmte, ihm nicht zu folgen. Prinz Alfred und Zerlani nahmen Hans in ihre Mitte. Nach wenigen Minuten war es wieder still in der Kronenstraße.

Droben im Hause war längst ein Fenster geöffnet, angstvoll schauten Dora und Frau Werner auf die Streitenden. Erst als alles still war, kam die alte Frau zitternd auf die Straße.

„Um Gottes willen, Alfred, was hattest du vor?" fragte sie und hing sich an seinen Arm.

Er wies auf die Glassplitter, das zertrümmerte Schild. „Böse Buben, denen ich eine Lektion geben mußte, nichts weiter, Mütterchen."

„Wir haben uns so furchtbar geängstigt. Weißt du, wer der eine war? Der Referendar von Lindeck, Doras Bruder."

„Ah, nun begreife ich."

„Aber wird das nicht etwa noch Folgen haben? Ach Gott, Alfred, ich zittere um dich."

„Wahrhaftig, das hast du nicht nötig, Mutter."

„Sagst du mir auch die Wahrheit?"

Er fühlte, wie sie bebte und ihm zärtlich leise über den Rockärmel strich.. In dem hellen Licht sah er auch die Blässe ihres alten, verängstigten Gesichts.

„Liebe Mutter," sagte er ernst, „nimm es nur als Tatsache, daß du in diesem Punkt einen Sohn hast, den seinesgleichen vielleicht über die Achseln ansehen. Trotzdem schäme ich mich nie und nirgends, mich zu meiner Überzeugung offen zu bekennen. Das Leben in die Schanze schlagen für etwas, das ich höher stelle als mich selbst, zauderte ich wohl keinen Augenblick, aber für etwas, das dem nicht gleichsteht, dazu fühle ich mich nicht berechtigt."

„Wie glücklich fühle ich mich, Alfred, daß du so denkst! Wir ängstigten uns so um dich, Dora und ich." Sie weinte leise, kaum hörbar vor sich hin, die Angst löste sich ein wenig von ihrem gefolterten Herzen.

„Mein liebes Mütterchen, beruhige dich doch! Ich habe dich lieb, ich schulde dir Dank für alles, was du mir im Leben erwiesen. Ich werde niemals herz- und gewissenlos gegen dich handeln!" — Nach einer kleinen Pause fuhr er nachdenklich fort: „Wie habe ich mich im fremden Lande nach Deutschland gesehnt! Man ist nie ein größerer Patriot als im Auslande. Nun ich aber zurück bin, gefällt mir manches nicht. Ich werde nicht so recht heimisch. Das klingt wunderlich, ist aber so. Häufig begegne ich einer Engherzigkeit

und Kleinlichkeit, die mich abstößt, selten kommt die Individualität des Einzelnen zum Durchbruch. Warum streben wir nicht nach freierer Auffassung, größerer Toleranz; dann erst würden wir uns völlig entwickeln."

„Ja, ja, du magst ja recht haben, lieber Junge, aber wer kann das ändern," sagte Frau Werner zögernd und streichelte ihn wieder.

„Ich wünschte, ich könnte es! Aber weil das unmöglich ist, darum verkehre ich auch nicht mehr in meinen alten Kreisen, wie du mir so oft rätst, Mutter. Was wäre ich unter meinen alten Kameraden! Ich, der Mann der Arbeit. Ein Deklassierter! Ein heimlich Mißachteter!"

„Ein Deklassierter!" sagte sie empört, dies Wort aufgreifend. „Du, der du freiwillig auf alles verzichtetest, hingingst, um zu lernen, zu arbeiten, und nun für deine Mutter sorgst . . ."

„Ja," lachte er heiter auf sie herab, „aber der Schein fehlt, Mutter! An so einem einfachen Arbeiter gibt es gar nichts, rein gar nichts Besonderes! Er tut seine Pflicht — und damit basta. Wofür sollte man ihn auch bevorzugen, oder weshalb ihn gleichstellen mit den sogenannten höheren Klassen, denen ja ihre Aureole auch nicht leicht gemacht wird, weil sie sich dieselbe meist mit Entbehrungen erkaufen müssen. Und nun sind wir zu Hause, geh sorglos schlafen, Mütterchen, es ist schon spät."

„Ich wünschte, Dora hätte dich eben reden hören," sagte sie ganz nachdenklich. „Die ist auch anders wie ihre Kreise, das weiß Gott. Ihr würdet euch gut verstehen."

„Wer weiß!" meinte er achselzuckend. „Ganz tief im Herzen sitzt ihr doch am Ende der Tick, der ihr meine Ansichten als shocking erscheinen lassen würde."

„Beweist sie das durch ihre Handlungsweise?"

„Ja, ich gebe dir zu, die ist sehr anerkennenswert, besonders nach dem Pröbchen, das heut ein Mitglied ihrer Familie geliefert hat. Armes Mädchen! Sie wird einen dornigen Weg zu gehen haben." —

Frau Werner lief am nächsten Vormittage zu Dora, um ihr Beruhigung zu bringen, dann aber hing sie sich während der nächsten drei Tage mit der spürenden Angst der Mutter, die ihr Letztes zu verlieren fürchtet, an des Sohnes Fersen. Es konnte doch sein, er hatte sie aus Liebe belogen! — Aber Gott sei Dank, die drei Tage vergingen — die ganze Woche — da atmete sie auf und lud Dora am Sonntag zu sich zum Kaffee.

Und Dora kam gern. Die Sonntage mit ihrer Stille und Ruhe waren ihr furchtbar, alles wachte da wieder auf und quälte sie, was sie mühsam im Getriebe des Alltags unterdrückte. Stundenlang saß sie dann und grübelte über Axels und Jellas Los nach, bis ihr ein Fieber durch die Adern rann, und sie sich zu einem einsamen Spaziergang aufraffte, der ihr weder Zerstreuung noch Erquickung brachte. Manchmal hatte sie einen Heißhunger nach Menschen, aber sie war zu stolz, diesem Drange nachzugeben und sich Abweisungen auszusetzen, denn weder Sendens noch sonst jemand hatte sie bisher zu sich eingeladen.

Sie zog sich an, um zu Werners zu gehen. „Wie häßlich ich geworden bin!“ dachte sie, vor dem Spiegel stehend und ihr blasses Gesicht betrachtend. „Ich bin ja noch jung, aber was für abscheuliche Merkmale hinterläßt der Kummer. Ich wünschte, ich hätte erst das ganze Leben hinter mir und wäre alt und grau — oder tot — ja, noch lieber tot!“ — —

„Ich habe Ihnen noch zu danken,“ sagte sie eine Stunde später, als sie bei Werners eintrat und reichte Alfred mit einfacher Herzlichkeit die Hand. „Sie nahmen sich meines Schildes an, also indirekt meiner Person. Ich — kenne meinen — Bruder,“ setzte sie zögernd hinzu, während eine feine Röte in ihr Gesicht stieg, aber sie wollte ihn nicht verleugnen.

Er nahm die Hand und drückte sie ruhig. „Keine Ursache. Ich hätte es in jedem Fall so gehalten, auch wenn ich die Besitzerin des Schildes nicht gekannt hätte. Daß es Ihr Bruder war, gnädiges Fräulein, entschuldigt vielleicht etwas.“

„Meine Familie war sehr gegen meinen Entschluß." Sie schlug die Augen nieder. „Hans leitete der Zorn, glaube ich."

„Und mißverstandene Ehrsucht, vielleicht auch etwas die momentane Erregung. Aber lassen wir die unliebsame Erinnerung, es wird Sie nur aufregen."

Sie sah ihn flüchtig, aber doch prüfend an. „Ich bin nur froh, daß keine weiteren Folgen entstanden sind. Mir war es so — ich verstand etwas Ähnliches wie — —"

„Wie eine Forderung," nahm er ihr die stockenden Worte vom Munde. „Ganz recht. Aber ich ging nicht darauf ein, ich verweigerte die Satisfaktion. Begreifen Sie das, Fräulein von Lindeck?"

Sie war dunkelrot geworden, Tradition und Axels Anschauungsweise, die ihr in Fleisch und Blut übergegangen war, regte sich in ihr. „Der hätte es nicht getan," dachte sie im stillen.

„Vielleicht ist es auch Mut — wenngleich ein anderer, — seinen Überzeugungen treu zu bleiben ohne Rücksicht auf die Beurteilung, die sie erfahren," sagte er nach einer kleinen Weile. Er wünschte, Dora solle ihn nicht in entstellendem Licht sehen.

Sie sah zu ihm auf. „Ach ja, damit haben Sie wohl recht!"

Sie sah so hübsch und mädchenhaft zart dabei aus, daß es ihm schwer wurde, sie gerade mit dem Kampf ums Dasein in Verbindung zu bringen, und er wußte doch ganz genau, wie viel sie zu besiegen gehabt hatte.

„Es ist traurig für die Jetztzeit," begann er, „daß sie gerade aus Ihrem Geschlecht heraus so viel Kämpfer fordert. Unsere, der Männer, Lebensaufgabe ist das von alters her, aber die Frau sollte billig verschont werden. Ihre Aufgabe sei das Hüten des Hauses. Es schneidet mir oft in das Herz, wenn ich an all den stumm getragenen Jammer denke, den so ein armes Weib mit sich allein auszumachen hat, ehe sie abgehärtet und dickhäutig genug ist, um sich stoisch in das zu ergeben, was sie nicht ändern kann."

Ihre Augen bekamen einen traurigen Ausdruck. Sie sah selbstvergessen an ihm vorüber in die Weite. „Sie sagen es selbst, wo der am schwersten zu überwindende Punkt unserer Selbständigkeit liegt. Wir sind zu leicht verletzlich von innen wie von außen; und so vieles ist wider uns, jeder Schritt kostet einen Schmerz. Das mag freilich nur von denen gelten, die nicht von Jugend auf dazu erzogen werden."

„Von den Deklassierten," meinte er mit leichtem Lächeln. „Mein gnädiges Fräulein, Sie dürfen mir den Ausdruck nicht übel nehmen, ich zähle mich auch unter diese. Äußere Erfolge verwischen Neigung und Erziehung doch nicht ganz. Es gibt Augenblicke . . . vielleicht kennen wir sie beide . . . Aber man darf ihnen nicht nachgeben, es ist auch ein Stolz: nützliches Mitglied der Menschheit zu sein."

Sie nickte mit einem kleinen Lächeln. Jedenfalls merkte sie die Absicht, sie über die Roheit ihres Bruders zu trösten und war ihm dankbar dafür. Je öfter sie ihn sah, desto sympathischer wurde er ihr, ohne daß es ihr jemals einfiel, zwischen ihm und den Herren ihrer früheren Kreise Parallelen zu ziehen.

XXIV.

Es war unverhältnismäßig heiß geworden. Dora saß tödlich ermattet in ihrem Empfangszimmer, körperliche Ruhe war in dieser, durch die herannahende Reisesaison, anstrengenden Zeit eine seltene Erholung für ihre geplagten Nerven. Spurlos waren die Kämpfe, die sie äußerlich und innerlich durchfochten, nicht an ihr vorübergegangen, sie sah angegriffen und müde aus, und Fellas Schweigen nagte nicht wenig an ihr.

Frau von Lindeck behauptete zwar, im Vergleich zu ihr führe ihre Tochter ein Götterleben. Ohne Sorge herrschend

über dienstbare Geister, fiele ihr der Verdienst eigentlich wie himmlisches Manna in den Schoß, so daß es nur ihre Pflicht wäre, recht mitteilsam damit zu sein. Aber Dora wußte es besser! Es gab vielen Ärger, manche Enttäuschung, erdrückend viel Arbeit und sehr unpünktliche Bezahlung selbst von Damen, die sich in glänzender Lebenslage befanden. Aber es war nicht ihre Manier, zu klagen! Sie hätte sich verachtet, wäre nur ein Seufzer gegen die Mutter über ihre Lippen gekommen.

Es klingelte. Sofort sprang sie auf und versuchte mit dem Taschentuch den Zug der Ermüdung von ihrem Gesicht zu wischen, den keine Kundin gern sieht, sie war allen absolutes Interesse schuldig.

Als Nanny die Dame hereinführte, ging Dora mit ausgestreckter Hand auf die einstige Freundin zu — Anny von Scholl, jetzige Gräfin Ribo. — „Wie freue ich mich . . .“ sagte sie, das weitere erstarb ihr auf den Lippen. Die Gräfin sah sie hochmütig von oben bis unten an.

„Ihr Atelier ist mir sehr gerühmt worden,“ sagte sie kühl, „und da ich in der nächsten Woche nach Ostende gehe, so entschloß ich mich — obgleich unsere Begegnung ja nicht ohne eine gewisse Peinlichkeit ist . . .“

„Keine Sorge, Frau Gräfin.“ — Dora richtete sich hoch auf; ihre Wangen brannten, und ihre Stimme zitterte ein wenig; allein das würde sie bald besiegen.

Die Gräfin setzte sich in den Fauteuil, der ihr am nächsten stand. „Es tut mir leid, Sie in so untergeordneten Verhältnissen wiederzufinden,“ sagte sie leichthin und wühlte in den Modebildern. „Aber schließlich kann mich das nicht abhalten; wenn Sie wirklich tüchtig sind, — und Sie werden gewiß gern jeden Verdienst mitnehmen.“

Dora schob die zerstreuten Blätter wieder zusammen, sie tat es ganz mechanisch, denn zum erstenmal fühlte sie sich wirklich herabgewürdigt und tief verletzt.

„Ich bin so sehr besetzt, daß es noch die Frage ist, Frau Gräfin, ob ich Ihren Wünschen nachkommen kann.“

„Ah — empfindlich!" sagte Anny mit einem gewissen impertinenten Lächeln, das Dora sehr ärgerte. „Aber Sie werden doch begreifen, daß wir Freundschaften nicht in ein Schneideratelier hinübernehmen können! Wohin sollte das führen."

„Es wäre mir sehr lieb, Frau Gräfin, wir blieben bei dem absolut Sachlichen. Meiner Begrüßung wegen muß ich mich freilich entschuldigen — aber Frau von Senden und Erna sind so liebenswürdig gegen mich, daß ich vergaß . . . bitte, womit kann ich also dienen?"

Die Gräfin lächelte, während sie mit ihrem langen Lorgnon die Tischplatte klopfte. „Ja, Sendens, — das mag ja sein. Aber ich! — Mein Mann redete mir gleich ab; er behauptete, die Scheidungsgrenze ließe sich da sehr schwer ziehen, weil der eine Teil naturgemäß dagegen sein würde."



Dora warf den Kopf auf. „Beruhigen Sie Ihren Gatten, Frau Gräfin; und noch einmal, kommen wir zum Ziel meine Zeit ist knapp."

Anny sah aus ihren schmalen, hochmütigen Augen unablässig beobachtend auf Dora. Sie hatte sich diesen Besuch mit einer gewissen Schadenfreude im Herzen gegönnt. Das schöne, elegante Mädchen gedemütigt, in der Erniedri-

gung zu sehen, wollte sie sich nicht versagen. Früher war sie die Unbeachtete gewesen, hatte zur Seite gestanden, wenn man Dora huldigte, nun hatte sich das Blatt gewandt! All die Freundlichkeit, die sie damals von der Lindeckschen Familie genossen, war nicht vergessen, fraß aber wie ein gelinder Haß am Herzen und zwang sie, Dora mit Genuß zu kränken, ihr wehe zu tun, indem sie den Abstand zwischen sich und ihr noch betonte.

„Warum weise ich ihr nicht die Türe," dachte Dora, die das fühlte und biß die Zähne zusammen. „Ohne sie kann ich auch existieren."

Aber da war der Stolz der Arbeitenden, der sich dagegen erhob. — „Sie soll den Triumph nicht erleben, daß ich mich weigere, daß ich ihr zeige, wie sie mich kränkt — ich wäre ja dann auch in meinen Augen eine Deklassierte . . ."

„Bitte, nehmen Sie mir also Maß."

Und nun maß und notierte sie, beugte sich wegen der Rocklänge zu Boden und ging scheinbar ganz in ihren Pflichten auf.

Mit einem Zug des Hohns um die Mundwinkel sah die ehemalige Freundin auf sie herab. „Auf einmal lachte sie laut auf. „Mein Gott, wie komisch das alles ist," sagte sie, das Spitzentuch gegen die Lippen pressend. „Ich ginge doch lieber ins Grab, ehe ich so was — so was täte!"

Aber Dora lachte nicht mit. Sie stand plötzlich hochaufgerichtet vor der Frau, die sie zu quälen versuchte und sagte mit blitzenden Augen: „Ich schäme mich nicht, eine Arbeitende zu sein! Glauben Sie auch nicht, daß Sie meinen Gleichmut mit Ihrem Spott erschüttern können, Frau Gräfin. Den einen bettet das Leben so, den andern so, wir haben uns darein zu schicken. Eins aber sehe ich ein, daß es taktvoller ist, wenn ich auf Ihre Kundschaft verzichte. — Und nun gehen Sie hin und erzählen Sie jedem, der es hören will, daß Dorothee von Lindeck Ihnen ein Kleid angemessen hat, und wie komisch das gewesen ist." Sie neigte

den Kopf und ging hinaus. „Unverschämt!“ wurde ihr nachgerufen, das verstand sie noch. . . .

Als die Nibo aber endlich gegangen war, da weinte Dora so maßlos und verzweifelt wie am ersten Abend in ihrem neuen Lebensberuf. Wie in einem Spiegelbild sah sie die Vergangenheit wieder, ihre Stellung, ihre geselligen Kreise . . . vorbei auf ewig! — Die ganze Kluft, die dazwischen gähnte, hatte sie noch nie so deutlich empfunden wie in dieser Stunde. — Schwach war sie doch nur, recht schwach. —

Frau Werner war gekommen, um Dora zu einer Erholung zu überreden, und diese willigte gern ein; sie fühlte, das ewige Alleinsein und Grübeln tat ihr gar nicht gut. Ein Besuch des Ausstellungsparks war verabredet, und Alfred sollte Dora nach Schluß ihres Arbeitstages abholen und sie zu seiner Mutter geleiten, die schon vorausgegangen war.

Zum erstenmal seit ihres Vaters Tode, daß sich das junge Mädchen wieder unter Menschen bewegen sollte! Sie konnte nicht hindern, daß das Blut mit einer gewissen Fröhlichkeit in ihren Adern klopfte. Die erschlaffende Hitze, die anstrengende Arbeit ließ sie sich nach einer Erholung sehnen. Und da sie niemand mehr besaß, weder Familie noch Freunde, war sie Werners für ihre Aufforderung wirklich dankbar.

Zum erstenmal, seitdem all das Schwere über sie hereingebrochen, empfand sie wieder den mädchenhaften Wunsch, gut auszusehen, zu gefallen. Weniger einem Einzelnen als sich selbst, und die Sorgfalt, die sie auf ihr Äußeres verwandte, machte ihr selbst Freude. Aber unwiederbringlich verloren war der zarte Jugendschmelz, der früher ihren Hauptreiz ausgemacht, mit eiserner Hand hatten Kummer, Sorge und Arbeit sich in dem feinen Gesicht eingezeichnet, den Flaum von den Wangen, den sorglosen Glanz aus den Augen gewischt. — Aber was sie an Schönheit verloren, hatte sie an seelischem Ausdruck gewonnen. Das Gesicht trug jetzt den Stempel einer willenskräftigen, mit vollem Bewußtsein auf dem rechten Wege befindlichen Frau. Fast

jeder richtete im Vorübergehen seine Augen auf die hohe schlanke Gestalt im einfachen weißen Wollkleid, als sie an Werners Seite den Ausstellungspark betrat. Die rauschende Musik, das Gedränge der vielen Menschen, die sich wie eine Mauer langsam vorwärts schoben, wirkte nach der langen Zeit äußerster Abgeschlossenheit zuerst beklemmend auf sie ein. Halb unbewußt legte sie einen Augenblick ihre Hand flüchtig auf seinen Arm.

„Es ist sehr voll hier," sagte sie gepreßt.

„Wir werden meine Mutter schon finden. Darf ich Ihnen den Arm geben, gnädiges Fräulein?"

Sie dankte hastig, denn in demselben Moment hatte sie Sendens gesehen, die an einem der runden Tische vor dem Café saßen, daneben ihre Mutter, die langstielige Lorgnette vor den Augen, mit heiterem Gesicht ins Gewühl starrend, und Frank, der die Mütze der Hitze wegen abgenommen, eine Hand im lockigen Haar vergraben hielt.

Dora schwoll das Herz als sie die Ihrigen erblickte. Sie nickte mit leicht geröteten Wangen hinüber, eine augenblickliche Stauung zwang sie, kaum zehn Schritt entfernt von dem Tisch stillzustehen. Hanna rief in ihrem lauten, kindischen Flüsterton, den Dora ganz deutlich zu hören glaubte: „Seht nur, da ist ja Dora!"

Die Schwester aber kniff sie mit einer Vehemenz in den Arm, daß das Mädchen dunkelrot wurde und sich energisch zur Wehr setzte. Die Köpfe der Geheimrätin und der Oberregierungsrätin fuhren mit einer Eilfertigkeit aufeinander zu, daß sie sich fast berührten, auch Erna beteiligte sich mit Eifer daran. Frank stützte den andern Ellenbogen auf und starrte, nun mit beiden Händen im Haar, krampfhaft geradeaus. Er und seine Mutter waren sehr rot geworden.

Man wollte sie also an jenem Tisch nicht sehen! An dem Tisch, vor dem die Ihrigen saßen, derer sie sich durch nichts anderes als durch ehrliche Arbeit unwert gemacht hatte, von deren Früchten mit zu zehren ihre Mutter aber

kein Bedenken trug. Sehr bittere, unkindliche Gedanken stiegen in Dora, die plötzlich tief erblaßt war, auf.

„Ich möchte nach Hause,“ sagte sie, die Hand an die Stirn führend. „Die vielen Menschen — der Lärm — die Luft hier . . .“

Alfred Werner hatte die kleine Szene wohl beobachtet, und seine Vermutung deckte sich mit der Wahrheit. Ein herzliches, ehrliches Mitleiden für das Mädchen regte sich in ihm.

„Durch! Mein gnädiges Fräulein,“ sagte er mit der sympathischen Stimme, die ihm eigen. „Ein schlechter Kämpfer, der umkehrt!“

Dora sah ihn an. Ganz selbstvergessen, halb unbewußt: „Ein Feigling!“ murmelte sie.

„Ganz recht, ein Feigling vor sich selber.“

Nun erst bekam ihr Blick Bewußtsein. „Konnten Sie kein freundlicheres Wort finden als diese Bestätigung?“ Und sie versuchte zu lächeln, aber ihre Lippen waren blaß.

„Ich habe niemals gefunden, daß eine Beschönigung fördert.“

„Ich glaube, Sie sind sehr hart,“ sagte Dora weitergehend, „und sehr anspruchsvoll an die Menschen.“

„Gewiß nicht,“ entgegnete er herzlich, und sie konnte aus seinem Blick die Bestätigung lesen. „Aber ich habe an mir selbst erfahren, daß ein schneller, scharfer und gründlicher Schnitt weniger schmerzt als ein fortgesetztes Nachgeben und Wühlen in einer Wunde.“

„Männerart,“ sagte sie kurz, fast unfreundlich.

„Im Gemütsleben wird kein großer Unterschied zwischen Mann und Frau sein.“

Sie schwieg. Im stillen war sie außer sich, daß Alfred Werner die kurze Szene gesehen und richtig verstanden hatte. Freilich konnte sie ihm das nicht als Schuld anrechnen, aber der Stachel blieb trotzdem. Wäre sie nur nicht mitgegangen! Sie konnte sich doch denken, daß ihr irgendwo eine Demütigung sicher war! Aber sie war nun einmal vertrauend und

gläubig, trotz aller Erfahrung, sobald es sich um Menschen handelte.

Schweigsam und gedrückt saß sie zwischen Werners, die sich alle Mühe gaben, sie aufzuheitern; ängstlich spähte sie in das Menschengewühl, ob vielleicht ihre Mutter oder Sendens vorüberkämen, und dieselbe Demütigung sich vor Frau Werner wiederholte. Aber es wurde dunkel, die elektrischen Lampen flammten auf, niemand kam, und Dora bekam allmählich ein Gefühl von Sicherheit.

Da ging plötzlich Hans hart an ihr vorüber, in Begleitung von Prinz Alfred und Graf Zerlani Beide Herren grüßten. Da Dora ihnen das Gesicht voll zuwandte, erkannten sie in ihr die Tochter des gastlichen Hauses wieder, in dem sie stets so bereitwillig aufgenommen waren. Hans dagegen sah seine Schwester mit Augen an, in denen der Zorn funkelte, ohne sich zu einem Gruß zu bequemen.

„Das war doch deine Schwester, Lindeck?“ fragte Zerlani verwundert. „Hast du sie nicht gesehen? Warum sitzt sie nicht bei deiner Mutter? Der Herr neben ihr sah mir höllisch bekannt aus, wer war doch das?“

„Da mußt du meine Schwester selbst fragen.“ Hans verzog höhnisch den Mund, so daß sein hübsches Gesicht einen recht häßlichen Ausdruck bekam. „Wenn Mädchen in ein gewisses Alter kommen, leiden sie meist an temporären Verrücktheiten, und wenn ein anständiger, erfahrener Mann ihnen die ausreden will, gibt es Krach. In diesem Zustand befinde ich mich zurzeit mit meiner Schwester. Verrückt! — Verrückt! — Ganz verrückt, sage ich euch!“

„War sie nicht verlobt?“

„Gewiß! — Aber ihr tätet mir einen großen Gefallen, wenn ihr mir jetzt mit Dolly nicht weiter die Laune verdürbet.“

„Wenn ich nur wüßte, woher ich den Kerl neben ihr kenne,“ meinte Zerlani nachdenklich, und plötzlich schrie er auf: „Ich hab's, ich hab's! Es ist derselbe, mit dem wir in jener Nacht vor dem Hause der kleinen Näherin Krakeel hatten. Das Großmaul, das nachher kniff, als es zum Aus-

trag kommen sollte. Lindeck, du bist es deiner Schwester schuldig, sie nicht in solcher Gesellschaft zu lassen. Tust du es nicht, gehe ich hin und kläre sie darüber auf, wer ihr Nachbar ist."

Hans war dunkelrot geworden. Das paßte gar nicht in seinen Kram. „Du irrst dich," sagte er entschieden. „Unter uns gesagt, wir hatten in jener Nacht einen Mordsrausch, der trübt das Erinnerungsvermögen. Und mit meinem Fräulein Schwester rede ich vorläufig kein Wort, mag sie sich mit ihrer Klugheit nur die Nase verbrennen." Er zog die Freunde weiter in den italienischen Weinausschank, eifrig bemüht, das Gespräch in andere Bahnen zu bringen, aber empörter denn je über Dora, die sich unterstand, ihre Familie so „an den Pranger zu stellen". Wie konnte sie wagen, sich öffentlich zu zeigen, und noch dazu in so obskurer Gesellschaft! Wenn er auch an Zerlanis Physiognomiengedächtnis zweifelte, so stand eins doch fest, Dolly hatte sich nicht mit andern „herumzutreiben", wie der liebenswürdige Bruder es bei sich nannte.

Frau von Lindeck war, wie immer bei einer lebhaften Familienerörterung, auf seiten ihres Sohnes. „Es war mir furchtbar peinlich, lieber Hans, unaussprechlich peinlich . . ." Sie rang die Hände und vergoß ein paar ihrer hübschen Tränen. „Aber was konnte ich machen? Sendens fanden übrigens mein Verhalten durchaus korrekt. Mein Gott, daß Dolly auch so taktlos sein konnte!"

Frank schwieg ganz still. Seit er die Schwester wiedergesehen, nagte die Sehnsucht nach ihr ganz unvernünftig an seinem jungen, weichen Herzen. Es war so schrecklich um ihn, seit sie gegangen! Keine Teilnahme, kein Verständnis, keine Gemütlichkeit. Er haßte jetzt beinahe sein Zuhause. Unordnung, Unpünktlichkeit, Gezänk den ganzen Tag. Wie anders war es früher gewesen! Aber natürlich, er war ein Lindeck, er mußte das alles klaglos tragen und nach wie vor von derjenigen fern bleiben, die den Namen entwürdigte. Gut, daß wenigstens niemand seine stillen Seufzer ahnte. —

Am Tage darauf — Dora hatte sich gerade bei offenen

Fenstern die große Stehlampe angezündet und ein Buch zur Hand genommen, eine seltene Erholung für sie, klingelte es laut an ihrer Entreetür. Sie ging selbst öffnen, denn Nanny war fort und trat erstaunt zurück, als sie den Referendar vor sich stehen sah.

„Du —“ sagte sie. „Du — kommst zu mir?“

Er warf die Tür ins Schloß. „Glaubst du, ich werde Mama schicken, wenn es sich darum handelt, dir eine Situation klar zu machen? Mama läßt sich leicht herumkriegen, aber ich — na, ich denke, wir kennen uns!“

„Beabsichtigst du, was du mir zu sagen hast, auf dem Korridor abzumachen?“ fragte sie kühl, denn sie sah aus seiner ganzen Haltung, daß er feindselig kam.

Er lachte kurz auf. „Nein. Vorausgesetzt, daß ich dich nicht störe. Mädchen in deinem Alter, die so selbständig sind, muß man allerdings erst danach fragen.“

Sie sah ihn mit flammenden Augen an. „Hans!“

Er war eingetreten und warf sich in den bequemen Fauteuil, behielt den Hut auf dem Kopf, schlug die Beine übereinander. „Dolly, es hat keinen Zweck, daß wir uns streiten, ich bin nur gekommen, um dir zu sagen, es geht einfach nicht, daß du Vergnügungsorte besuchst, an denen du uns treffen kannst, die Sache ist peinlich. Noch dazu, wenn du dich in obskurer Gesellschaft befindest. Zoologischer Garten, Ausstellung, Kroll müssen für dich ‚nicht existierende‘ Orte sein; verstehst du?“

Sie stand vor ihm, die Hand leicht auf die Tischplatte gestützt und sah ihn an. „Ich muß dir wirklich dankbar sein, daß du mir wenigstens meine Geschäftsgänge nicht schmälerst,“ sagte sie mit leisem Lächeln.

„Na ja, angenehm ist es ja auch nicht, dir in der Stadt zu begegnen,“ er umfaßte seinen elegant beschuhten Fuß mit beiden Händen und bog sich vornüber, „aber da muß man ja schließlich vernünftig sein. Nur wo tout Berlin ist, da darfst du nicht sein. Gehörst ja auch als Schneidermamsell nicht mehr hin, das siehst du doch ein.“

„Nein, mein lieber Hans, das sehe ich nicht ein.“ Sie

lächelte wieder. „Wenn man sich, wie ich, den ganzen Tag geplagt und gemüht hat, tut eine Erholung nicht allein not, sie ist auch Bedingung. Fürchtet ihr mir zu begegnen, so müßt ihr schon fortbleiben.“

Er riß Augen und Mund auf und sah sie fassungslos an. „Ich glaube, du bist verrückt,“ sagte er endlich wegwerfend. „Haben wir uns etwas zuschulden kommen lassen? Kann man auf uns zeigen, daß wir zum Proletariat herabgestiegen sind? Wir sind geblieben, was wir waren, nur du bist das schwarze Schaf, dessen wir uns zu schämen haben.“

Sie sah ihn spöttisch an. „Vielleicht würdest du im Punkt des Geldbeutels gern mit mir tauschen.“

Er schüttelte den Kopf. „Ein anständiger Pump ist

immer standesgemäß, was aber ist es mir dir? Schämen muß man sich deiner, Dolly."

Nun blitzte es in ihren Augen auf. „Verleugnet mich nur — beschimpft mich nur," stieß sie heraus, „deshalb bleibe ich doch, was ich bin, ein anständiges Mädchen, das sich keinem zur Last auf ehrliche Weise seinen Lebensunterhalt verdient. Meinen Stolz darüber wirst weder du noch einer eurer vorurteilsvollen Sippschaft beugen. Und wenn ihr mich seht, tut ruhig als ob ihr mich nicht kennt, ich kann es ertragen."

„Du hast einen großen Mund, Dolly, und taktlos bist du, wahrhaftig taktlos, wenn du unsern gerechten Wünschen nicht nachkommst. Na, überleg dir's — ich muß jetzt weg."

Sie war erstaunt, wie gemäßigt er sich noch benommen. Hatte die Anspielung auf ihren Geldbeutel das gemacht? Man konnte nicht wissen — Hans war klug. Abscheulich, daß man die Menschen so verächtlich zu sehen bekam! —

Vier Wochen später, im Hochsommer, erhielt Dora einen Brief ihrer Mutter.

„Liebes Kind. Ich reise nächste Woche nach Niederstetten, die Hitze ist ja hier nicht mehr zu ertragen. Mache mir doch eine hübsche ländliche Matinee, ein leichtes Sommerkleid und einen seidenen Unterrock. Es muß aber alles in acht Tagen fertig sein; so viel Zeit wird sich finden. Sonnabend komme ich zur Anprobe. Mit herzlichem Gruß
Deine Mutter."

Dora war sprachlos. Nach Niederstetten! Was mochte da vorgegangen sein? Ihnen allen war doch die Abneigung ihrer Mutter gegen die Familie des Schwagers reichlich bekannt.

Zwar seufzend, denn die Reisesaison stand in der Blüte, und sie mußte manche Nacht ihrer Arbeit opfern, aber doch ohne Widerrede sorgte Dora für das Verlangte, brennend neugierig, das Nähere durch die Mutter zu hören. Würde Frank in den Ferien nachkommen? Hing diese Reise mit

dessen Zukunft zusammen, und wo blieb er während der Wochen, die noch bis zu den Ferien fehlten?

Frau von Lindeck kam pünktlich, wie sie jede Abwechselung immer mit Freude ergriff. Anprobieren war ihr niemals eine Last, immer nur ein Vergnügen gewesen. Dora konnte ihre Ungeduld kaum zügeln, bis endlich alles abgetan, Mutter und Tochter ungestört beisammen saßen.

„Und nun sage mir endlich, liebe Mama, wie kommt es, daß du nach Niederstetten willst! Hat das einen besonderen Grund?“

Über der Rätin Gesicht glitt ein Zug des Unwillens. „Du bist gerade wie Hans. Grund? Ist meine Person nicht Grund genug? — An mich denkt natürlich niemand. Ich halte es aber in dieser Hitze hier nicht länger aus, ich muß frische Luft haben. Klaus ist der rechte Bruder meines Mannes, wenn er selbst nicht so viel Herz für die bedauernswerte Witwe hat, dann muß er eben dazu genötigt werden. Ich schrieb ihm also, daß ich kommen würde und am nächsten Sonnabend einen Wagen an der Bahn erwarte.“

„Aber Mama,“ meinte Dora zögernd, „du magst doch Tante Thilde gar nicht.“

Die Rätin schüttelte ausdrucksvoll den Kopf. „Das kommt nicht weiter in Betracht, Kind! Arme Menschen dürfen weder anspruchsvoll noch empfindlich sein, sondern müssen lernen Demütigungen in den Kauf zu nehmen. Ich bin aber arm. Klaus wird ja wohl meist ein Scheusal sein und Thilde stets unerträglich! Aber — sie führten immer einen guten Tisch, das muß man ihnen lassen. Und dann die gute Luft in Niederstetten. — Fort aus Berlin muß ich aber, und Auswahl habe ich nicht. Auch spare ich dabei, und da darf ich nach meinem Empfinden nicht viel fragen.“

„Und was soll aus Frank werden, Mama?“

Die Rätin sah ihre Tochter sehr erstaunt an. „Du tust gerade als ob er ein kleines Kind wäre, Dolly! Er bleibt natürlich hier! Anna ist ja da, und Hans — der kann auch einmal etwas für die Familie tun. — Die hundert Mark, die er mir gibt, reichen für die Haushaltungskosten; wenn

ich drei Monate fortbleibe, spare ich dreihundert Mark Pension. — Und ich muß wirklich einmal wieder Geld in Händen haben — es geht gar nicht anders. Deshalb reise ich ja nach Niederstetten."

Sie sah sehr bekümmert aus, aber auf ihre Tochter machte das nur geringen Eindruck, denn Dolly überschlug in Gedanken, daß das, was sie ihrer Mutter gegeben, doch dieser so sehr ersehnten Ersparnis fast gleich kam.

„Wenn man, wie ich, keinen Menschen hat, der einem auch nur fünf Pfennig borgt, wenn man für alles allein aufkommen muß, ist das Leben wirklich sehr schwer," fügte sie, gereizt über Doras Verstummen, in ärgerlichem Ton hinzu. „Du hast davon natürlich keine Ahnung, du hast ja Geld im Überfluß."

Immer noch schwieg Dora.

„Ich wollte dich eigentlich bitten, mir einstweilen das Reisegeld vorzustrecken, nachher gebe ich es dir zurück, aber du bist so — so zurückhaltend —"

„Wieviel brauchst du, Mama?"

„Fünfzig Mark, dachte ich." Die Rätin sah ihre Tochter ungewiß an; daß Dora etwas gegen sie hatte, fühlte sie wohl, aber nicht einmal kam ihr der Gedanke, sie könnte sich persönlich verletzt fühlen.

Dora gab das Geld, und Frau von Lindeck steckte es sehr vergnügt ein; daß das von Dollys Seite schweigend geschehen, darüber setzte sie sich schnell hinweg.

„Du bist wohl etwas abgespannt," sagte sie endlich. „Kein Wunder bei der Hitze! Wir leiden alle darunter. Darum muß ich auch Erholung haben. Versprich mir nur, daß alles zur Zeit fertig ist, denn ohne meine Sachen kann ich nicht reisen." —

Nach vierzehn Tagen war die Rätin fort, und Doras Gedanken kreisten recht häufig um das einsame Heim der Brüder. Wie mochte es dort zugehen! Sie hatte in letzter Zeit von seiten der Mutter Klagen über Klagen in bezug auf Anna gehört, nun war das Mädchen ohne Aufsicht — wenn es also wirklich so schlimm mit ihr war, dann mochte

alles drunter und drüber gehen. Wie gern hätte sie einmal nachgesehen, gebessert, ermahnt, aber ihr Selbstgefühl hielt sie doch von diesem Schritt zurück. Niemand wünschte ja ihre Einmischung, niemand kümmerte sich um sie; Hans hätte ihr wohl gar brüsk die Tür gewiesen, und Frank, ihr lieber, kleiner Frank, stand auch auf seiten der andern.

Eines Abends spät klingelte es bei ihr. Sie war ganz erschrocken, denn um diese Zeit pflegte sie niemand mehr aufzusuchen, aber ihr Schrecken wich bald grenzenlosem Staunen als sie Hansens etwas erhitztes hübsches Gesicht erblickte.

„Ja, da guckst du! Das glaube ich wohl, Dolly!“ sagte er, ihr liebenswürdig die Hand schüttelnd, und das Lachen beruhigte sie vollständig, denn im ersten Augenblick fürchtete sie Gott weiß was für einen Grund seines Kommens. „Aber ich habe wirklich ein ernstes Wort mit dir zu reden. Hast du was vor?“

„Jetzt? Abends um zehn Uhr?“ fragte sie vorwurfsvoll und setzte sich ihm erwartungsvoll gegenüber.

„Na ja, das ist für mich ein angebrochener Nachmittag — und wirklich — ich habe etwas Wichtiges —“

„Ist es etwas Unangenehmes?“ fragte sie beklommen.

„Gott bewahre! — Höchstens für mich! — Siehst du, Dolly, Prinz Alfred hat Zerlani und mich zu einem Aufenthalt auf seinem Schloß eingeladen. Riesig feudal da alles und immerhin eine große Auszeichnung für deinen cher frère. Ich werde das schon an meiner Karriere später merken, aber — 's Moos fehlt mir. Mit leeren Taschen kann ich da doch nicht hin, na, da dachte ich — du verdienst mit dem Plunder ja ganz hübsch, wenn's auch unstandesgemäß ist — du könntest mir eigentlich was borgen.“

Sie sah ihn prüfend an. „Das Geld der Schneiderin...“ sagte sie mit ganz leisem Spott.

„Non olet! Non olet!“ fiel er ihr rasch ins Wort. „Wer weiß das besser als ich. Rück nur heraus, Dolly. Sagen wir — dreihundert Mark.“

Sie schüttelte den Kopf. „So viel kann ich dir nicht geben.“

„Nicht? Und da tun sie, als ob du goldene Berge verdientest! Oder willst du nur nicht, Dolly? Bist du hartmäulig? Sag's nur ehrlich, ich nehme es dir nicht einmal übel."

Sie lachte über die Bonhomie seiner Versicherung. „Weißt du, Hans, ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß dein Stolz jemals eine solche Anleihe bei mir zulassen würde."

„In Geldsachen hört der Stolz auf." Er brannte sich eine Zigarre an der Lampe an. „Du erlaubst doch. — Mir liegt übrigens sehr viel daran, mit dem Prinzen zu reisen, und — ihm kann ich nicht mehr damit kommen." Er sah sehr nachdenklich aus, so, als überlege er schon die nächsten Schritte. „Sei ein vernünftiges Mädel, Dolly, gib her, was du kannst — zweihundert Mark."

„Hundert!" sagte sie mit einem leisen Seufzer. „Ich opfere dir damit einen Wunsch, für den ich lange gespart habe, denn ich habe ja auch noch Verpflichtungen."

„Her damit!" rief er vergnügt, ohne auf das andere zu hören. „Ich kann dir's ja wiedergeben — gelegentlich, Dolly."

Dora lächelte matt, diese Versprechungen kannte sie, denn indem sie ihrem Bruder das Geld gab, brachte sie ihm wirklich ein Opfer, obgleich er daran gar nicht zu denken schien. An Kleinem hatte sie abgespart, zusammengetragen, um sich dadurch in den Besitz eines in ihrer Wohnung durchaus notwendigen Gegenstandes zu setzen. Seit gestern war die Summe voll; sie freute sich daran, denn dies kleine Kapital erreichte sie durch manche Entsagung! Nun gab sie es fort — ohne Dank, ohne Anerkennung — das wußte sie wohl — und auf Nimmerwiedersehen. Ihrem Bruder zerrann das Geld unter den Händen, er hatte keine Ahnung von Sparen und Entsagen, ihm war es ein Nichts. Aber was half es! Sollte sie nein sagen? Das verbot ihr ihre Gutherzigkeit und auch eine kleine Regung von Eitelkeit. Zwar waren es die Erträgnisse ihrer sauren Arbeit, aber doch ihr Eigentum, mit dem sie andere unterstützen konnte. — Und so gab sie es denn hin, lächelnd und seufzend zu gleicher Zeit.

„Famos! Famos!" rief Hans und drückte den Hut wie-

der auf den Kopf. „Schade, daß es nicht mehr ist! Adieu, Dolly! Morgen abend reisen wir."

Er bedankte sich nicht einmal. — Ihr fuhr durch den Sinn, daß sie einmal von Drohnen und Arbeitsbienen gelesen. Wahrscheinlich mußte es so sein in der Schöpfung, daß die letzteren der ersteren wegen da waren. Hans gehörte zu den ersteren, das war nun einmal nicht zu ändern, vermutlich hatte das Leben sie deshalb als Arbeitsbiene neben ihn gestellt.

Schon im Begriff zu gehen, hielt sie ihn noch einmal zurück. „Was wird denn aus Frank, Hans?"

Er sah sie sehr erstaunt an. „Der Bengel wird nicht umkommen! Anna ist ja da."

„Aber Mama rechnete doch auf deine hundert Mark für die Wirtschaft."

„Ja, Mama! Mama rechnet stets auf andere Leute! Müssen sie eben nach Niederstetten schreiben. Ich kann doch nicht mit meinen paar Groschen für den Haushalt hier einstehen?"

„Aber Frank, der arme Junge, ist doch auf euch angewiesen."

„Verhungern wird er schon nicht, zum Donnerwetter," meinte Hans, dem darum zu tun war, schleunigst wegzukommen. „Tu ein übriges, Dolly, und schau dich in den nächsten Tagen einmal nach ihm um. Du kannst ja auch nach Niederstetten schreiben. Aber komm nur abends, hörst du? Adieu! Adieu!" Damit lief er heiter pfeifend die Treppen herab.

Wieder seufzte Dora. Durch ihre Selbständigkeit war sie nicht den Familienbanden entflohen, im Gegenteil, sie trug schwer daran, und die Sorge um Frank ließ ihr jetzt schon gar keine Ruhe. Sie kannte am besten sein leidenschaftliches, aber doch so weiches Naturell, das jede Vernachlässigung bitter empfand. Vernachlässigten ihn die Seinen nicht jetzt? Jeder ging seinem Vergnügen nach, an ihn dachte keiner! Und gerade er, der einst am meisten an ihr gehangen, er kam nicht zu ihr! Die Mutter, Hans, jeder hatte schon auf eigene Hand

den Weg zu der Verstoßenen gefunden, wenn auch Eigennutz die Triebfeder gewesen, nur Frank kam nicht. — Freilich kannte er wohl noch nicht den krassen Eigennutz der andern, aber auch sein Herz mußte für die Schwester ganz verstummt sein. Wie mochte es ihm gehen, so allein und verlassen wie er war!

Drei Tage hielt sie es noch aus. Hans mußte längst fort sein, wenn er ihr die Wahrheit erzählt; und plötzlich sprang sie von ihrem gedeckten Eßtisch auf, griff nach Hut und Handschuhen und lief trotz Hitze und Arbeit davon. Ihr war auf einmal gewesen, als sähe sie ein blasses Knabengesicht mit hungrigen Augen auf ihren gefüllten Teller blicken.

„Ich bin ja närrisch," sagte sie sich, in eiligem Schritt die Straße hinuntergehend, „aber diese Hirngespinste quälen mich so lange, bis ich mit eigenen Augen gesehen und mich eines Bessern belehrt habe."

Als sie im Hause die Treppe hinaufstieg, tönten ihr schon auf der zweiten Etage heftige, zankende Stimmen entgegen. Kein Zweifel, das war Frank und Anna. Wie häßlich das laute, keifende Organ des Mädchens und dazwischen die überschlagende, wütende Knabenstimme. Sie lief schon mehr die letzten Treppen hinauf, aber sie mußte zweimal klingeln, bis endlich die Korridortür mit einem Ruck aufflog und das helle Licht auf Franks rotes, wutentstelltes Gesicht fiel. Er hatte offenbar für den unwillkommenen Störenfried ein heftiges Wort auf der Zunge gehabt, jetzt blieb es ungesprochen, er starrte auf die Schwester als habe er eine Erscheinung. Auch sie schwieg. Das Herz klopfte ihr stürmisch vom heftigen Lauf und dem endlichen Wiedersehen.

Das absolute Schweigen beunruhigte Anna, sie steckte einen ungekämmten Kopf zur Küchentür hinaus, dem bald ihre ganze vernachlässigte Gestalt folgte.

„Ach, das gnädige Fräulein," sagte sie weinerlich und griff nach dem Schürzenzipfel, denn Doras ungeahnte Gegenwart rief Scham und all das Gute und Anhängliche, das sie im Grunde ihres Herzens besaß, gewaltsam wach. Zu-

dem fühlte sie ganz genau, wie wenig Vertrauenerweckendes ihre Person in diesem Augenblick darbot. Die Beschämung ersparte ihr Dora nun auch nicht, sie trat in das Helle und sah das Mädchen mit großen, erstaunten Augen an. „Ach, gnädiges Fräulein — wie gut, daß Sie wieder hier sind —" und Anna brach in beschämtes Weinen aus.

Als Frank die Reue und Hilflosigkeit seiner Gegnerin sah, hatte er nicht übel Lust, wieder auf sie einzufahren, aber Dora faßte ihn unter den Arm und zog ihn ins Eßzimmer.

„Mein lieber Frank," sagte sie zärtlich und strich über den Blondkopf, „da du nicht zu mir kamst, trieb es mich doch zu dir . . . jetzt wo du so allein bist . . ." Ihre Stimme hatte den alten, lieben, weichen Ton; etwas wie Schluchzen saß ihr in der Kehle.

Und Frank ging es nicht besser. „Dolly! Dolly! Meine alte Dolly!" — Wie im Traum klang es, und wie im Traum starrte er sie an. Jetzt, wo die Röte der Wut aus seinem Gesicht gewichen, sah sie, daß es blaß und eingefallen aussah, daß die Augen tief umschattet waren, und, was sie am meisten wunderte, daß er trotz der Hitze in schweren Winterkleidern steckte. Plötzlich richtete er sich lebhaft auf. „Woher wußtest du denn, daß ich allein bin, Dolly?"

„Von Mama und Hans."

Er sah grenzenlos erstaunt aus. „Ja, aber die reden doch nicht mehr mit dir."

Ein feines Rot stieg in ihr Gesicht. „Sie haben es doch getan, und deshalb bin ich eben hier, bei dir, und hoffe, du heißest mich jetzt auch willkommen."

Noch immer sah er sie an wie unbewußt, dann plötzlich warf er die Arme um ihren Hals. „Meine Alte," murmelte er erstickt, „meine liebe Alte! Bist du mir auch bei Gott nicht mehr böse? Ich habe so tolle Sehnsucht oft nach dir gehabt — aber du weißt, die andern — und ich glaubte immer, ich müßte ehrenhalber fest bleiben — und nun waren sie bei dir — aber ich nicht — ich nicht!"

Sie hielt ihn eng an sich gepreßt. „Lieber Junge,"

sagte sie, gerührt von seinem instinktiven Heroismus. „Mein lieber alter Junge!“ Und ihre Tränen fielen in sein lockiges Haar.

Dann ließen sie sich los und Dolly nahm, noch mit feuchten Augen, ihren Hut ab, während sie sich umsah. Nirgends war aufgeräumt oder Staub gewischt, die Zimmer machten einen unwohnlichen, verwahrlosten Eindruck, sogar die Luft kam ihr atembeklemmend vor. Und dann, nirgends gedeckt oder die Spuren eines Mittagessens. Doras Blick wurde immer erstaunter.

„Ja, sieh dich nur um,“ sagte Frank halb lachend, halb spottend. „Absoluter Schweinestall bei uns.“

Er stand breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen, mit einem ganz verklärten Gesicht da und folgte den Blicken seiner Schwester. Ihr fiel plötzlich der Skandal ein, den sie vorhin gehört hatte.

„Was war denn mit Anna, als ich kam?“ forschte sie eindringlich.

Er wurde feuerrot. „Ach, du willst mich deshalb schimpfen, Alte. Ich sage dir, man wird schließlich der reinste Satan und zeigt die Zähne bei solcher Wirtschaft.“

„Beichte nur,“ ermunterte sie ihn. Seine knabenhafte Flapsigkeit machte ihr das Herz warm, sie mußte sich ordentlich zusammennehmen, um es ihm nicht allzusehr zu zeigen, darum setzte sie sich an den Tisch und sah zu ihm auf.

„Hast du denn schon gegessen, Frank?“

Er schüttelte heftig den Kopf, sie sah, daß es ihm schwer wurde, zu sprechen, aber dann fiel er desto eiliger ein. „Das ist es ja eben — seit drei Tagen bekomme ich kein warmes Mittagessen mehr. Anna sagt, sie hat kein Geld. Erst ging es noch, da waren Eier da und wenigstens Kaffee, aber heute hat sie mir nichts hingestellt, nicht einen Bissen Brot, und so soll ich nun zur Schule. Ich bin schon ganz mager geworden — da sieh nur!“ Und er zerrte an seinem Jackett, das ihm weit um die schmächtige, schlanke Figur hing.

Dora stieg es würgend heiß in die Kehle; um nicht zu sehr zu verraten, wie sie empfand, sagte sie nur: „Armer

Kerl! Da ist es ja höchste Zeit, daß ich kam, um das Mißverständnis aufzuklären. Wart hier etwas, ich will hinausgehen und Anna einmal ins Gewissen reden."

„Sie ist ein ganz ekelhaftes Frauenzimmer," behauptete Frank, dem bei der Erinnerung an den gehabten Zank das Blut wieder ins Gesicht schoß.

Da öffnete sich aber auch schon die Tür, und die Verklagte trat ein, in der Eile gekämmt, mit reiner Schürze, augenscheinlich fest entschlossen, ihre Verteidigung schleunigst zu übernehmen. „Gnädiges Fräulein müssen nicht schlecht von mir denken," begann sie, jeden Augenblick bereit, ihre Worte mit Tränen zu unterstützen, „denn ich bin doch auch ein Mensch — und der junge Herr ist manchmal sehr grob zu mir — und was das Essen anbelangt — ich habe bei Gott keinen Pfennig mehr — und in der Nachbarschaft borgt auch keiner mehr. Ich habe selber Hunger, gnädiges Fräulein — und heute abend wäre ich so wie so zu Ihnen gekommen — wenn nur der junge Herr nicht immer so grob wäre." — Und nun öffneten sich Annas Tränenschleusen unaufhaltsam.

„Hat meine Mutter vergessen, Ihnen genügend Auslagegeld zu geben?" fragte Dora eilig, bemüht, Frank nicht zu Worte kommen zu lassen, der vernehmlich brummte.

„Auslagegeld?" Anna lachte höhnisch. „Seit dem März habe ich keinen Lohn mehr bekommen, alles, was ich mir erspart hatte, ausgelegt bei Bäcker und Schlächter. Die gnädige Frau hat mich immer vertröstet von einem Monat zum andern, auch der Herr Referendar hat mich ausgelacht, wenn ich von ihm mal was wollte. Ach Gott, gnädiges Fräulein, von der Behandlung will ich schon lieber nichts sagen . . ." Und sie schluchzte in ihre Schürze hinein. „So schlecht aber bin ich doch nicht, daß ich den jungen Herrn zum puren Vergnügen hungern ließ."

Doras Herz klopfte wild vor Schreck und Scham, sie vermied ihren Bruder anzusehen, der, ganz verstummt, den Kopf in die Hand gestützt, dasaß und zuhörte, denn sie wußte genau, daß er in diesem Augenblick dasselbe empfand wie sie. Sie faßte schnell nach ihrem Portemonnaie.

„Vor allen Dingen, Anna," sagte sie in ihrem freundlichen Ton, dem sich immer alles beugte, „holen Sie etwas zum Essen herauf. Koteletts, Eier, Schinken, was Sie bekommen können, und beeilen Sie sich so sehr Sie können, abrechnen tun wir nachher, Sie sollen natürlich zu dem Ihrigen kommen, meine Mutter hatte sicher den Kopf zu voll, um in der Eile der Abreise noch alles zu bedenken. Machen sie jetzt nur schnell."



Anna verschwand, leise schluchzend wie ein abziehendes Gewitter, aber völlig beruhigt, daß nun alles ins reine kommen würde. Welch Glück, daß das gnädige Fräulein zur rechten Zeit auftauchte, gerade da, wo es mit ihrem eigenen Verstande zu Ende ging.

Die zurückbleibenden Geschwister sahen sich scheu an, keins äußerte anfangs ein Wort; endlich begann Frank: „Ist das alles wahr, Dolly?"

„Ich fürchte."

„Wir hätten von den Ersparnissen unseres Mädchens gelebt? Aber das ist gemein — gemein —'

Sie streckte hastig die Hand aus. „Lieber Junge, Mama ist manchmal unbedacht —“

„Nein, Dolly, nein, entschuldige nichts! Es ist eine furchtbare Wirtschaft bei uns eingerissen seit du weg bist; geahnt habe ich das manchmal wohl. Man muß sich ja schämen! — Schämen!“ — Er ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen. „Ich hab' immer gedacht, nur ich allein müßte als Jüngster darunter leiden, und da habe ich die Zähne zusammengebissen und geschwiegen und auf die Zukunft gehofft. Sieh da, meine Wintersachen muß ich jetzt tragen, weil meine Sommersachen alle zerrissen sind, keine Schuhe habe ich, nur diese schweren Stiefel — und meine Wäsche! — Ich glaube, da ist kein Stück heil! — Eine Mark habe ich mir von Ernst Rosmer geborgt, um mir Papierkragen zu kaufen, denn nie finde ich einen reinen für mich. Das Leben ist ganz unerträglich!“

Er vergrub den Kopf in die Arme, um nicht zu zeigen, aus welchem verbitterten Herzen seine Klagen kamen. Dora stand auf und streichelte sein Haar.

„Mama ist dem Vorstehen einer kleinen, eingeschränkten Häuslichkeit nicht gewachsen, machen wir ihr keine Vorwürfe, Frank.“

„Und du?“ fragte er dumpf aus seiner Barrikade, ohne sich zu rühren.

„Ich bin eine Arbeitsbiene geworden, und — wenn du willst — komm zu mir — wenigstens die Ferien über — was willst du denn hier so allein, mein Junge.“ Ihre Stimme klang beschwörend, er tat ihr ja grenzenlos leid in seiner Verlassenheit.

Gewaltsam sprang er auf, stieß sie zur Seite und stürzte hinaus. Da sie Anna zurückkommen hörte, überließ sie ihn sich selbst und ging hinaus.

Eine halbe Stunde später stand ein appetitliches Essen auf dem ordentlich gedeckten Tisch. Da erst suchte Dora ihren Bruder. Sie fand ihn in seinem kleinen, dunklen Kämmerchen in dumpfiger, schlechter Luft auf der Chaise

longue liegend; und sich zu ihm hintastend, setzte sie sich auf das Kopfpolster dicht vor ihm.

„Komm zum Essen, Frank, du mußt doch Hunger haben."

Er schüttelte den Kopf, schwieg aber.

„Hat dich mein Anerbieten, zu mir zu kommen, so beleidigt?" Es klang etwas wie Groll in ihrer Stimme. Statt aller Antwort zog er sich aufwärts, bis er den Kopf in ihren Schoß legen konnte, an ihren Händen fühlte sie seine tränenfeuchten Wangen.

„Dolly," flüsterte er erstickt, „ich schäme mich so vor dir — wie schlecht war ich gegen dich, — und nun willst du mich bei dir aufnehmen, — von deinem Verdienst soll ich leben, — du willst für mich arbeiten, — aber das kann ich doch gar nicht annehmen — das ist doch erbärmlich. — Sag mir, Dor — ist das nicht erbärmlich für einen Mann?"

Sie hob sein heißes, verweintes Gesicht zu sich empor. „Liebster Frank, Geschwister rechnen nicht miteinander." Aber es flutete doch wie ein heißer Freudenstrom über sie hin. Zum erstenmal, daß einer der Ihrigen ein Opfer anerkannte, ihr dankte; sonst hatte es bei den andern immer nur so sein müssen, eine Pflicht, die ihr niemand dankte. Hinter dieser Knabenstirn aber regte sich neben aller Dankbarkeit doch auch ein feines Empfinden, das ein Opfer abwog und schätzte. Wie sie ihren jungen Bruder deshalb noch einmal so sehr liebte und achtete, sie war ordentlich stolz auf ihn. „Du kommst also zu mir, Frank?"

„Für immer, Dor — für immer!" brach es leidenschaftlich aus ihm hervor. „Und ich will werden wie du — und arbeiten — und Geld verdienen, daß ich dir alles einmal zurückzahlen kann — und," setzte er nach einer kleinen Pause treuherzig hinzu, „ich will dich auch nicht arm essen, wie Mama immer jammert, sondern meinen Appetit ganz einschränken."

Sie lachte herzlich, und er lachte mit. Wie zwei vergnügte Kinder gingen sie Arm in Arm zu Tisch.

XXV.

Dora wußte recht gut, daß sie eine große Last auf sich nahm, als sie die Ordnung der häuslichen Angelegenheiten ihrer Familie, die Sorge für ihren Bruder auf ihre Schultern lud. Aber selbst wenn sie Frank nicht so geliebt hätte wie sie es tat, schien es ihr Pflicht, für den Hilflosen zu sorgen so weit sie vermochte, denn er dauerte sie in tiefster Seele. Wie war alles in der Zeit ihrer Abwesenheit verwahrlost, besonders was seine Person anbetraf, wie tief hatte er das empfunden, ohne doch die Macht zu haben, dem abzuhelfen.

Dora fragte sich mit einem gewissen schaudernden Entsetzen, wie ihre Mutter es nur fertig gebracht habe, alles so in Grund und Boden hinein in Unordnung kommen zu lassen. Das Mädchen hatte tatsächlich ihre eigenen Ersparnisse verauslagt, Lohn war nicht bezahlt, und eine Menge kleiner Schuldner drängten ohne Unterlaß auf Bezahlung. Sie begriff, daß diese plötzliche Abreise der Rätin nicht viel anderes gewesen als eine schleunige Flucht vor all dem sie bedrängenden Unheil, und daß sie sicher nicht gewillt war, eilig zurückzukommen. Aber weil sie sich dieser Verhältnisse als Tochter so bitter schämte, deshalb suchte sie nach besten Kräften einzugreifen, zu bezahlen, gut zu machen so viel sie konnte.

Es wurde ihr furchtbar schwer, denn ihr Verdienst, wenn auch immerhin sehr annehmbar, gestattete ihr doch so lange keine hervorragenden Ausgaben, bis nicht der Kaufpreis für das Geschäft abgetragen war. Die erste Rate hatte sie pünktlich innegehalten, aber die zweite hatte sie schon angreifen müssen als Hans mit seiner Forderung an sie herantrat; und jetzt floß ihr das Geld nur so durch die Finger, als gäbe es kein Aufhören. Schwer wie sie alles nahm, machte sie sich Gewissensbisse genug darüber, aber wenn sie dann die blauen Knabenaugen so ängstlich und dabei doch so vertrauend auf sich ruhen fühlte, dann verschloß sie ihre

Angst und Sorge innerlich und gelobte sich immer wieder, nach besten Kräften für ihn zu tun, was sie könne. Hans und die Mutter brauchten ihre Unterstützung schließlich nicht, sie konnten sich mit dem einrichten, was sie hatten, aber Frank besaß nichts. Ihm also wollte sie jedes Opfer bringen, den andern dagegen ihre Börse verschließen. Und während sie sich das fest vornahm, fühlte sie doch gleichzeitig, daß sie nicht imstande sein würde, das zu halten. Es war so furchtbar schwer, einem Bittenden mit Nein zu antworten, viel schwerer als sich im stillen Opfer aufzuerlegen, für die sie allerdings, das wußte sie genau, weder Dank noch Anerkennung jemals ernten würde.

Das erste mußte nun sein, Frau Werner um Stundung der Zahlung zu bitten, und trübselig, mit dem nagenden Bewußtsein unerfüllter Pflicht, machte sie sich zu ihr auf den Weg, in Gedanken fortwährend angstvoll rechnend, ob es ihr im nächsten Quartal wohl gelingen würde, pünktlich zu sein.

„Machen Sie sich doch gar keine Sorgen darüber, Fräulein Dora," sagte Frau Werner liebevoll und streichelte Doras blasse Wange, „wir haben es ja Gott sei Dank nicht nötig, mein Sohn verdient mehr als wir brauchen, und Ihrem jungen Bruder zu helfen, das ist vorläufig Ihre erste Pflicht, nicht wahr, Alfred?" rief sie ins Nebenzimmer hinein.

Dora erschrak heftig. Sie hatte keine Ahnung, daß ihre Auseinandersetzungen einen Zeugen gehabt haben könnten, und ein vorwurfsvoller Blick streifte die alte Frau, die, ihn verstehend, auch gleich begütigte:

„Ach, das macht nichts, das macht wirklich nichts, liebes Kind; es ist ja nur Alfred, vor dem ich doch keine Geheimnisse habe."

Der Gerufene stand schon auf der Schwelle und begrüßte Dora; ihre Verlegenheit, ihre geheime Empörung, alles das stand deutlich lesbar auf dem lieblichen Gesicht, schnell streckte er ihr die Hand entgegen.

„Ich freue mich sogar, daß ich mit anhören konnte, was Sie meiner Mutter eben sagten, mir gegenüber wären Sie kaum so ehrlich gewesen," sagte er mit dem verständnis-

vollen und dabei liebenswürdigen Lächeln, das ihn so gut kleidete. „Vielleicht kann ich Ihnen sogar nützlich sein. Sie sind in Sorge, was Ihr Bruder für eine Karriere ergreifen soll. Vor allen Dingen nehmen Sie ihn vom Gymnasium fort, da Sie ihn doch nicht studieren lassen können."

Sie sah ihn sehr betreten an. „Ich glaube, das würde Frank schwer kränken. Er hofft sein Abiturium in zwei Jahren machen zu können und ist sehr ehrgeizig."

„Aber es kostet Sie Geld und ihn Zeit, die er besser anwenden kann — unter Umständen."

„Er würde es sicher als Zurücksetzung betrachten," meinte sie endlich zögernd. „Es war immer nur von einer abgeschlossenen Gymnasialbildung die Rede . . ."

„Was will er denn werden?"



„Das weiß ich ja eben nicht. Gegen Offizier und Landwirt opponiert er, und — Kaufmann —“ sie zögerte verlegen.

„Ist Ihnen nicht fein genug, ich verstehe.“ Er lächelte als er das sagte, Dora empfand es beinahe als Beleidigung, aber sie schwieg. „Das beste wäre wohl,“ sagte er nach kurzem Nachdenken, „Sie ließen mich mit dem jungen Herrn einmal persönlich sprechen, dadurch kämen wir weiter. Wollen Sie das?“

„Ja, gern. Ich danke Ihnen.“

Sie sah zu ihm auf während sie sprach und fühlte ganz genau, daß er sie durchschaute, daß er den kleinen Hochmutsteufel sah, der noch tief versteckt, trotz allem, in ihrem Herzen lebte. Nicht mehr für sie persönlich, aber für ihre Brüder, für den Namen, den sie gemeinschaftlich trugen. Auf eine Frau kam es ja weniger an im Leben als auf den Mann, den Träger des Namens, und für ihren hübschen, lieben Frank, ersehnte sie gerade etwas Besonderes, mehr als dieser Mann hier vor ihr vielleicht verstand und zu geben hatte. Indessen bestand auf der andern Seite die Notwendigkeit, sich ernstlich das Ziel klar zu machen, auf das sie hinsteuern wollte, und dann — Frank würde schließlich am besten fühlen, was er müsse. — Auf dem ganzen Heimweg verließ sie Alfred Werners Bild nicht, aber diese Erinnerung war eher unangenehmer wie angenehmer Art. Sie konnte das Gefühl nicht los werden er habe ihre Undankbarkeit gemerkt, ihr Widerstreben, das Maß mit dem sie ihn im Vergleich zu ihrer Familie maß, und sie war unzufrieden mit sich, so recht von Herzen und fühlte sich beschämt und kleinlich.

Sie hatte Frank nur das Notdürftigste von ihrer Unterredung mitgeteilt, sich jeder eigenen Ansicht enthaltend; und mit einer nicht niederzukämpfenden Unruhe sah sie ihn am nächsten Tag zu Werners gehen, in einem hübschen neuen Sommeranzug, ein Stöckchen in der Hand, unter dem lockigen Haar das frische, frohe Knabengesicht, mit dem er zuletzt noch zu ihr hinaufgrüßte.

Es war ziemlich spät am Abend als er wieder zurückkam. Sie selbst öffnete ihm die Tür und zog ihn in das hell-

erleuchtete Wohnzimmer, während sie neugierig in seinem Gesicht forschte. „Nun, Frank?“

„Meine gute Dolly,“ sagte er ganz gerührt, „du mußt nicht denken, daß ich nicht wüßte, was ich dir für Dank schuldig bin. Es wäre schlecht von mir, wenn ich dich für mich arbeiten ließ und mich mit Gedanken trüge, die sich nie verwirklichen lassen.“

Sie drehte seinen halb abgewandten Kopf zu sich herum, so daß sie in seinem Gesicht lesen konnte; es war sehr rot und aufgeregt.

„Herr Werner hat mir seine ehrliche Meinung gesagt — es war ja hart, Dolly —“ seine Lippen zuckten — „aber er hat doch recht. Wer kein Geld hat und nicht arbeiten will, ist ein Mensch ohne alles Ehrgefühl. Es ist viel verächtlicher Geld zu borgen oder es anderen schuldig zu bleiben, als sich im Schweiß seines Angesichts und in harter Arbeit um den Groschen zu bemühen, den man braucht. — Das hat er mir deutlich gesagt — und ich finde, er hat recht,“ fügte er leiser hinzu. — „Denke nur an Hans mit seinem Hochmut, der Müßiggang, Genußsucht und Verschwendung für vornehm hält, und — denke an Mama.“

Dora stützte den Kopf in die Hand, sie sah niedergeschlagen und sorgenvoll aus.

„Armer Junge,“ sagte sie leise. „Wir sind nicht zur Arbeit erzogen; es ist schwer, furchtbar schwer, damit durch das Leben zu kommen — unsere Vergangenheit, unser Stand ist unser größter Feind.“

Er faßte sie zärtlich um die Schulter. „Verzeih, daß ich es dir damals in meiner Dummheit noch schwerer machte, als du es ohnehin hattest, Dolly,“ bat er liebevoll. „Damals leuchtete mir's noch nicht ein, was das heißt: ‚Arbeiten‘ — heute, wo ich mit offenen Augen sehe, habe ich anders denken gelernt.“

„Und doch fehlt dir noch jeder Begriff für den Inhalt des Wortes Arbeit!“ — sie seufzte. — „Denn was Werner dir angeboten hat, ist — ist doch wohl nicht das, was du dir gewünscht hast.“

Er war wieder sehr rot geworden. „Bis jetzt habe ich noch nicht viel über meine Zukunft nachgedacht, Dolly, obgleich ich ein großer Mensch bin, das kannst du mir glauben. Ich wollte nur recht viel Geld verdienen, für mich, für euch alle, aber wie, davon hatte ich keine Ahnung. Nun will Herr Werner sich für mich verwenden — ich soll in seine Fabrik als Lehrling eintreten. Das Hocken im Gymnasium hat ja auch keinen Zweck mehr.“

Sie sah ihn aufmerksam an. „Was für ein Zaubermittel hat denn Herr Werner besessen, um dich so leicht gefügig zu machen? Dein Herz hing doch am Abiturium.“

„Er hat mir die ganze Wahrheit gesagt. Wie kleinlich es wäre, Konzessionen an einen Stand zu machen, der doch nicht mehr in dem Sinne der meinige sein könne. Daß du mit deinen viel schwächeren Kräften für mich arbeiten müßtest — kurz, Dolly, liebe Dolly, glaube mir, er ist ein ganz famoser Kerl, besonders als er vom Staub der Arbeit sprach, der noch keinen Menschen geschändet hätte — und ich will ja auch den blauen Kittel anziehen und eifrig arbeiten wie die anderen, selbst wenn — wenn mich meine Freunde nicht mehr kennen wollen.“ Und er wandte das Gesicht zur Seite, nachdem er heroisch seiner Stimme bis hierher Festigkeit gegeben.

Dora erschrak heftig. „Was sprichst du da von blauer Bluse?“

„Ja, ich muß von der Pike auf anfangen, das hat mir Herr Werner gleich gesagt, aber ich will, Dolly — ich will! Ich habe es ihm in die Hand gelobt.“ Und er wischte verstohlen über die heißen Augen. Dora drückte schweigend ihren Kopf gegen den seinen, und so saßen die Geschwister lange in trüben Gedanken beisammen. Das Mädchen gedachte der Vergangenheit; mit wie blutigen Tränen sie den Weg betaut hatte, auf dem sie nun vorwärtsging, ruhig, resigniert, aber doch wenigstens frei und selbständig, imstande, noch anderen zu helfen, und der Knabe erschauerte zum erstenmal vor dem erbarmungslosen Leben, dessen Unerbittlichkeit er zu ahnen begann.

„Wir armen Deklassierten,“ sagte Dora nach einer Pause mit melancholischem Lächeln. „Wir müssen uns eben zurechtfinden mit dem, was sein kann. Aber Mama — wie wird Mama deinen Entschluß aufnehmen, Frank?“

Er machte eine kleine fast wegwerfende Bewegung, die Achtung vor seiner Mutter war durch die letzte Zeit stark ins Wanken gekommen. „Glaubst du, ich wollte das noch einmal durchmachen, diese Szenen mit Anna, dies Leben von Annas Geld? Nein, Dolly, Herr Werner hat recht: Es muß jedes Menschen Stolz und Ehrgeiz sein, für sich selbst dazustehen, auf sich selbst zu fußen! Er ist übrigens ein prächtiger Kerl, sage ich dir noch einmal, ich habe allen Respekt vor ihm. Und wie nett er von dir sprach, du glaubst es gar nicht.“

„So!“ sagte Dora ein wenig kühl und gedrückt durch den Gedanken, daß sie ihm eigentlich nicht dankbar genug war für seine Vermittlung, die ihr doch eine große Sorge vom Herzen nahm.

„Ja, und wenn ich dagegen Axel bedenke, der dich sitzen ließ, als du kein Geld mehr hattest! — Werner ließe kein Mädchen sitzen, das er lieb hätte, sondern würde für sie arbeiten, das kannst du mir glauben.“

Sie war sehr rot geworden; wie ein Stich traf sie das hastig hervorgesprudelte Wort des Bruders.

„Frank!“ rief sie vorwurfsvoll.

„Doch! doch!“ fuhr er eifrig fort, „ich wollte es dir schon immer sagen, damit du dich nicht mehr um ihn grämen sollst. Axel ist nicht mehr der alte, er ist schlecht und leichtsinnig geworden.“

Sie runzelte die Stirn und unterbrach ihn heftig. „Wer hat dir das gesagt?“

„Hans — der Mama,“ gestand er zögernd. „Hans hat ihn oft am Kartentisch getroffen und — betrunken, Dolly — ganz betrunken!“ Das letztere kam nur flüsternd nach.

Sie fuhr mit den Händen durch die Luft, als schiebe sie etwas Häßliches, Erstickendes von sich. Ihr war plötz-

lich zum Sterben elend. „Ich glaube es noch nicht, Frank.“

„Es ist wahr, Dolly, und Hans meinte, er wüßte nicht, was ihn so verändert habe, sein Bruch mit dir oder Jellas Verschwinden. Du weißt, Hans hält nicht viel von den Frauen, er spottete deshalb auch über Axel.“

Dora bedeckte plötzlich ihr Gesicht mit beiden Händen. „Es wäre schrecklich, wenn es wahr wäre — schrecklich!“ stöhnte sie, und dabei tropften ihr die Tränen durch die Finger.

Frank warf den Kopf in den Nacken und machte ein sehr wütendes Gesicht, wie immer, wenn er sich gegen eine Rührung wehrte. „Sei vernünftig, Alte, und heule nicht, ich kann das für den Tod nicht ausstehen.“ Die barsche Stimme zitterte dabei ein wenig. „Wir haben doch wahrhaftig jetzt auch etwas anderes zu tun. Briefe an Mama und Onkel Klaus! Du, das ist eine verzwickte Arbeit, und da mußt du mir helfen.“

Er holte eilig Briefbogen und Tinte herbei, Dora zwang ihren Kummer in die tiefsten Herzensfalten hinab, und bald saßen die Geschwister mit roten Köpfen und verfaßten die Briefe, die Franks festen Entschluß aussprachen, als Lehrling in die Elektrotechnik einzutreten.

„Und wenn ich ausgelernt habe,“ sagte er, vergnügt wie ein König, daß die Entscheidung jetzt gefallen, und umschlang seine Schwester mit beiden Armen, „dann lege ich dir überall elektrisches Licht, bis in deine Schränke hinein, das wird einmal bequem, alte Dolly, meinst du nicht? Und ich glaube, es kostet nicht einmal viel.“

Sie strich stumm über sein lockiges Haar. Glückliche Jahre, die noch nicht einmal daran denken, was zwischen dem Erfolg und dem Beginn liegt! —

Frau von Lindeck empfing die Briefe ihrer Kinder gerade beim zweiten Frühstück in Niederstetten. Sie wurde beim Lesen sehr rot und rang dann verzweiflungsvoll die vollen weißen Hände. „Was ich für Sorgen habe! Es ist fast unerträglich!“ sagte sie, und die schönen blauen Augen

füllten sich mit Tränen. „Wer hat nur Frank diesen Unsinn in den Kopf gesetzt! Gewiß Dolly! — Ein Lehrling! — Wir wollen nur gleich schreiben, Schwager."

„Wer es auch gewesen ist, es war ein vernünftiger Mensch." Klaus Lindeck schob die zweite Hälfte seines Schinkenbrotes mit einem Mal in den Mund und las Franks Brief noch einmal, während er weiter kaute. „Ein Wunder ist es nur, Lotte, wie du zu so tatkräftigen, reellen Kindern gekommen bist — außer dem Hans. Je eher du dein Jawort schickst, je besser wird es sein. Ich schreibe heute auch noch."

„Warum nicht gar!" sagte Frau von Lindeck empört. „Ich gebe mein Jawort überhaupt nicht! Du hast freilich Verständnis für plebejische Neigungen, Klaus, ich aber nicht. Frank soll uns nicht auch noch Schande machen —"

„Wie Dolly," unterbrach er sie scharf und persiflierend, „das Lied kennen wir ja. Aber Lotte, wenn du nur einmal die Augen aufmachen und dich umschauen wolltest, könntest du leicht sehen, daß diese Art von Standesvorurteilen, wie du sie an den Tag legst, längst überwunden sind. ‚Besitz' ist der wahre Adel heutzutage. Laß darum deine Kinder arbeiten und erwerben, sie haben es ja nötig und werden dadurch keine Zacke aus ihrer Krone verlieren."

Frau von Lindeck knäuelte nervös ihr Taschentuch zusammen, sie war empört. „Du sprichst so, weil es die meinigen, nicht die deinigen sind, sonst würdest du wohl unserem Stande in deinen Ansichten mehr Konzessionen machen; denn du weißt recht gut, daß du unrecht hast."

„Mag sein, aber deshalb spare ich eben für meine Kinder, damit sie einstmals nicht so dastehen wie die deinigen. Das sind die Sünden der Eltern, die an den Kindern heimgesucht werden. Versuche keinen Widerstand, Lotte; es ist alles in jedem Fall anständiger, als auf anderer Leute Kosten leben zu wollen."

Wie immer nach solchem Aufeinanderplatzen zwischen ihr und ihren Verwandten, das eigentlich fast jeden Tag stattfand, ging die Rätin sehr indigniert in ihr Zimmer, fest

entschlossen, ihren Koffer zu packen und nach Berlin zurückzukehren. Aber wenn sie dann erst ein Stündchen in beschaulicher Muße zugebracht, gut zu Mittag gegessen hatte, denn in Niederstetten wurde ein vorzüglicher Tisch geführt, verflüchtigten sich allmählich ihre Reisepläne mit ihrem Zorn. So bequem hatte sie es zu Hause nicht — und der Abend sah sie wieder in vollster Eintracht mit ihren Verwandten, nett und liebenswürdig, wie sie sein konnte, wenn sie wollte.

Zu Anfang hatte Frau Mathilde den dringenden Wunsch gehabt, den ungebetenen Gast bald los zu werden, jede Zankerei hatte ihr Hoffnungen erweckt, aber nachdem sie allmählich die Unverwundbarkeit und Seßhaftigkeit ihrer Schwägerin erkannt, sich seufzend in das Unabänderliche geschickt. Nur manchmal sagte sie ingrimmig zu ihrem Mann: „Ich weiß nicht, die Lotte ist doch dickfelliger, als es erlaubt ist.“

Worauf er mit breitem Lachen erwiderte: „Was willst du. Sie ißt hier gut und schläft gut, das ist ihr die Hauptsache. Darum gewöhnt sie sich sogar an unsere Gegenwart.“

Aber die Rätin revoltierte im stillen unausgesetzt gegen ihre Gastgeber und hätte das auch wohl laut getan, wenn sie nur einen Zuhörer gehabt hätte. So nannte sie dieselben bei sich: odiöse, ordinäre Leute, beschränkt und geizig und kam schließlich zu der Überzeugung, daß ihr Besuch eigentlich ein unerhörtes Opfer sei, das sie der Familie bringe. Im nächsten Jahr konnte sie sich das auch nicht mehr auferlegen, sie mußte mit Dolly sprechen. Wenn Dolly im Winter etwas fleißiger sein würde, könnten sie zusammen eine Badereise machen, so viel mußte eben herausspringen. Wozu sonst alle Arbeit.

Und sie legte sich auf das Sofa, naschte Pralinés und fand es schließlich nicht mehr so entsetzlich, daß Frank Lehrling werden wollte; sie hatte ja auch ohnehin „gar keinen Einfluß auf ihn“, wie sie bitter zu ihrem Schwager bemerkte, als sie mit ihrem Brief in der Hand zu ihm ging. „Aber Hans sollten wir doch erst fragen,“ meinte sie zögernd.

Klaus Lindeck sah sehr sonderbar aus. „Ich bin Vormund, nicht Hans,“ betonte er schärfer als sonst. „Deine

Affenliebe für ihn kenne ich allerdings genügend, aber mir soll er nichts dazwischen reden. Übrigens begnüge dich doch damit, daß er in allen Dingen dein Ebenbild zu sein scheint. An einem in der Familie ist es aber gerade genug."

Frau von Lindeck sann nachher eine Minute darüber nach, ob Klaus damit eine Liebenswürdigkeit oder Grobheit hatte ausdrücken wollen.

XXVI.

„Ob Jella von Berlin fort oder tot ist?" hatte Frank mit der grausamen Gleichgültigkeit der Jugend gegen alles, was sie nicht berührt, öfter zu Dora geäußert, und auch diese dachte oft an die verschwundene Freundin, ohne zu wissen, wo sie sie mit ihren Gedanken zu suchen hatte, während sie ihr räumlich ziemlich nahe war.

Aber in einer Großstadt können die Wege der Einzelnen lange nebeneinander herlaufen, ohne sich zu berühren. Um so mehr, als Jella mit ängstlicher Scheu bemüht war, niemandem zu begegnen, der sie von früher her kannte. Das gab ihrem Leben etwas Unfreies nach außen hin, über das Lutz oft spottete, aber in diesem Punkt war sie unerbittlich, und schließlich hatte er nur Bequemlichkeit davon.

Sie wohnte längst nicht mehr in jenem Chambre garnie, in das er sie zuerst gebracht. Jetzt besaß sie eine eigene Wohnung von drei Zimmern, ein Dienstmädchen, und Toiletten, wie sie sich in ihren schönsten Träumen einstmals kaum vorgestellt hatte. Und sie liebte den Luxus um seiner selbst willen, nicht etwa um damit zu prahlen, so daß sie imstande war, um seinetwillen vieles in den Kauf zu nehmen. So ihre große Isoliertheit, ihr vieles Zuhausesitzen, denn Lutz kam erst in den Abendstunden und auch nicht immer mit absoluter Sicherheit. Zum Ersatz dafür brachte er ab und zu ein paar seiner Freunde mit, um vor denen mit seiner schönen Eroberung zu prahlen. Man huldigte ihr wie einer

kleinen Königin, und Jella fühlte sich dann in ihrer Jugend, Schönheit und Herrscherwürde so glücklich, daß sie mit niemand getauscht hätte.

In der Erwartung dieser Abende schmückte sie ihr kleines Heim mit tausend Dingen, die sie selbst anfertigte und über denen sie so emsig saß, daß sie Essen und Trinken vergaß, während ihre Gedanken sich ausmalten, wie herrlich es erst sein würde, wenn sie Luzens Frau, herrschend und angebetet im Großen und Öffentlichen, sein würde, statt hier im Kleinen und Heimlichen. Sie vertraute ihm blindlings. Nie war ihr ein Zweifel gekommen, denn sie liebte ihn, wie achtzehnjährige Mädchen den ersten Mann zu lieben pflegen, der sich ihnen nähert. — Ohne Kritik, ohne Verstand, allein mit dem Herzen.

Und er tat in seiner Art auch alles für sie, was er konnte. Es hatte im Elternhause schon manche saure Miene gesetzt über die Verschwendung des Herrn Sohnes, wenn sich irgend ein unkulanter Gläubiger einmal bemüßigt fühlte, beim Vater um Deckung für die Schulden des Herrn Sohnes nachzusuchen. Der kleine fette Mann lief dann sehr erregt in seinem Comptoir auf und ab, während der Sohn dasaß und meist die so unnütz verschwendete Zeit zum Nägelfeilen benutzte.

„Ich habe ja nichts dagegen,“ sagte dann der alte Falk schnaufend, „daß du Geld ausgibst. Du bist mein einziger Sohn, und ich hab's dazu! Aber erkläre mir nur wozu, ob du auch genügend was dafür hast. Daß du mein Geld auf die Straße wirfst und nichts davon hast, wäre ein zu schlechter Handel.“

Und Luz zählte dann, meist mit müder Stimme, seine vornehmen Bekanntschaften, seine Passionen, den Nachruhm, den er sich mit den verschwendeten Tausenden gemacht, auf, und der Alte fühlte sich besänftigt und geschmeichelt.

Luz pflegte dann Jella ein besonders kostbares Geschenk mitzubringen, und die überraschend schnell verwöhnt gewordene junge Dame nahm es oft nur mit flüchtigem Dank entgegen.

So bequem Luz Falk nun aber auch mit seinen Eltern stand, eins wagte er wohlweislich doch nicht, nämlich jemals sein Heiratsprojekt mit Jella von Treuberg zu berühren. Er wußte genau, daß die erste Frage seines Vaters sein würde: „Was hat sie?“ Und Antwort und Gegenantwort würden sich dann wohl decken.

Kein Wunder, daß bei dieser Aussicht seine Neigung für das schöne Geschöpf sich, wenn auch nicht abschwächte, doch in andere Bahnen lenkte, um so mehr, da er sie nicht zu entbehren brauchte, sondern ihre Gesellschaft im Gegenteil fast zu reichlich genoß. Sein wenig stark begehrendes Temperament war also Jellas größter Feind. Sie ahnte das nicht. Weder daß er bereits ernstlich abzuwägen begann, noch auch, daß ab und zu Stunden kamen, in denen er ihre Ansprüche als lästig und langweilig empfand, weil sie sein gewohntes freies Handeln beschränkten. Auch schien ihm manchmal, als lege sie zu wenig Wert auf Geld und Gut, nun er es ihr mit vollen Händen gab. Der Stolz auf ihre Geburt, ihre Abstammung saß ihr alle Augenblicke im Nacken und kam dann auch mehr oder minder wild zum Ausbruch. Von der Höhe des Besitzenden herab belächelte er ihn nachsichtig — was tat ein armes Mädchen mit diesem Klassenhochmut!

Daß er sie, trotz seiner Verschwendung für sie, knapp hielt im eigentlichen Sinne des Wortes, daß sie, von glänzenden Soupers mit ihm kommend, oft kaum fünfzig Pfennige im Portemonnaie besaß, also in vollkommener Abhängigkeit lebte, das war ihm gerade angenehm, und bescheiden, wie Jella von Jugend auf gewohnt war, empfand sie es weniger drückend. —

Während sie jetzt zusammengekauert vor ihrem Stickrahmen saß, in einer Matinee von weißer Seide mit Spitzen überrieselt, das lockige Haar nur nachlässig aufgesteckt, hörte sie zu ungewohnter Zeit seinen Schritt im Korridor. Ein flüchtiger Blick in den Spiegel zeigte ihr, daß sie in dieser halben Nachlässigkeit reizend aussah und bestimmte sie, ruhig in ihrer Stellung zu bleiben, voll das Recht ausnutzend, das

ihr Jugend und Schönheit gab. Sie sah ihm nur aufmerksam entgegen.

„Teufel, die Hitze!" sagte er, sich die Stirne trocknend. „Ein Glück, daß es kühl bei dir ist, Jella. Hast du etwas zu trinken?"

„Bitte, klingle!" erwiderte sie, ohne sich stören zu lassen. „Warum kommst du heute so früh?"

Erst versorgte er sich, dann streckte er sich bequem auf dem Diwan aus. „Ich dachte mir, daß du dich allmählich langweilen mußt, mein Kerlchen! Deshalb schlage ich dir einen Ausflug vor — in die Umgegend. Die Hitze in der Stadt ist ja unerträglich."

Sie sprang auf und stürzte auf ihn zu. In der Eile riß sie den Rahmen um, schleuderte die Seide fort und verlor einen ihrer kleinen goldgestickten Pantöffelchen.

„Ach, das ist sehr nett, Luz, sehr nett! Werden wir allein sein, oder kommt jemand mit?" Ihre Augen sprühten vor Freude, die letzten Tage waren wirklich sehr langweilig gewesen.

„Hugo natürlich, und Evert, Wolf, Richter — na, die ganze Bande. Mache dich recht hübsch, mein Kerlchen, du weißt ja, und sei recht flink."

Sie lief ins Nebenzimmer und hantierte ein Weilchen darin herum; ihre frische Schönheit bedurfte nicht langer Zeit; dann kam sie wieder, in einem hypermodernen weißen Kleide, mit ganz extravagantem Hut, aber zum Tollwerden hübsch. Er betrachtete sie kritisch ein Weilchen, dann sagte er: „Man sieht es dir an, Kleine, daß du das Verhältnis des reichen Luz Falk bist."

Sie runzelte heftig die Stirn und stieß mit dem roten Sonnenschirm auf den Boden. „Du sollst nicht das häßliche Wort brauchen!" erwiderte sie heftig. „Es setzt mich herab — beleidigt mich — ich will es nicht wieder hören."

Er lachte und setzte den Hut auf, ein wenig in das Genick, herrschermäßig — dann ergriff er ihren Arm. „Laß die Dummheiten und verdirb uns nicht den schönen Tag. Dein hoher Ton macht mir gar keinen Effekt."

Und sie war jung, vertrauensvoll und vergnügungssüchtig!

Aber ihr Hochmut bekam den zweiten Stoß, als sie an die Anlegestelle der Dampfschiffe gekommen waren. Dort war schon eine große Gesellschaft versammelt, seine sämtlichen ihr bekannten Freunde, jeder mit einer Dame an der Seite, denen man Konfektion oder Ballett deutlich ansah. Jella blieb wie angewurzelt stehen und blickte mit finsteren Augen auf die Gesellschaft, die sich in äußerst zwanglosen Gruppen ihr präsentierte. Es war das erstemal, daß Luz sie in Damengesellschaft brachte, bis dahin hatte er jede derartige Zumutung energisch abgelehnt, obgleich sie sich im Anfang ihrer Bekanntschaft wohl nach Verkehr gesehnt und ihn oft darum gebeten hatte.

„Was denkst du denn, auf welchen Standpunkt ich dich stelle?“ hatte er ihr jedesmal empört geantwortet. So hatte sie sich denn in ihrer Einbildung ein Piedestal zurechtgezimmert, auf dem sie in einer gewissen Ausnahmestellung stand, die ihrem Dünkel schmeichelte, und aus der sie nun jäh gestürzt wurde. Zorn wallte in ihr auf.

„Soll ich etwa unter diesen da sein?“ fragte sie mit funkelnden Augen. „Bin ich dir dazu nicht zu gut, so bin ich es mir selber.“

Sie drehte sich um, um fortzugehen. Luz, dem diese Szene offenbar sehr peinlich vor aller Augen war, hielt sie am Arm fest. „Ich bitte dich, mach keinen Spektakel! Das sind alles nette Mädchen, die du nicht zu beleidigen brauchst. Außerdem wollen dir meine Freunde eine Aufmerksamkeit erweisen und dir Verkehr schaffen, sie meinen, du wärst zu viel allein.“

„Habe ich mich schon beklagt?“ Sie sah immer noch finster und wütend aus. Luz, der ihr leidenschaftliches Temperament kannte, bereute herzlich, sie nicht vorbereitet zu haben. Sie war wirklich eine recht unbequeme, prätentiöse kleine Person.

Seine Freunde kamen ihm zu Hilfe. Sie umringten Jella und zogen die Widerstrebende an den Tisch. Eine

Menge Vornamen schwirrten an ihr Ohr, dann zum Schluß hieß es: Fräulein Jella — — —

„Von Berg!“ setzte sie mit hochmütigem Kopfaufwerfen hinzu. Denn wenn sie auch aus Klugheit die erste Silbe ihres Namens fortließ, auf ihren Adel verzichten wollte sie keinenfalls, besonders vor diesen hier nicht, denen gegenüber sie um jeden Preis eine Sonderstellung haben wollte.

Die Mädchen lachten. Einige unter ihnen waren gutmütig und suchten die Fremde in die Unterhaltung zu ziehen, andere spöttelten über sie, und Jella blieb den ganzen Abend schweigsam und verstimmt, trotz einer Bowle und der sie umgebenden Lustigkeit.

War es ein Wunder? — Zum ersten Male, daß sie seit ihrer Flucht aus dem Seefeldschen Hause wieder mit Frauen zusammen war, Frauen, in deren Lebenskreis sie nun, wenigstens in den Augen anderer, auch gehörte, so sehr sie sich dagegen sträubte. Und diese Frauen hier machten ihr plötzlich den Unterschied zwischen einst und jetzt klar, ließen die Vergangenheit wach werden und die Erinnerung an Dolly, die sie so sehr geliebt und bewundert hatte. Wenn die sie jetzt sehen würde! — Es stieg ihr heiß in die Augen und würgend in die Kehle, sie kam sich so entwürdigt, so deklassiert vor unter all diesen, die nur die allerprimitivsten Begriffe von Schicklichkeitsrücksichten zu haben schienen, seitdem die Bowle die Köpfe erhitzt hatte.

Mit Grauen und Ekel starrte Jella auf diese Mädchen, die man ihr zu Freundinnen geben wollte, und dann auf Luz. Ja, begriff er denn gar nicht, was er ihr durch diese Gesellschaft antat, ihr, die er doch zu seiner Frau machen wollte? Er neckte sich mit einem starken, großen blonden Mädchen, über deren Stuhl er lehnte, ohne auf sie zu achten, und plötzlich mißfiel er ihr auch. Es kam ihr vor, als sähe sein Gesicht gewöhnlich und lasterhaft aus. Rasch deckte sie die Hand über die Augen, um den häßlichen Eindruck zu verwischen.

War es die schwüle Luft, der Wein, das Rauschen der Spree, an deren Ufer das aufgesuchte Vergnügungslokal lag,

in Jella erwachte plötzlich eine heiße, leidenschaftliche Sehnsucht nach der Vergangenheit, so verzweifelt und gewaltig, daß ihr die Tränen in die Augen schossen. Unbemerkt erhob sie sich und ging ein paar Schritte in die grüne Dunkelheit hinein, die die dicht belaubten Bäume um ihre Stämme breiteten. Aufschluchzen wollte sie nur einmal, so recht aus tiefstem Herzen aufschluchzen, oder sich zu Boden werfen, das Gras ausraufen und schreien, schreien wie eine Wilde, bis ihr leichter wurde und dieser Ekel, dies Grauen von ihr wich.



Aber nach kaum zwanzig Schritten wurde sie aufgehalten. Eine Hand umklammerte ihren Arm, und jemand fragte heiß in ihr Ohr hinein: „Warum gehen Sie fort — sind Sie eifersüchtig auf Luz? Die blonde Ella ist eine gefährliche Person.“

Nach dem ersten Schreck hatten Jellas scharfe Augen Viktor Hugo erkannt, Falks besten Freund, den auch sie immer sehr gern bei sich gesehen hatte, denn er besaß die besten gesellschaftlichen Formen und verletzte sie infolgedessen seltener wie die übrigen, denen leicht einmal ein Verstoß passierte; aber in diesem Augenblick, als sie ihn ansah, erregte er ihr direkten Abscheu. Sie stieß ihn von sich.

„Bitte, lassen Sie mich in Ruh! Ich will allein sein."

Trotz alles Sträubens faßte er ihre Hand, legte sie in seinen Arm und hielt sie fest. „Machen Sie nur diese Wildkatzenaugen, hochmütiges Prinzeßchen, es kleidet Sie gut," sagte er in demselben Ton, den er auch den anderen gegenüber anschlug. „Darum tun Sie es ja doch nur."

Jellas Miene drückte höchste Verachtung aus, sie antwortete gar nicht.

„Gefällt Ihnen denn keine von unseren Ellys, Minnys, Tillys? . . ." fragte er weiter und hielt sie immer noch fest.

„Nein!" sagte sie sehr von oben herab.

„Es sind aber gute Mädchen im allgemeinen."

„Was geht mich das an!" brach Jella jetzt zornig los. „Sie passen nicht für mich — passen niemals für Luz Falks künftige Frau, und ich begreife nicht . . ."

Sie hielt plötzlich inne, denn er lachte, gewissermaßen mitleidig, wie man über die Wahnideen eines Kindes lacht.

„Sie glauben mir nicht?" fragte sie, und ihre Stimme begann zu zittern, der Arm, die ganze üppige Gestalt, sie wußte selber nicht, woher es kam. „Fragen Sie ihn selber — fragen Sie ihn nur."

Er lachte nicht mehr, sprach aber auch nicht, obgleich sie gierig auf seine Antwort wartete. Endlich wurde es ihr zu quälend, sie schüttelte heftig seinen Arm.

„Nun?" fragte sie beklommen.

„Wozu?" Er sprach leichthin. „Aber wäre es denn ein Unglück, wenn es anders käme? Sie sind so schön, Jella, so schön — und so jung — ich bin wie ein Narr in Sie verliebt."

Sie gab ihm einen Stoß, daß er fast taumelte. „Das ist eine Frechheit!" stieß sie wütend heraus. „Vergessen Sie denn ganz, wer und was ich bin?"

„Nein, ich denke eben daran, und deshalb, Jella, sage ich Ihnen, vergessen Sie diesen Augenblick nicht. — Und nun kommen Sie zurück."

„Nein!" rief sie empört.

„Dort kommt Luz."

„Ah, Luz!“ Sie flog ihm mit einem Aufschrei der Freude entgegen und warf sich an seine Brust. „Denkst du endlich auch einmal an mich?“

„Du — sie sagen alle, du seiest ein recht unliebenswürdiges Mädchen, ein absolutes Greuel, und sie bedauern mich deshalb herzlich,“ sagte er neckend.

Danach war ihr nun gar nicht zumute. „Luz, Luz!“ rief sie in heller Aufregung. „Sage mir nur das eine — liebst du mich? Willst du mich auch ernstlich heiraten?“ Als hinge Tod und Leben davon ab, so angstvoll starrte sie ihm in das Gesicht. Er lachte.

„Verrückter kleiner Käfer! Ja, ja! Das versteht sich.“

Sie kniff ihn energisch in den Arm. „So sollst du mir nicht antworten. — Gib mir dein Ehrenwort darauf. Hörst du — dein Ehrenwort will ich.“

Er runzelte ärgerlich die Stirn. „Jetzt ist doch wohl weder Ort noch Zeit zu solchen Gesprächen.“

„Dazu ist immer Zeit und Ort!“

„Mein Kind,“ sagte er hoheitsvoll und machte sich von ihr frei, „das überlasse nur mir. Und jetzt komm zurück.“

„Nein! Nein! Nein! Ich hasse diese Menschen, diese frechen Frauenzimmer dort — ich schäme mich unter ihnen zu sein — ich will nach Hause.“

„Bitte! Da kommt gerade ein Dampfer, benutze ihn, wenn du Lust hast, ich bleibe.“

Und Jella stürmte davon, mit einem Fünfzigpfennigstück in der Tasche, außer sich, rücksichtslos, ganz krank vor Zorn und Aufregung. —

Die Wogen dieses ersten Streits ebbten allmählich wieder zurück, unter tausend von Jella vergossenen Tränen; aber was nicht wieder kam, war ihr Vertrauen, ihre Sicherheit und Ruhe in bezug auf die Zukunft. Ein Stachel hatte sich in ihr festgesetzt und bohrte täglich und unablässig. Die Wunde begann allmählich zu eitern, zu schmerzen und machte Jella aufgeregter und exzentrischer denn je.

Luz nahm das alles mit olympischer Ruhe und einem angenehmen Kitzel für seine Eitelkeit hin, ohne jemals daran

zu denken, daß Fella wirklich dabei litt. Seit jenem verunglückten Ausflug ließ er sie öfter allein und tat nichts, aber auch gar nichts, um ihren gesunkenen Mut etwas zu heben. Und zu alledem kam noch eins. Sie begann zu kränkeln, fühlte sich oft jammervoll elend und sah infolgedessen wenig vorteilhaft aus. Anfangs achtete sie nicht darauf, nur daß ihr Luz manchmal sagte: „Es ist ganz unglaublich, Kind, wie du in letzter Zeit verloren hast.“

Dann aber konnte sie doch nicht mehr gleichgültig bleiben. Eine furchtbare, entsetzliche Angst befiel sie oft und schnürte ihr die Brust zusammen; manche Nächte saß sie wachend aufrecht im Bett, die Decke bis an das Kinn gezogen, mit großen offenen Augen ins Leere starrend, von Frost geschüttelt, und war am Morgen so matt, daß sie sich kaum erheben mochte. Wozu auch. Es lockte sie nichts mehr. Ihre Handarbeiten hatte sie eingestellt, ein früher, regnerischer Herbst drückte noch mehr auf das Gemüt wenn sie am Fenster stand und auf die regennasse Straße sah, und Luz kam nicht mehr täglich. Da war es schon am besten im Bett, den Kopf in die Kissen vergraben, sich dieser verzweifelten Angst und Traurigkeit zu überlassen, die schließlich in eine verzehrende Sehnsucht nach der Vergangenheit, nach Dolly schmolz.

Stundenlang konnte sie liegen und maßlos weinen, und wenn dann Luz kam, fand er eine verstimmte Geliebte mit roten Augen und verschwollener Nase. Sie dauerte ihn, freilich dauerte sie ihn! Und als der erste kühle Herbstwind durch die Straßen fegte, schickte er ihr einen prächtigen langen Mantel, malvenfarbig, mit gleichem Federbesatz und schillerndem Futter, das Schönste und Eleganteste, was er auftreiben konnte. Er wußte ja, was ihr solcher Tand bedeutete.

Das Mädchen brachte den Mantel an das Bett, und einen Augenblick — aber auch nur einen Augenblick zuckte die alte Fella wieder in dem bleichen, abgemagerten Mädchen auf. — Wie schön! Wie kostbar! Sie strich mit der Hand über die Seide, die weichen Federn, dann aufschluchzend, barg sie das Gesicht in ihnen. Ein Schauer schüttelte sie. Früher! Ja — früher! — Aber sie hatte einmal kein Glück!

Wenigstens aber stand sie auf und zog sich an. Ihren scharlachroten Tuchrock und die weißseidne Matinee. Wie hohl das Gesicht! Wie tief liegende, von dunklen Rändern umgebene Augen. Sie sah sich selbst erschrocken an, und dann lief sie in nervöser Ungeduld von einem Zimmer in das andere, rang die Hände und zerbiß sich die Lippen. Der kostbare Mantel lag unbeachtet auf dem Fauteuil. Endlich, als die Dunkelheit schon das Zimmer zu füllen begann, hörte sie Falk kommen. Einen Augenblick sah es aus, als wollte sie aufspringen, ihm entgegeneilen, dann unterließ sie es und blieb sitzen.

„Nun, mein Kerlchen,“ sagte er, erstaunt eintretend, „ich dachte, du würdest voll Freude sein über den Mantel, statt dessen kommst du mir nicht einmal entgegen — bedankst dich nicht?“

„Doch,“ entgegnete sie mit müder Stimme, ihm das Gesicht zudrehend, „er ist sehr schön, ich danke dir vielmals, Luz.“

„Kostet auch einen Haufen Reichsmärker! Aber für dich ist mir eben nichts zu teuer, das weißt du ja.“

Nach der Begrüßung, wobei ihm allerdings ihre Ruhe, die Kälte ihrer Hände auffiel, warf er sich auf den Diwan und begann seine parfümierten Zigaretten zu rauchen.

„Komm her, Kleine, und setze dich zu mir. Sollst dir auch ein Stengelchen anstecken, dann plaudert es sich besser.“

Sie kam langsam auf ihn zu. Ihre Bewegungen waren schlaff, im Zwielicht sah ihr Gesicht geradezu geisterhaft aus; bläulich blaß. „Ich danke, Luz, ich will nicht rauchen, aber — ich habe dir etwas zu sagen.“

Er streckte den Arm aus und zog sie zu sich. „Weiß Gott, Jella, du bist häßlich geworden! Und auch gar nicht mehr so nett und lustig wie früher. Da warst du ein so amüsanter kleiner Satan.“

Sie senkte den Kopf, zwei schwere Tränen schlichen über ihre Wangen, dann warf sie sich plötzlich mit der alten stürmischen Leidenschaftlichkeit auf ihn und flüsterte ihm etwas zu. „Und nun — nun wirst du mich endlich heiraten!“

schloß sie zitternd, bebend, ganz aufgelöst und klammerte sich an ihn. — „Dein Vater muß nun ja sagen — er muß, Luz."

Er schob sie mit kurzer Bewegung von sich. „Du bist närrisch, Jella! Ja gewiß, du bist närrisch!" Und heftig trat er mit dem Fuß auf.

Sie sprang empor, zitternd, empört. „Nein, das bin ich nicht! Und wenn ich bis jetzt ruhig und geduldig gewartet habe, bis du endlich Ernst machen und dein Wort mir gegenüber wahr machen würdest, nun tue ich es nicht mehr. Ich verlange jetzt, hörst du, ich verlange jetzt, daß ich in vier Wochen deine Frau bin."

Er lachte auf. Gepeinigt zwar, aber doch vollkommen einig mit sich, wie er sich zu verhalten habe. „Rege dich nicht so auf, Kind; bei deiner beliebten Manier kommt nichts heraus. Ich habe dir schon oft meine Gründe gesagt, bei Erpressungsversuchen kommt gar nichts heraus."

Sie sah ihn entsetzt an. „Hast du mich denn verstanden?" murmelte sie tonlos.

„Die Verrücktheit, die du mir da auftischtest? O ja! Aber das wird mich nicht zwingen. Ich habe bis jetzt für dich getan, was ich konnte — ja eigentlich mehr — das geschieht auch in Zukunft."

„Und mein Name?" keuchte sie. „Vergißt du denn, daß ich eine Baroneß Treuberg bin? Daß ich Ansprüche habe — daß . . ."

Er sah sie fast mitleidig an. „Kind, dasselbe Lied singt ihr ja alle! Wenn aber die Baroneß Treuberg so viel auf sich und ihre Stellung gab, dann — ja dann hätte sie zurückhaltender sein müssen. Den dummen Dünkel laß nur fahren, er ist lächerlich. Man wird so taxiert wie man sich im Wert gibt."

Sie stieß einen halberstickten Schrei aus und sprang auf ihn los wie eine Tigerkatze. Er sah es kommen und fing sie auf. „O du — du Erbärmlicher," stieß sie heiser heraus, „wer war denn schuld? Du — oder ich?"

„Du!" sagte er ruhig.

„Du hast mir die Ehe versprochen — du hast mich belogen, betrogen!“

„Wolltest du denn nicht betrogen sein? Wollt ihr das nicht alle? Daß wir uns keine Frauen von der Straße hernehmen, das weiß selbst die Dümmste von euch. So viel Selbsterhaltungstrieb haben wir denn doch!“

Jella griff sich an den Kopf, in dem es wirbelte. „Erbärmlicher! Nichtswürdiger!“ schrie sie außer sich, zitternd von Kopf bis Fuß, wie ein junger Baum, den der Sturm schüttelt.

Er faßte sie fest an. „Hüte dich!“ sagte er in kaltem Zorn. „Du weißt, ich bin empfindlich und nachtragend. Beleidigungen vergesse ich nicht. Sei so klug, daß wir nicht im Zorn auseinander gehen.“

Schweigend warf sie sich auf den Boden des Zimmers. Er hatte recht, außer ihm hatte sie ja niemand — niemand, der sich ihrer annahm. Was sollte aus ihr werden?



Eine Weile war es totenstill im Zimmer, eine beklemmende, unheimliche Stille, von der man fühlte, daß sie etwas Furchtbares barg.

„Eigentlich hast du mir durch dein Benehmen leicht gemacht, dir zu sagen, weshalb ich heute gekommen bin,“ sagte

Luz endlich, mit einem langen Zug an der erlöschenden Zigarette. „Mein Vater schickt mich nach Buenos Aires als Chef unserer dortigen Filiale, ich muß schon Ende der Woche abreisen.“

Sie sprang auf die Füße. „Fort!“ schrie sie in gellender Verzweiflung. „Fort? Du gehst fort! Und ich — wo bleibe ich?“

„Hier, Kind!“ sagte er, nun doch mit einem Schimmer von Mitleid in seiner kalten Stimme. „Es geht ja nicht anders! In zwei Jahren komme ich wieder und dann —“

Sie hatte die gerungenen Hände an die Lippen gepreßt und wimmerte in schrecklicher Angst leise vor sich hin. Er zog die Willenlose an sich.

„Du wirst natürlich genug bekommen, um zu leben, freilich nicht mehr so viel wie jetzt, aber doch genug,“ fuhr er überredend fort. „Und du bist jung, hübsch und pikant, du vergißt mich eher wie ich dich. Da ist mein Freund Hugo — er bat mich um ein gutes Wort bei dir — er ist ganz in dich vernarrt, der arme Junge! Der wird dir Gesellschaft leisten statt meiner, dich trösten — und er ist reicher als ich und ganz unabhängig.“

Im ersten Augenblick verstand sie seine Worte kaum, erst allmählich, ganz allmählich kam ihr zum Bewußtsein, was er eigentlich gesagt. Und da war es als zerriß ein blendender Blitz plötzlich all die Schleier vor ihren Augen, sie sah nackt und kahl, was sie umgab — was sie selbst geworden — die Gemeinheit, die sich ihr unhörbar nahe geschlichen, sie umgarnt und ihr nun, da sie nicht mehr zurück konnte, höhnisch grinsend ins Antlitz starrte. Eiseskälte durchrieselte sie. Sie wußte nicht mehr, daß sie den Mann da vor sich, der so gräßliche Worte soeben zu ihr gesprochen, einst geliebt hatte, sie dachte nicht mehr an ihre Zukunft, sie fühlte nur eins, daß sie im Sumpf stand und der Schmutz sie ersticken würde. Ein solch physischer Ekel kam über sie, daß ihr ganz schwindlig wurde, sie mußte sich retten, sich befreien um jeden Preis. Und sie hob den Arm, und ohne ein Wort zu sagen, schlug

sie Luz Falk mit voller Kraft in das Gesicht. Lautlos und stumm, aber mit einem Aufatmen der Befreiung.

Ihm sprangen die Funken aus den Augen; Verständnislosigkeit und Überraschung lähmten ihn einen Augenblick völlig; er begriff auch nicht im entferntesten, was in der Seele Jellas vor sich ging, die, sich sicher und geborgen glaubend an der Brust des Mannes, dem sie ihre Liebe, ihren Glauben, Jugend und Unschuld gegeben, nun plötzlich sah, daß er sie herabgezerrt hatte in den Sumpf und ihr alles genommen, hinter das sie sich flüchten konnte in Zukunft, sogar die Erinnerung an ihn. Nein — er begriff sie nicht und hatte also auch keine Entschuldigung für sie, nun er sich beleidigt wähnte. Was galt ihm ihr zuckendes Herz, ihr zertretener Stolz. Ihm war sie nur eine hübsche Puppe gewesen, die ihn reizte, die er genossen hatte, um sich für seine Ausgaben bezahlt zu machen.

Langsam stand er auf — er, der tödlich Beleidigte! Von ihm sah sie nichts als den glühenden Zigarettenpunkt, der sich leuchtend aus dem tiefen Dunkel heraushob. Dann ging er wortlos aus dem Zimmer. Hinter ihm fiel die Türe ins Schloß, seine Schritte knarrten leise auf dem Korridor, und es war Jella als summe ihr jeder Schritt in die Ohren: Wir kommen niemals wieder! Niemals! — Dann wurde es auch draußen still. Ganz still. Totenstill. — Nein, diese Schritte kamen nicht wieder, das wußte Jella mit hellseherischer Genauigkeit, aber es erregte ihr kein Schmerzgefühl. Etwas anderes war in ihr und gärte und bohrte und tobte — die Schande!

Sie warf sich mit dem Gesicht in das Eisbärenfell und schlug die Zähne wild in die weißen Haare. O nur sterben können, sterben! Nichts mehr fühlen von diesen nagenden Gewissensqualen, diesem Ekel. Denn immer wieder hatte sie das Gefühl, als drängten schlammige, schmutzige Wasser sich um sie zusammen und erstickten sie. Sie, die Tochter eines vornehmen Geschlechtes, aus edlem Blut, die sich selbst in den Schmutz geworfen. —

Wie lange sie so gelegen, was alles in fieberhaften Vor-

stellungen durch ihren wüsten Kopf gezuckt war, davon wußte sie nichts Deutliches als sie sich mit zerschlagenen Gliedern und dumpfer, stumpfer Verzweiflung erhob. Aber eins stand greifbar vor ihr, unverrückbar, zum Tollwerden höhnisch, daß Luz ihr seinen Freund angeboten, um von ihr befreit zu werden, daß es so weiter gehen würde, solange sie jung und hübsch war, und daß der Traum von Anstand und Ehrlichkeit, von einer siegesvollen Rückkehr zu den Ihrigen, ausgeträumt sei für immer. — Sie hatte keine Träne um über sich zu weinen, das Trümmerfeld, auf das sie blickte, wenn sie an ihr Leben dachte, war zu grauenhaft, um darüber weinen zu können. Weinen kann man nur bei schmerzlichem Kummer, nicht in stumpfer, hoffnungsarmer Verzweiflung.

Das Mädchen brachte Licht, sie schickte sie ungeduldig hinaus, aber nun fiel die Helle auf den kostbaren Mantel, der halb auf dem Boden lag. Ein irres Lächeln huschte über ihre schneeweißen Lippen. Um das hatte sie sich verkauft! Um Lumpen! Erbärmliche Lumpen! Frost schüttelte sie plötzlich. Sie stand auf und nahm den Mantel um. Wahrhaft königlich sah er aus, sie merkte es selbst jetzt in diesem Moment. Und dann kam eine plötzliche Angst, was nun aus ihr werden solle; ohne all die Verwöhnung, mit der sie bis jetzt umgeben gewesen, arm, allein, hilflos! Und sie sah wie in einem Spiegel das Gesicht Viktor Hugos plötzlich vor sich, und andere dahinter. Da stieg der Ekel wieder in ihr auf, ganz körperlich wie schon vorher, und der gewaltige Hochmut kam dazu, den sie immer besessen.

Sie lief ins Nebenzimmer, warf die Pantoffeln von den Füßen und schlüpfte in ihre Lackschuhe, nahm ein Spitzentuch um den Kopf, und nun fort, hinaus aus dem Haus, hinaus in Nebel und Regen. Nur Bewegung haben, totlaufen, was sie so namenlos peinigte. Der kostbare Mantel war gerade gut genug dazu, sie vor der Nässe zu schützen.

Lange lief sie planlos durch die Straßen. Der Weg, den sie nahm, war ihr gleich, die Vorübergehenden, die ihr in das Gesicht starrten, kümmerten sie nicht. Als sie endlich mit Bewußtsein um sich sah, stand sie am Kronprinzen-

Ufer. Ganz einsam und ausgestorben war es hier. Der Droschkenhalteplatz leer, die Steine schwarz und schlüpfrig vom Regen, und an der einen Seite das dunkle, bewegungslose Wasser. Eiserne Traillen schützten die Vorübergehenden vor einem Fehltritt, und es schien, als hielt das gemauerte Bett das Wasser da unten so reglos, daß es trotz des niederfallenden staubfeinen Regens nur leise zu zittern vermochte.

Jella blieb stehen, lehnte sich über die Brüstung und sah hinab. Da unten war Ruhe, Friede und Vergessen! Das Wasser wusch den Schmutz von ihr, den sie immer noch körperlich an sich zu fühlen meinte. Es dämmerte ihr plötzlich auf, daß sie die ganze Zeit nichts anderes gesucht als das Wasser, um zu sterben. Aber sterben ist schwer, besonders wenn man es aus eigenem Willen tun soll, und wenn man jung und schön — und so lebensdurstig ist — o, so lebensdurstig! —

Sie lehnte das Kinn auf die kalte, feuchte Eisenstange. Wie es in dem Kopf schmerzte! Was sich alles in dem armen gemarterten Hirn jagte! Sie dachte in ihrer trostlosen Verzweiflung an Axel, an Seefelds, an Dora — überall begegnete sie nur grausamen, verdammenden Blicken. Nein, es konnte niemand Verständnis für sie haben, das war klar! Niemand begriff diesen Hunger nach Genuß, der in ihr gelebt hatte, und der die Triebfeder zu ihren Handlungen gewesen war. Wenn's ein Unrecht gewesen, der Schöpfer selbst hatte es in ihre Brust gepflanzt, sie konnte nichts dafür, es war stärker gewesen als sie. Wozu mußte sie auch so arm sein! Arm und ein ewig hungriges Herz, das taugt freilich nicht. Oder warum war sie nicht wie die anderen, die zu resignieren verstanden! — Ihre Schönheit hatte ihr kein Glück gebracht. Lindemann hatte sie aufgegeben ohne allen Grund, und Luz — Luz hatte sie in den Schlamm gezerrt und wollte sie noch tiefer hinabstoßen. Bei dem Gedanken an ihn schauderte sie. —

Dicht vor ihr führten ein paar Stufen in das Wasser, die sah sie wohl. — Die hinab und dann hinunter — und

in Ewigkeit war alles zu Ende. Behutsam überstieg sie die niedrige Traille und trat auf die erste Stufe. Sie war glatt und schlüpfrig; trotz aller Todesgedanken klammerte sich Jella instinktiv an die gemauerte Wand. Auch hier Kälte und Feuchtigkeit, die sie durchschauerte. In sich zusammengekauert hockte sie auf der untersten Stufe, die Hand im eisernen Ring, den Mantel hochgezogen, daß das helle Seidenfutter nicht schmutzig würde.

Das Wasser zitterte unaufhörlich unter dem feinen Regen, stumpf, glanzlos, wie gepeinigt sah es aus, und der Laternenschein zerrissen und erloschen, wo er sich darin spiegelte.

Jella drückte den Kopf gegen ihren Arm. Er allein war lebensvoll und warm in dieser beklemmenden nassen Öde. Mußte sie denn sterben? Gab es keinen andern Ausweg mehr? Sie konnte ja weiter leben wie bisher, Viktor Hugo würde sie trösten, Luz hatte es gesagt. Und sie sah sich bei üppigen Mahlen, in lustiger Gesellschaft, der Tollsten eine, wie jene — jene, die sie im Sommer so tief verachtet hatte. — Nein, nimmermehr! Das durfte nicht sein! Das Blut der Treubergs empörte sich gegen diesen Ausblick in die Zukunft, die Erziehung, die sie genossen, lehnte sich in leidenschaftlichem Abscheu dagegen auf. Jetzt, wo sie nicht mehr hoffen durfte auf eine reine, ihrer würdige Zukunft, war es vorbei mit ihr — vorbei! Der Ekel würde sie ersticken. Und das Gefühl, schon jetzt unrettbar im Schmutz zu stecken, kam wieder mit Allgewalt über sie und stachelte sie und quälte sie . . .

Hastig riß sie die seidnen Schnüre des Mantels auf, er fiel von ihren Schultern zu Boden, dann drückte sie die Augen fest, fest zu und warf sich vornüber ins Wasser, mit einer Hast, einer Entschlossenheit, als fürchte sie, ihr Entschluß könne sie reuen. — — —

Und dann . . . war alles vorbei . . . die zitternden Wasser hielten ihre Beute fest. Nur der malvenfarbene Plüschmantel blieb von ihr übrig, zerdrückt, durchnäßt, auf der untersten Stufe der Treppe, die in die Spree hinabführt.

XXVII.

Axel von Treuberg und Volkmar von Mansfeld waren zum ersten Oktober zur Kriegsakademie einberufen worden. Seitdem hatten sie eine kleine Wohnung in Moabit inne, die nicht allzu teuer war und ihnen ein bequemes Zusammenleben gestattete. Der allmorgentliche Spaziergang war ihnen keine Qual sondern eine Annehmlichkeit.

Axel hatte sich fast bis zur Unkenntlichkeit verändert. Die schlanke, wohlproportionierte Figur, das feine, aristokratische Gesicht war von erschreckender Magerkeit, und ein scharfer Zug, wie eingeschnitten, von der Linie der Nasenflügel bis zum Mund.

An Schönheit hatte er verloren, an Distinktion und Cachet vielleicht gewonnen, wenigstens in den Augen derer, die das Aussehen eines müden Lebemannes verlangen. Daß er jetzt diesen Stempel trug, war nicht ohne Ursache. Hatten seelische Leiden den Grund gelegt, so waren seine Heilmittel dagegen ein Gift gewesen, dessen er sich nicht ungestraft bediente. „Nur nicht denken brauchen," hatte er zuerst gesagt, als er sich in das Spiel und in Gelage stürzte. Jetzt sagte er es nicht mehr, wenigstens nicht laut, aber der Teufel, dem er so bereitwillig den kleinen Finger gegeben, war im Begriff, die ganze Hand zu nehmen. Der puritanisch einfache, sparsam mit dem Pfennig rechnende Axel von Treuberg, dessen einzige Lebensaufgabe nur ein Vorwärtsstreben gewesen, war er längst nicht mehr. Er hatte jetzt Schulden, ziemlich ansehnliche Schulden, von denen er mit einem bösen Auflachen zuweilen sagte, daß er hoffe, der Teufel bezahle sie ihm einst. Fleißig war er geblieben, aber gerade dieser Fleiß neben den rücksichtslos langen Nachtwachen untergrub seinen Körper und machte ihn vor der Zeit alt.

Selbst Mansfeld fiel das auf, als er an dem kühlen Oktobermorgen neben ihm herschritt, um sich in die Akademie zu begeben, obgleich seine Augen doch, durch tägliches Zu-

sammensein mit dem Freunde an sein Aussehen gewöhnt waren.

Es war kühl und klar, ein frischer, fast kalter Wind riß die Blätter in Massen von den Bäumen und trieb sie kräuselnd vor sich her. Der Himmel, hellblau, fast weißlich, hatte etwas Grelles, Hartes im Ton, was nicht erheiternd auf das Gemüt wirkte, obgleich er seit Tagen eintönigen Regens zum erstenmal wieder klar war. Vielleicht war das Licht schuld daran, daß Axel so bleich und übernächtig aussah, mit dem verräterischen Anflug von Grün um Augen und Schläfen, der eine bis zu Tode gehetzte Körperschwäche anzeigt. Er sprach auch nicht, sondern hüllte sich fröstelnd in seinen Mantel und sah ausdruckslos ins Leere.

Als sie sich der Brücke näherten, sahen sie schon von weitem eine Menschenansammlung, nicht zu zahlreich, denn es war noch früh, zum größten Teil aus den Vertretern des vierten Standes bestehend; auch Schutzleute waren darunter. Mansfeld, dessen rascher, scharfer Blick das alles umfaßt hatte, machte seinen Begleiter darauf aufmerksam!

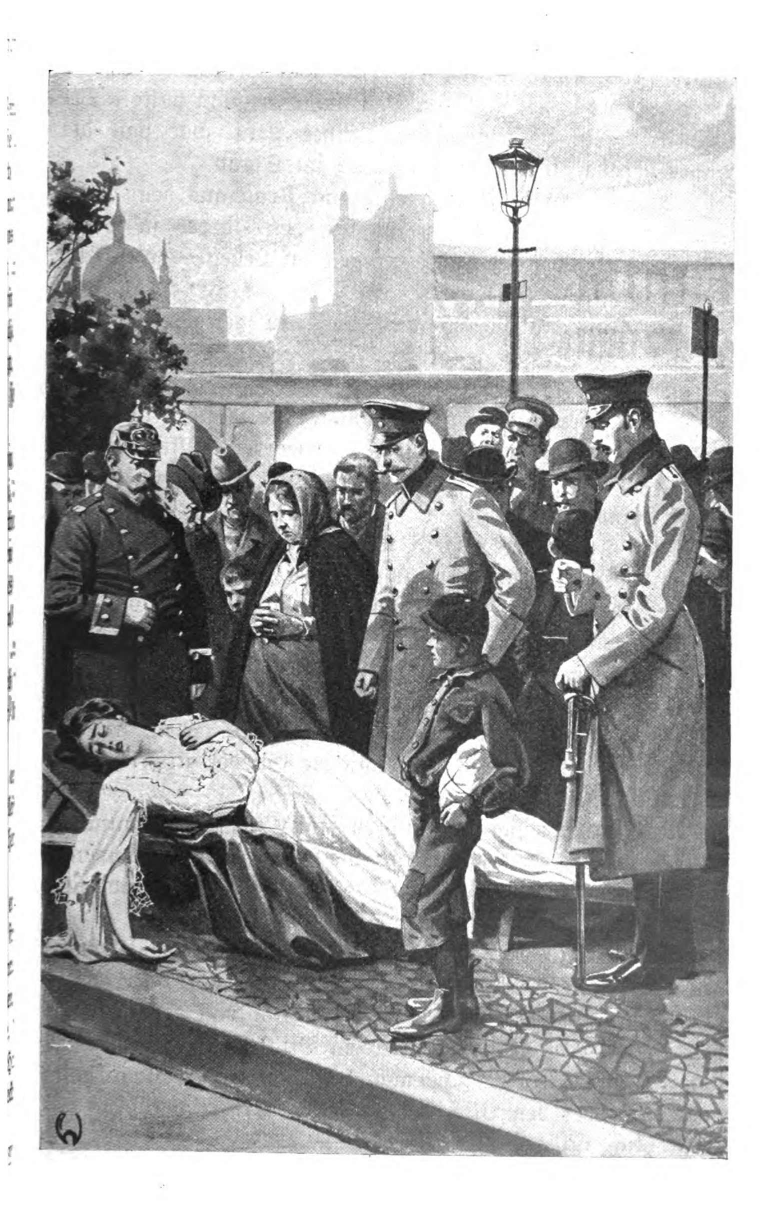
Axel hatte nur eine apathische Kopfbewegung. „Was soll denn passiert sein? Ein Gaul gestürzt, ein Dieb festgehalten oder ein Ertrunkener angeschwemmt. Der liebe Pöbel muß eben gaffen, aber was geht das uns an!“

Wie sie ganz nahe waren, sahen sie eine Bahre, eifrig amtierende Polizisten und den Schimmer eines roten Kleides.

„Ein Weib!“ sagte Mansfeld und trat neugierig heran, seinen Schritt etwas mäßigend.

Der Schutzmann machte ihm sofort Platz, indem er an den Helm griff, so daß die beiden Offiziere einen freien Blick auf die Bahre hatten. Und da lag in ihrem scharlachroten Tuchrock, unter dem die Lackschuhe hervorschauten, in der weißseidenen mit Spitzen überrieselten Matinee, das Haupt ein wenig zur Seite, die schwarzen, starken Haare trotz der Nässe noch immer etwas lockig, lang ausgestreckt — Zella von Treuberg — tot.

Aber es war kein Friede, den hier die erstarrende Majestät des Todes auf das schöne Gesicht gedrückt hatte. Wie



eine finstere, schwere Anklage stand eine tiefe Falte zwischen den dunklen Brauen, lag ein Zug von Ekel und Abscheu um den Mund, den auch der Tod nicht verwischt hatte. Der eine Arm, ein voller, schöner, weißer Arm, war von der Bahre herabgeglitten, die Hand lag im Staub.

„Armes, junges Blut," sagte eine Frau aus dem Volke und hob den Arm auf, um ihn auf den Körper zu legen. „Der ist es auch nicht gut gegangen im Leben — die klagt noch jemand im Tode an."

Ein Junge aber, der sich schon satt gesehen, schwang sich auf den Brückenpfeiler und pfiff der heranklingelnden Straßenbahn ein Lied entgegen.

Leben überall — nur die junge Tote so starr und kalt und blaß, und — die beiden vornehmen Offiziere, die regungslos dastanden mit kalkweißen Gesichtern und nicht wagten einander anzusehen.

Endlich schob Mansfeld seinen Arm unter den Axels. „Komm weiter!" raunte er ihm tonlos zu. Er fühlte, daß sie die Aufmerksamkeit der Anwesenden erregten, daß die einen Zusammenhang witterten zwischen der Selbstmörderin und diesen schreckensstarren Herren aus der Gesellschaft, er empfand instinktiv, daß sie fort mußten, um dem plötzlich werdenden Romankapitel keine Nahrung zu geben, und er zog Treuberg weiter, obgleich ihm die Glieder zitterten und er am Umsinken war.

Und der ließ sich auch führen, ganz mechanisch taumelte er vorwärts. Aber ebensowenig wie sie sprachen, ebensowenig sahen sie einander an, es war als läge eine Scheu zwischen ihnen, die sie daran hinderte.

Erst kurz vor dem großen roten Hause der Kriegsakademie wurde Mansfelds Schritt zögernder; er hatte niedergekämpft was ihn bis hierher so qualvoll gepackt hielt, und nun streifte er mit prüfendem Blick Axels Gesicht. Es war aschfahl, entstellt, wie nach langer, schwerer Krankheit; aber als ob er den Blick des Freundes körperlich fühlte, sah er plötzlich auf und blieb stehen.

„Es ist am besten so! Am besten!" murmelte er und

stieß mit Gewalt den Säbel auf das Trottoir, daß es nur so klirrte. „Am besten!“ wiederholte er noch einmal. —

Dann stiegen sie die Stufen hinauf. —

* * *

Rittmeister Pauly und Major Seefeld saßen gegen zwölf Uhr, wie fast täglich, in der Glasveranda von Josty und durchblätterten ihre Zeitungen. Der Wind hatte es draußen so kühl gemacht, daß niemand mehr im Freien sitzen konnte, und die beiden Herren fühlten sich bei ihrem „Doktor“ recht behaglich. Der Major sah gealtert und zusammengefallen aus; das datierte seit Jellas Flucht und der Ungewißheit, was aus ihr geworden.

„Der Herbst kommt recht früh und empfindlich in diesem Jahr,“ sagte er zu seinem alten Freunde und sah hinaus wie der Wind die Bäume zerrte und bog und die Blätter in Scharen abriß. „Wir müssen schon ans Heizen denken.“

Pauly ließ seine Augen gedankenvoll über den Leipziger Platz schweifen. „Dagegen läßt sich nichts machen, und —“ er stockte plötzlich und erhob sich halb. „Bei Gott, ich täusche mich nicht. Das ist ja Lindemann!“

Es war tatsächlich Lindemann, der jetzt in das kleine, offene Gittertor des Vorgartens eintrat und sich anschickte, die Stufen zur Veranda zu ersteigen. Als er aufschauend die beiden Bekannten erblickte, zuckte er zurück und wäre am liebsten umgekehrt. Aber das sah so sonderbar aus! Er machte gute Miene, trat ein und begrüßte die Herren.

„Also die Zugvögel sind auch schon da,“ sagte Pauly scherzend und zog einen leeren Stuhl herbei. „Seit wann sind Sie in Berlin, Lindemann?“

„Seit gestern.“

„Und bleiben?“

„Nun, den Winter über, wie stets!“

Lindemann zog sein Taschentuch aus dem Paletot und trocknete sich nervös die Stirn, dabei warf er einen scheuen Blick auf den schweigenden Seefeld. Trug der ihm seine

unterlassene Werbung nach? Am besten war es, gleich dahinter zu kommen.

„Wie geht es bei Ihnen zu Hause, Seefeld?" fragte er mit dem Mut, den manchmal ein böses Gewissen gibt.

„Danke! Danke!" Der Major zitterte vor jeder weiteren Frage und wußte doch, daß er ihr weder ausweichen konnte, noch daß sie ihm erspart bleiben würde.

„Was macht Ihr Fräulein Nichte, Baroneß von Treuberg?"

„Ich weiß es nicht, sie ist nicht mehr bei uns, sie ist fort."

„O! — Wohin denn?"

Der Major war aufgestanden und hatte nach einer neuen Zeitung gegriffen, einer Verlegenheitszeitung, und Lindemann fühlte eine warnende Berührung von Pauly. Was bedeutete das alles? Er erschrak, sein Herz klopfte unruhig, denn schließlich — er hatte gehofft, Jella wiederzusehen. Die Erinnerung an sie hatte ihn während des ganzen heißen Sommers nicht verlassen, und er hatte sich auf den Herbst und Winter vertröstet, wenn sie ihm gar zu viel zusetzte. Die Spanne Zeit war ja nicht groß, was sollte sonderlich in ihr passieren! Und nun kam er, und Jella war fort. Verlobt, verheiratet vielleicht! Es stieg ihm heiß vom Herzen auf, er warf einen jammervollen, flehenden Blick auf Pauly.

Aber der sah nichts davon, er hatte das Zeitungsblatt wieder ergriffen und las darin; nach einer kleinen Pause wandte er sich an die andern. „Hört einmal zu! — Gestern morgen wurde an der Moltkebrücke die Leiche eines jungen, bildschönen Mädchens, offenbar den besten Ständen angehörend, angeschwemmt. Die Kleidung der Toten war hochelegant, der Schmuck, den sie trug, echt und kostbar. Wer sie ist war bisher noch nicht zu ermitteln, jedoch wäre es sehr wünschenswert, das Inkognito gelüftet zu sehen. Die Leiche ist nach der Morgue geschafft und erregt allgemeine Bewunderung. — Ich wette," sagte Pauly, das Blatt sinken lassend, „daß die Schönheit der Toten mehr in der Phantasie

des Reporters besteht als in Wirklichkeit. Wasserleichen sind immer häßlich."

„O, nicht immer," wehrte der Major. „Ich selbst habe schon welche gesehen, die recht gut aussahen."

„Ich war noch nie in der Morgue," sagte Lindemann nachdenklich. „Das wäre eigentlich ein Grund, sie sich einmal anzusehen."

„Ich auch noch nicht. Wollen wir alle drei hinpilgern, Major? Es ist noch früh."

„Meinetwegen!"

Sie zahlten und stiegen auf die Pferdebahn.

„Eigentlich eine Kateridee," meinte Seefeld unterwegs. „Sie sind schuld, Lindemann."

Sie verfolgten die Hannoversche Straße, die dort einen außerordentlich ruhigen, fast ländlichen Eindruck machte. Rechts ein langes Gebäude, vor dem Hühner scharrten und ein Hund in der Sonne lag, links über eine lange Mauer hinweg hochaufragende Schornsteine, aus denen Rauch quoll, den der Wind gleich in tausend Fetzen riß, hinter ihnen laut schallende Musik, mit der ein Regiment in seine Kaserne zurückkehrte, und nun endlich die Morgue, etwas zurückgebaut, flankiert von zwei vorspringenden Seitenflügeln, mit einem Gärtchen, das den so geschaffenen viereckigen Raum ausfüllte, in dem dunkelgrüner Efeu gezogen wurde und ernste Bäume standen. Das weite Tor stand offen. Menschen kamen heraus und zerstreuten sich rechts und links. Den drei Herren wurde ganz feierlich zumute, als sie die granitnen Stufen im Hintergrund emporschritten, sie schwiegen wie auf Verabredung, dann flog die Tür auf.

Hinter dicken Glaswänden, die den Raum in zwei Hälften schieden, auf sanft ansteigendem Asphaltlager ruhten die Opfer der Großstadt. Die Gemordeten und die Selbstmörder, die Unbekannten und Vermißten in ewigem friedlichem Schlaf. — Die Zellen waren leer bis auf eine, und in der ruhte in ihrem scharlachroten Tuchrock, unter dem die Lackschuhe hervorsahen, in der weißseidnen, von Spitzen überrieselten Matinee — Jella von Treuberg; den Kopf zur Seite ge-

neigt, das Gesicht finster, verzweifelt, als klage sie irgend jemand oder irgend etwas noch im Tode an. Schön war sie noch immer, aber es war eine Schönheit, die erschauern und schaudern machte.

Die Blicke der drei Herren fielen gleichzeitig auf die stille Schläferin, und alle drei stießen sie einen dumpfen Laut aus, des Entsetzens -- des Grauens — des Kummers. Um Lindemann begann der Boden zu schwanken, zu steigen, zu fallen; halb ohnmächtig lehnte er an der Wand, das Gesicht von Schweiß überrieselt, und Tränen stürzten ihm aus den Augen, bittre Tränen der Reue, der Verzweiflung. Seefeld war vor der Glaswand in sich zusammengesunken. Sie blieben lange da drinnen, die drei, und als sie gingen, reichten sie sich stumm die Hand zum Druck. Wie Trunkene schwankten sie dann die Straße hinunter, aber der Beamte in seinem Flügel, vor dem großen Journal, in das er die Personalien der Toten einzutragen hatte, blieb unbehelligt, er erfuhr nichts von der Erkennungsszene, die eben stattgefunden. Die Seite, die den Vermerk über die eingelieferte junge schöne Wasserleiche tragen sollte, blieb leer.

„Wir sind es dem Bruder, ihr seid es euch schuldig, zu schweigen, Seefeld," flüsterte Pauly eindringlich. „Wird denn etwas geändert dadurch, daß man weiß, wer da freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht hat? Laßt es uns selbst unsern Frauen verschweigen."

Endlich nickte der Major. Es war ja wahr! Wem nützte die Kenntnis? Aber er, so alt er auch wurde — niemals würde er diese Stunde vergessen.

Lindemann war ganz stumm. Wie vor den Kopf geschlagen! Und etwas saß in ihm, das ließ ihm keine Ruhe, das flüsterte ihm immer zu, auch er habe schuld, einen Teil der Schuld, die dies junge, schöne Wesen niedergestreckt hatte auf ewig -- aus eignem Willen.

* * *

Sie brachten sie alle drei zu Grabe, die Selbstmörderin aus der Morgue. Lindemann hatte einen großen Kranz weißer Blumen auf dem Arm und sah fast ebenso weiß aus wie diese. An den Schläfen des Majors schimmerte es silbern, wie Reif. Es war kein feierliches Begräbnis. Man gab der Erde nur zurück, was von ihr kam. Daß die drei Herren weinten, war vielleicht das einzig Bemerkenswerte. Aber diese Tränen kamen aus brennenden, schmerzenden Herzen. Seefeld dachte daran, wie wenig er seine junge Cousine im eigenen Hause geschützt hatte, daß es so weit kommen konnte, und Lindemann beweinte die Summe von Glück, die er einst in der Hand gehalten und achtlos fallen gelassen. — Nun deckte alles die Erde! — Das heiße Herz hatte aufgehört zu begehren, zu hoffen, es war still geworden — ganz still! — Die unverläßlichen Augen hatten sich geschlossen. — Was aber war vorangegangen? Welche Tragödie hatte sich abgespielt im Laufe dieses einen kurzen Sommers? Sein Herz krampfte sich zusammen, wenn er daran dachte! — Ein Mann war schuld — natürlich ein Mann! — Und ohne hinzuhören, wovon die andern flüsterten, packte er plötzlich Seefelds Arm. „So ein armes, junges Ding —“ sagte er mit knirschenden Zähnen, fast keuchend — „das ist nur jung — und heißblütig — und leichtsinnig — und büßt dann so schwer. Wir Männer aber — wir sind gemein — gewissenlos und gemein! Sonst müßte sich der Elende jetzt eine Kugel durch den Kopf jagen — was er nicht tun wird — was keiner tut! — O wir!! — Wir!!“

Er schluchzte auf und ballte die Faust nach der Stadt zu. Die andern nahmen den Schwankenden mitleidig unter die Arme.

XXVIII.

Der Winter war da, mit viel Schnee und andauernder Kälte, die die Menschen in die Zimmer scheuchte und Kachelofen, Lampe und Teemaschine zu Ehren brachte. Axel von Treuberg und Volkmar von Mansfeld saßen im Wohnzimmer an ihren Schreibtischen mit einer Arbeit für die Akademie beschäftigt. Volkmar war abgespannt. Er legte den Arm auf den Stapel Bücher zur Rechten, den Kopf darauf und war bald fest eingeschlafen.

Auch Axel spürte eine ziemlich ruhelose Nacht in den Knochen, denn seit einiger Zeit floh ihn der Schlaf, selbst wenn er ihn herbeisehnte. So saß er auch jetzt, zerschlagen und matt, aber ohne eigentliches Bedürfnis zu ruhen, vor den weißen Blättern, die Feder lässig in der Hand, die Augen ins Leere gerichtet, und mit den Gedanken weit — weit fort.

Es war merkwürdig, was sich jetzt alles ungerufen in den Kreis seiner Betrachtungen eindrängte. Er wollte aber fleißig sein — fleißig um jeden Preis! Vorwärts streben in rastloser Energie, dem Ziele nach, das er sich gesteckt und dem er so unzählige Opfer gebracht hatte. Jetzt wollte ihm manchmal scheinen, als wäre dieses Ziel ein Irrlicht, das ihn narrte, nachdem es ihn fortgelockt hatte von allem, was ihm ehemals teuer gewesen, und ihn, nun er allein stand, mit den Bildern von dem äffte, was hätte sein können und was war.

Sein Ehrgeiz, seine Standesvorurteile waren der Moloch gewesen, in dessen offenen Rachen er alles geworfen, seine Braut — seine Schwester! — Bekam er ersetzt, wenn er schließlich erreicht hatte, was er wollte? Seine Hand krampfte sich zusammen, unwillkürlich, wie es sein Herz tat, wenn er Doras und Fellas gedachte. — Freilich, sie waren ihre eigenen Wege gegangen, aber weshalb? — Doch nur deshalb, weil er, der Mann, ihnen keine helfende, stützende Hand geboten hatte — bieten konnte. Für wen arbeitete und strebte er denn nun? Nur für sich allein? Dann war der Lohn,

der ihm wurde, schal und reizlos, da er ihn mit niemand teilen konnte. Sein Stand war ihm das Höchste gewesen. An ihn hatte er sich festgeklammert in der Stunde der Wahl, und nun kam es ihm doch vor, als gäbe auch dieser ihm nicht mehr die rechte Befriedigung. Was aber blieb ihm dann?

Eine entsetzliche Beklemmung erfaßte ihn oft wenn er der Zukunft gedachte, und Reue über die Vergangenheit ging damit Hand in Hand. Wenn er an Dora festgehalten, wenn er einen bürgerlichen Beruf erwählt hätte, in dem er arbeitete, um Geld für die Seinen zu verdienen, wäre er dann wohl glücklicher geworden? Freilich, arbeiten um Geld zu verdienen ist so ordinär — eine Schande beinahe für den Edelmann; er hätte es nie überwunden. Auch so wäre er ein Opfer der Verhältnisse, der Erziehung und der Standesvorurteile gewesen. Aber er hätte dann doch für das Mädchen, das er liebte, sorgen können, und für seine Schwester.

Er klagte sich heimlich bitter an, daß er sie oft so unbrüderlich behandelt hatte, sie so ausschließlich Seefelds überlassen; die tote Jella zehrte an ihm, sog ihm das Mark aus den Knochen, ließ ihn verzweifeln an sich und dem Schicksal, wenn die Reue mit aller Macht manchmal über ihn kam. Er sprach zu niemand davon, auch nicht zu Mansfeld; aber Jahre seines Lebens hätte er hingegeben, wenn sich nur einmal noch Doras weiche Hand auf seine Stirn gelegt hätte, ihre weiche, liebe Stimme ihm tröstend und beruhigend zugesprochen hätte. — Auch das war vorbei für immer. Sie waren getrennt! Manchmal überwältigte ihn die Sehnsucht geradezu, und doch entsetzte ihn der Gedanke an ein Begegnen, wie es ja jeden Tag im Bereich der Möglichkeit lag. Wie sollte er sich da benehmen? Sie grüßen wie eine Fremde oder stumm vorübergehen; denn daß er nicht mit ihr sprechen durfte, das wußte er zu gut. Die Wunde war nur leicht verharscht, vernarbt war sie nicht.

Er warf einen Blick des Neides auf den schlafenden Freund, der vernehmlich atmete. Quälten den denn nicht auch ähnliche Gedanken? War er wirklich ganz ausgefüllt

von dem erbärmlichen Dasein, dessen Leere und Schalheit ihn manchmal anekelte? Es schien so! Vielleicht gab es auch feiner und gröber organisierte Menschen, die verschieden fühlten und empfanden. Ein Unglück war das dann für die ersteren! Ihm hatte die Natur davon entschieden zu viel mitgegeben! Freilich, früher war er auch nicht so gewesen, erst die Schicksalsschläge, die ihn getroffen, hatten ihn dazu gemacht. — Ein Narr übrigens, der sich mit vielen Gedanken plagt; zu ändern ist doch nichts. Die Kandare zwischen die Zähne, und dann vorwärts auf der Bahn, die man das Leben nennt, bis an das Ende. Nicht rechts noch links sehen, immer nur das liebe Ich in Betracht ziehen, ganz egal, wer daran zugrunde geht. Ja, das ist das Rechte! Sie hatten es doch leidlich weit bis jetzt gebracht, sein Freund und er...

Die Korridorglocke tönte; er fuhr zusammen wie auf etwas Unrechtem ertappt; auch Mansfeld schlug die Augen auf und gähnte laut. Der Bursche brachte zwei Briefe, für jeden einen. Aus der Form des Kuverts, dem steifen Inhalt ließ sich sofort auf Einladungskarten schließen. —

„Herr und Frau Falk geben sich die Ehre usw.," las Mansfeld, der sich mehr mit dem Öffnen beeilt hatte. „Das muß ich sagen, die Leute sind sehr aufmerksam gegen uns, Axel. Wir müssen wohl hin, obgleich der Sohn längst in Buenos Aires schwitzt, was?"

„Mir sind diese Gesellschaften ein Greuel," sagte Axel übellaunig. „Übrigens was den Sohn anbetrifft, das war deine Errungenschaft. — Mir ein unleidlicher Bengel."

„Na, von der Sorte gibt es schlimmere, er war wenigstens nicht aufdringlich und ziemlich comme il faut. Aber wenn auch eure Abneigung vielleicht gegenseitig war, bei der Alten und der Tochter hast du dafür entschieden einen Stein im Brett."

Treuberg machte eine wegwerfende Bewegung, ohne zu antworten.

„Erlaube mal, sie wiegt ihre anderthalb Millionen, sagt man und ist außerdem ein netter kleiner Käfer, Augen wie Brombeeren so schwarz. Wenn ich an deiner Stelle wäre..."

„Nun?“ fragte Axel scharf. Es war ihm, als berühre der Freund mit seinen Worten eine schmerzende Wunde.

„Nun, unser Mammon ist doch inzwischen nicht gewachsen, wohl aber unsere Schulden.“

Axel biß sich auf die Lippen. Ja, er hatte jetzt Schulden, beträchtliche Schulden für seine Verhältnisse. Und er hatte sie nicht gemacht um jemand beizustehen, der ihm teuer gewesen und der Mangel gelitten hätte, für Dora und Jella hatte er keine gemacht — wohl aber für sich, um zu vergessen, seinen Gram zu ertränken. Er hatte sich immer für einen außerordentlich anständigen Kerl gehalten — bis jetzt; in seiner augenblicklichen Stimmung fiel die Erwähnung seiner Schulden wie ein tiefer Schatten auf dies strahlende Bild und peinigte ihn.

„Ich gehe nicht hin!“ sagte er kurz und schob die Einladung beiseite.

Die lustigen braunen Augen seines Gegenüber sahen ihn lächelnd an. „Sei kein Frosch, Axel! Leben und leben lassen, darin liegt die ganze Weisheit unserer Zeit auf jedem Gebiete. Die breiten Streifen sind dir ja doch sicher, und Flora Falk auch, wenn du nur willst. Du bist eben ein Glückspilz.“

„Ein Glückspilz!“ wiederholte Axel, und es bebte etwas in seiner Stimme, was den anderen plötzlich aufsehen machte:

„Das Vergangene ist eben vergangen und läßt sich nicht ändern,“ sagte er ernster. „Im übrigen lebt der Mensch nicht für die Vergangenheit, sondern für die Gegenwart — mehr noch für die Zukunft.“

Axel sagte nichts mehr. Vielleicht hatte der Freund recht, und er sollte seinen Weg gehen, rücksichtslos und ohne zurückzuschauen. — Der eine konnte es, der andere nicht — an sich zweifelte er zuweilen. Jedenfalls war ihm der Gedanke an Flora Falk eher peinlich als angenehm. Er verhielt sich gegen die Spezies Menschen, die Falks repräsentierten, immer aufs äußerste ablehnend, und er hatte sehr ungern nur Mansfelds Bitten nachgegeben und sich ihm angeschlossen, als der dort auf Drängen des Sohnes, den er gelegentlich kennen gelernt,

Besuch machte. Die Aufforderung fiel damals in die Zeit seiner größten Niedergeschlagenheit, so daß er schließlich aus Gleichgültigkeit nachgab.

Nun war Luz zwar fort, aber Falks überhäuften die beiden Offiziere mit solchen Liebenswürdigkeiten, daß ihnen schwer zu entkommen war. Direkt unhöflich wollten sie nicht sein, dazu hatten sie keine Ursache; Falks erfreuten sich eines durchaus tadellosen Rufes, und die kleinen hin und wieder vorkommenden Taktlosigkeiten waren meist nur der Ausfluß einer gewissen bourgeoisen Gutmütigkeit gegen die jungen Leute, die sie um jeden Preis fesseln wollten.

Dennoch hatte Axel gar keine Lust an diesem Diner teilzunehmen, und er setzte das Mansfeld gerade auseinander, als sie, von der Akademie kommend, an einem schönen, klaren Wintertage über die Linden gehend, heimkehren wollten. In ihr Gespräch vertieft, achteten sie wenig auf die Vorübergehenden, bis sie auf einmal mit einer jungen Dame fast zusammenstießen, die eilig aus einem Laden trat. Es war Flora Falk, in einem sehr eleganten, prachtvoll sitzenden grünen Tuchkostüm mit Biber verbrämt. Sie errötete heftig als sie die Herren sah, aber es war ein Rot der Freude, denn ihre schwarzen Augen blitzten vor Vergnügen.

„Wie reizend, daß ich Sie treffe," sagte sie, beiden ihre feinbehandschuhten Hände entgegenstreckend. „Nun kann ich mir gleich eine Antwort auf unsere Einladung holen. Sie kommen doch?"

Axel murmelte etwas von verhindert sein, während Volkmar schwieg. Aus Floras Gesicht wich der helle Glanz.

„Aber um Gottes willen!" sagte sie, „wenn Sie nicht kommen, freut mich die ganze Geschichte nicht mehr. Sagen Sie mir, welchen Tag Sie frei sind, dann müssen die Eltern das Diner verschieben."

„Ich bitte Sie, mein gnädiges Fräulein . . ." Axel war direkt betreten, das hatte er nicht erwartet.

„Ja, es hilf nichts, ohne Sie soll es nicht vor sich gehen, wir hätten sonst wirklich gar kein Vergnügen. Also bitte,

bestimmen Sie einen Tag, ich bestelle dann gleich bei Schmidt die Blumen ab."

Axels schmales, feines Gesicht hatte sich etwas gerötet. „Das kann ich wirklich nicht annehmen — um keinen Preis!"

„Also Sie *wollen* nicht kommen!" sagte Flora und sah ihn betrübt von unten auf an. „Das — ja, das ist dann freilich etwas anderes!"



Er strich über seinen langen blonden Schnurrbart, einen Augenblick irrten seine Augen wie geistesabwesend über die lange Linie der entlaubten Bäume, dann verbeugte er sich höflich. „Es scheint ein vollkommenes Mißverständnis zwischen uns zu herrschen, Gnädigste. Ich kann natürlich keinerlei Opfer seitens Ihrer verehrten Eltern annehmen, wie zum Beispiel eine Verschiebung Ihres Diners. Wohl aber werde ich auf alle Fälle möglich zu machen suchen, trotz aller Hindernisse doch zu erscheinen, dank Ihrer freundlichen Worte!"

„Also Sie kommen — Sie kommen!" rief Flora vergnügt. „Herr Baron, geben Sie mir Ihre rechte Hand darauf, sonst kann ich doch nicht ganz ruhig sein. Und auch Sie, Herr von Mansfeld — daß Sie uns Ihren Freund bringen — ob tot oder lebendig!"

„Tot oder lebendig!" wiederholte Mansfeld etwas spöt-

tisch. Flora jedoch merkte nichts davon, sie war glückselig. Vielleicht war ihr Benehmen für eine Dame der besseren Gesellschaft ein wenig zu laut und auffallend, jedenfalls aber war ihre Freude über diese Begegnung echt, fast naiv.

Als sie sich verabschiedet hatten, gingen die beiden Herren eine ganze Strecke schweigend; endlich sagte Volkmar, den klirrenden Säbel an sich ziehend: „Du siehst, daß ich gestern abend recht hatte! Mehr konnte sie füglich nicht tun, als dir eine Verschiebung der Gesellschaft um deinetwillen vorschlagen!"

Axel sah finster vor sich nieder. „Das ist mir auch sehr peinlich!"

„Ja, aber ändern kannst du es nicht! Laß dich doch anbeten. Übrigens sah sie allerliebst aus. Frisch und jung."

Axel blickte auf, ein böser Blick lag in seinen hellen Augen. „Ihre Ahnen gehörten sicherlich zu Sems Nachkommen — noch vor nicht allzu langer Zeit. Und was ihre Person anbetrifft, so denke, bitte, an die Mutter!"

„So vulgär wird sie kaum werden, verfeinerte Erziehung behält die Prägung auch im Alter. Jetzt ist sie doch wirklich niedlich, und tadellos gekleidet — das ist schon etwas."

„Sie hat sicherlich eine perfekte Schneiderin. Geschmack ist dieser Menschenklasse fast nie angeboren, statt dessen das Talent, Geld zu verdienen. O, wie ich sie hasse und verachte, diese Protzen, die sich alles erkaufen können, während wir — wir —" Er brach jäh ab. „Sei so gut und sage auch in meinem Namen zu; ich wüßte jetzt schlechterdings keinen stichhaltigen Grund. — Überstehen werden wir es ja auch." —

Man mußte zugeben, daß es keine zu große Anforderung war, das Diner bei Falks zu „überstehen". Die Gesellschaft war allerdings aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt — aber man brauchte sich ja nicht nahezukommen — das Menü überladen, aber niemand war gezwungen von allem zu essen; die Weine waren sehr gut und in überreicher Menge vorhanden, indessen, wer trank oder nicht trank, hatte davon nur sich selbst Rechenschaft abzulegen. Flora hatte sich Axel von Treuberg als Tischnachbar erwählt, und man

mußte ihr lassen, daß sie in einem Kleide aus gelbem Seidenkrepp mit roten Rosen ganz vorzüglich aussah. Und jeder Blick, jedes Wort, das sie an ihn richtete, sprach so deutlich, daß Axel taub und blind hätte sein müssen, um das nicht zu verstehen.

Er verstand auch; aber Flora tat ihm leid. Was konnte er ihr denn wiedergeben für ihr Herz, ihre heiße Liebe? Regte sich in ihm irgend etwas für sie? Nein, alles blieb stumm! Sein Herz gehörte unweigerlich Dora und der Vergangenheit. — Aber würde sich Flora daran stoßen, wenn sie das wüßte? Vermutlich — nein, sicher nicht! Ihr lebhaftes Temperament, ihr oberflächliches Empfinden würde sich mit dem begnügen, was er ihr gab. Seine Person, Namen, Stellung und alle die Rücksicht, die er seiner Frau schuldig war. Und was tauschte er dagegen ein? — Reichtum! Reichtum, den er früher so verachtet, dann so heiß begehrt, um dessentwillen sein Herz hatte sterben müssen, seine Schwester zugrunde gegangen war. Er blickte die lange Tafel auf und nieder. Kostbare Blumen, Silber, Kristall; die glänzende Außenseite des Reichtums. Und er dachte an seine armselige Jugend, das Rechnen mit Pfennigen, das ewige Entbehren, das Anklammern an Ideale als Ersatz. Heute wußte er, die Ideale schwanden und hinterließen nichts als Leere, die Entbehrungen nutzten nichts, sie brachten nicht vorwärts. Nur Geld tat das, das Geld allein. — Er fühlte sich plötzlich in dieser weichen, parfümierten Luft wie erschlafft, seine Traditionen, die ihm früher alles gewesen, grinsten ihm höhnisch entgegen, seine Schulden, die er aus Verzweiflung gemacht, drückten ihn, die alte ewige Misere lauerte wieder auf ihn, sobald er dies Haus im Rücken hatte. Und neben ihm saß ein Mädchen, jung und nett, das ihn liebte und dessen kleine Hände Gold hielten, viel Gold, und nur nehmen brauchte er sie, die beiden Hände, dann besaß er alles, woran er bisher gedarbt hatte.

Tief in seine Gedanken verloren, trank er Glas um Glas des schweren Weines, ohne es recht zu merken, bis er endlich Floras Augen gewahrte, die sich eigentümlich tief in die seinen senkten.

„Warum sind Sie so schweigsam, Herr Baron? Wäre Ihnen eine andere Dame lieber gewesen?“ Ihre Stimme zitterte, ihm kam es vor, als trübten sich die etwas scharfen, aber hübschen dunklen Augen.

Er strich leise mit dem Ärmel an ihrem nackten Arm entlang. „Ich dachte an Sie, Fräulein Flora.“

Sie zitterte plötzlich heftig und schlug die Augen nieder.

„Wäre es nicht natürlicher, Sie sprächen zu mir?“ fragte sie fast heftig.

„Wissen Sie denn, was ich sagen würde?“ —

Man hob die Tafel auf, ein allgemeines Schieben, Sprechen, Lärmen entstand.

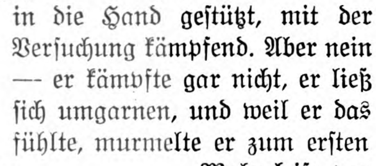
„Ja,“ flüsterte Flora noch zurück, dann wurden sie getrennt.

Axel von Treuberg ging planlos bald rechts, bald links, er wich jeder Ansprache, jedem Zusammenfinden aus, ihm war sonderbar zumute. Der Wein mußte sehr schwer gewesen sein, denn es hämmerte ihm in Pulsen und Schläfen, aber das allein war es nicht. In seinem Blut war plötzlich etwas aufgerauscht, eine Begehrlichkeit, eine Gier nach all dem Luxus, der ihn hier umgab, die ihm bisher fern gelegen. Bisher hatte ihm seine „anständige Pauvreté“ ein Ehrenschild gedünkt, dessen er sich nicht zu schämen hatte. Mit Verachtung im Herzen hatte er sich von seiner Schwester losgesagt, der das Bewußtsein ihres Standes nicht genug sein wollte für ihre heißblütige Jugend. Er hatte sie einfach nicht begriffen! Und heute zehrte dieselbe Gier an ihm und verbrannte ihm das Blut. Überall, wohin er sah, Glanz, Duft, Luxus, verfeinerte Lebensbedürfnisse, und er dachte an die Käsebrote, mit denen er lange Jahre hindurch abends den Bedürfnissen seines Magens Rechnung getragen.

Verstand er es etwa weniger zu leben wie jene, die ihm an Bildung und Feinfühligkeit so weit nachstanden? Empfand er nicht vielmehr doppelt, gerade dadurch? Der sittliche Halt, den er bisher darin gefunden, sich freiwillig den beschränkten Verhältnissen unterzuordnen, brach plötzlich morsch zusammen, er fühlte das deutlich. Die Versuchung war es,

die ihm nahe trat. Die Versuchung, das ungeliebte, aber reiche Mädchen zu seinem Weibe zu machen und dadurch in den Besitz alles dessen zu kommen, was ihm fehlte.

Er hatte sich in den nur matt beleuchteten Wintergarten geflüchtet, Palmen und Blattpflanzen schufen hier ein lauschiges, unbeobachtetes Plätzchen. Dort saß er, die Stirne in die Hand gestützt, mit der Versuchung kämpfend. Aber nein — er kämpfte gar nicht, er ließ sich umgarnen, und weil er das fühlte, murmelte er zum ersten Male leise vor sich hin: „Arme kleine Jella! Arme kleine Jella!“ — Woher sollte sie die Kraft zum Widerstande finden, wenn er unterlag, er, der Mann, von dem man Kraft, Stärke und Kampf erwarten durfte.



„Herr Baron!“

Er fuhr auf und nahm die Hand von den Augen. Flora stand vor ihm, heiß und rot, ein wenig verlegen und doch entschlossen, nicht den Platz zu räumen, ohne zum Ziel gelangt zu sein. Langsam erhob er sich zu seiner ganzen schlanken, aristokratischen Höhe und sah auf sie nieder.

„Flora!“ sagte er, nichts weiter, und ihm war als spräche ein anderer.

Da warf sie sich an seine Brust und drückte den Kopf

fest in das dunkle Tuch der Uniform. „O, wie über alle Maßen habe ich dich lieb,“ stammelte sie zwischen Schluchzen und Lachen. „Seit ich dich kenne! Aber du — du tatest immer als merktest du das nicht.“

Ihn berührte dies du, von ihrer Seite zuerst ausgesprochen, fast peinlich, aber er legte doch den Arm um sie und zog sie wieder an sich. Mit Bergesgewalt stürzte die Erinnerung an seine erste Verlobung auf ihn ein. Damals hatte er gezittert und gebebt vor seliger Erregung, heute blieb er kalt, eiskalt. — Es war besser, sie sah sein Gesicht nicht.

„Soll ich es Papa sagen?“ fragte sie strahlend vor Glück.

„Nein, heute abend nicht, morgen vormittag um ein Uhr komme ich und rede mit deinem Vater. Heute abend will ich nach Haus — was tue ich hier unter den vielen fremden Menschen — von dir habe ich ja doch nichts. Einen Kuß zum Abschied — und auf Wiedersehen morgen — mein Schatz.“

Er küßte sie, ohne Feuer und Leidenschaft, aber Flora fand das ungeheuer vornehm, sie war ganz trunken vor Seligkeit, denn ihr eigensinniges Herz hatte sich nun einmal an diesen Mann geklammert, und nur an diesen. Schnell zog sie noch seinen Kopf zu sich herab und flüsterte ihm zu: „Papa ist sehr gut und sehr großmütig, Liebster, sei nur offen gegen ihn.“

Er küßte ihre Hände und ging, nicht ohne eine kleine Regung des Hohns, daß die Tochter eines Geldmenschen selbst in dem Augenblick, wo sie sich verschenkte, an Geld und Geldeswert dachte. Dolly hatte das nicht getan! —

Und dann kam das Bewußtsein, daß er diesem Mädchen nicht viel geben könne für das, was er nahm. Sein Herz war leer! Wie, wenn sie das nun einmal empfand und ihm den Vorwurf nicht ersparte, daß sie ihm nur etwas gegolten als die Tochter eines reichen Vaters?

„Warum, um Gottes willen, bist du so schweigsam?“ fragte Mansfeld endlich den stummen Gefährten. „Die zweite Frage läßt du mir schon unbeantwortet.“ Axel warf die Zigarre, die er gedankenlos gehalten hatte, in den Schnee.

„Ich habe mich mit Flora Falk verlobt,“ sagte er schnell.

Volkmar war zuerst sprachlos. „Mensch, das ist aber wirklich der vernünftigste Streich, den du in deinem Leben gemacht hast! Das hätte ich dir gar nicht zugetraut."

„Eine solche Schmiegsamkeit — um nicht ein anderes Wort zu gebrauchen — unter die Verhältnisse," sagte Axel bitter. „Aber zu einer Erkenntnis bin ich dabei doch gelangt. Wir sind sämtlich elende Pharisäerseelen. Als Jella die Versuchung nahe trat und sie ihr erlag, da schlugen wir an unsere Brust: Herr siehe!! — Und nun sie mir nahe getreten ist, bin ich ihr auch unterlegen! Alles um des elenden Geldes willen! — Nun? Warum gratulierst du mir nicht, Volkmar?"

„Das tue ich von ganzem Herzen! Und was du da sonst noch redest, Axel, das sind nur Ausgeburten eines überreizten Hirns. Seit wann ist denn eine Heirat mit realem Hintergrund verdammlich? Das Mädchen liebt dich, du wirst sie glücklich machen. Reiße dich heraus und werde ein anderer Mensch. Dolly ist dir verloren und Jella ist tot. Laß die Toten ihre Toten begraben. Wir leben! Und wir haben die Pflicht zu leben und zu sorgen für nachkommende Geschlechter!"

Axel lachte spöttisch auf. „Sehr gut gesagt! Aber weißt du, was ich denke? Es gibt in der Welt nichts Großes, nichts Erhebendes mehr, wenn man die ersten Jugendjahre, die ersten Gefühlsaufwallungen hinter sich hat. Keinen erhabenen Schmerz, kein erschöpfendes Glück. Alles Sehnen und Streben nützt nichts. Man quält sich so langsam hin durch dies jämmerliche Dasein, dem Grabe entgegen."

„Eine nette Bräutigamsstimmung," meinte Mansfeld ärgerlich. „Ich glaube, du hast Anlage zum Hamlet! ‚Ein Mädchen mit rund einer Million, und dabei dies Gejammere'. Sie ist zudem noch jung, du wirst sie dir ziehen, und ganz so banal wie die Alte kann sie niemals werden, dazu ist sie zu gescheit geboren. Wärst du nicht mein Freund, Axel, ich könnte dich beneiden."

Treuberg seufzte. Er verstand sich selber nicht recht, aber es quälte und brannte etwas in ihm, dem er nicht ent-

rinnen konnte. War's die Erinnerung an totes Liebesglück? War's die Erinnerung an Dolly? Nur noch einmal wollte er sie sehen und sprechen, vielleicht heilte das die Wunde. Sie mußte sich verändert haben unter diesen neuen Lebensbedingungen, sie würde ihn ernüchtern. Danach sehnte er sich. Dann mochte alles kommen wie es wollte.

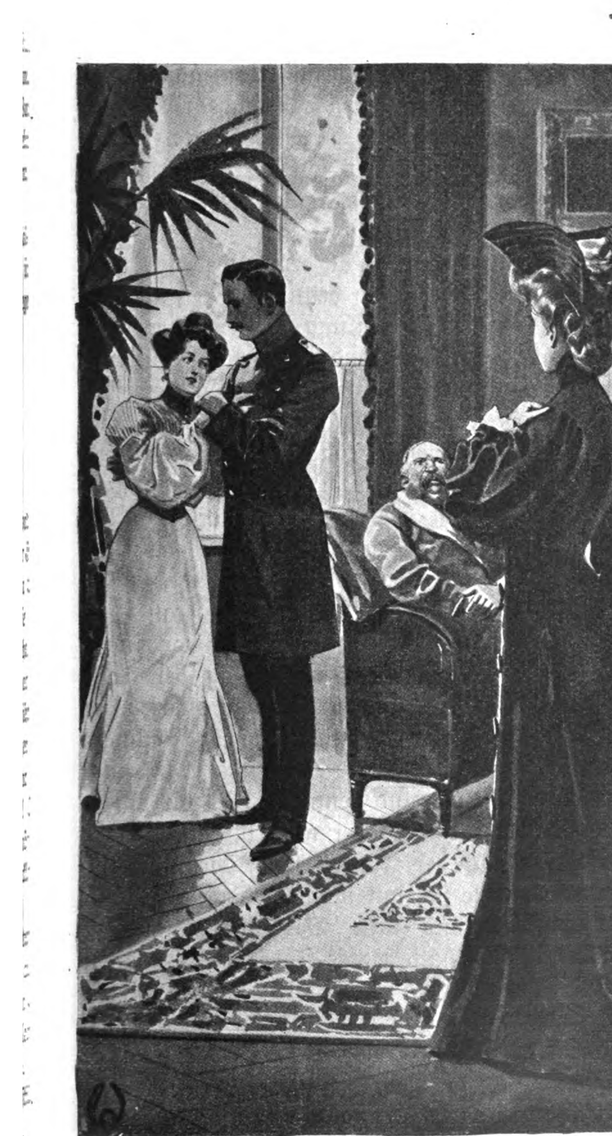
Er hatte eine absolut schlaflose Nacht, und als er sich am Morgen im Spiegel sah, mußte er lächeln über das bleiche, hohläugige Gesicht, das ihm daraus entgegenblickte. So sah ein junger Bräutigam sonst nicht aus.

XXIX.

Papa Falk erwies sich wirklich als ein außerordentlich entgegenkommender Schwiegervater. War er doch im Grunde seines Herzens nur zu froh, daß sein Flörchen ihren Willen durchgesetzt und den Mann bekommen hatte, den sie liebte. Manchmal hatte er sich kummervolle Gedanken gemacht, denn die Art und Weise des adeligen jungen Offiziers war stets so reserviert, ja abweisend kühl gewesen, daß er ihn im stillen hochmütig schalt und sich den trübsten Ahnungen hingab. Das Geld schien diesem Vollblutaristokraten gar nicht zu imponieren. Und nun war es doch so gekommen! Sein Vaterherz jubelte, und er hätte Treuberg gern alles mögliche Gute angetan, nur aus heller Freude an den glücklichen Augen seines Kindes.

Mama Falk in quabbliger Fülle sagte mit fetter Stimme allerlei salbungsvolle Redensarten und war im Herzen außer sich vor Stolz über den baronlichen Schwiegersohn. An Luz hatte man das frohe Ereignis nach Buenos Aires telegraphiert, und Flora schwamm in einem Meer von Wonne.

Sie liebte Axel wirklich. Nicht in Doras tiefer, stiller Art, aber doch echt und ehrlich. Ein wenig prahlerisch, ein wenig aufdringlich; aber er konnte zufrieden sein, und er schickte sich auch mit tadelloser Manier in alles. Daß er



nicht übertrieben zärtlich war, verschlug Flora nichts. Sie war es dafür desto eindringlicher, und außerdem gab es für die Damen so maßlos viel zu tun, die Besuche rissen gar nicht ab. Frau Falk konnte sich an der Redensart: „Mein Schwiegersohn, der Baron“, gar nicht satt hören, und Flora war von dem gehaltenen Wesen ihres Verlobten geradezu entzückt.

Ein großes Verlobungsfest sollte all dem Jubel die Krone aufsetzen, und Frau Falk beeilte sich denn auch, einen Brief an Dora zu schicken mit der Mitteilung, ihre Tochter habe sich verlobt, sie müßte auf ganz besonders reizvolle Toiletten für Mutter und Braut sinnen, alles nach eigenem Ermessen wählen und zur Anprobe Nachricht schicken. „Mein Schwiegersohn, der Baron“, kam in dieser Epistel wohl ein Dutzend Mal vor, den Namen aber hatte die gute Frau nicht hinzugefügt, ob aus Vergeßlichkeit oder Standesunterschieds-Betonung blieb dahingestellt, und Dora dachte als sie las:

„Gewiß auch ein Mitgiftjäger! Arme Flora!“ —

Als nun der Tag der Anprobe kam, spürte Frau Falk argen Rheumatismus im Fußgelenk, und zitternd vor Angst, vielleicht durch eine unzeitgemäße Krankheit an der Teilnahme zum Verlobungsfeste behindert zu sein, schrieb sie Dora einen jammervollen Brief und bat sie um ihr Kommen.

„Nehmen Sie sich eine Droschke erster Klasse, hin und zurück, ich zahle es Ihnen, und kommen Sie mit einem Nähmädchen. Lassen Sie uns aber nicht im Stich.“

Das war so ungefähr der Inhalt, und Dora lächelte, packte alles ein und machte sich mit ihrem Mädchen auf den Weg. Es war frostklar und kalt. Das Gehen in dem schweren eleganten Mantel hatte etwas Farbe in ihr Gesicht gejagt, sie sah so distinguiert und reizend aus, daß der Diener ihr mit tiefer Verbeugung die Tür öffnete, da er sie für einen Gast des Hauses hielt. Das Mädchen mit dem Kleiderkarton blieb im Flur zurück.

Dora sah sich unerwartet der ganzen Familie gegenüber. Das Brautpaar kosend am Fenster, denn Flora hatte Axel zärtlich umschlungen, wie sie es gern tat, Herr und Frau

Falk im Sofa, beide mit verstohlenem Lächeln die Tochter beobachtend.

„Ach, mein liebes Fräulein," rief Frau Falk, sich aufrichtend, „da sind Sie ja! Das ist nett. Flora, die Schneiderin ist da." — Und dann sich besinnend, stellte sie plötzlich sehr formell vor: „Fräulein von Lindeck — mein Mann — Baron Treuberg, der Bräutigam meiner Tochter."

Hatte sie den Verstoß dieser persönlichen Vorstellung mit Absicht begangen? Vielleicht nicht, es achtete wohl auch keiner darauf. — Nur Dora wurde plötzlich so blaß wie der Tod. Ihre Augen hefteten sich auf die Fensternische, in der der Mann stand, den sie so innig geliebt hatte — noch liebte, umschlungen von den Armen einer anderen; aber sie sah nichts als einen Nebel, der zu schwanken begann. Das ganze Zimmer schwankte, sie fürchtete umzufallen. Aber das durfte nicht sein! Mit heroischer Anstrengung zwang sie die Schwäche zurück. Nur kein Aufsehen, um Gottes willen, kein Aufsehen! Er stand ja auch so ruhig da, als ginge ihn diese Begegnung nichts weiter an.

Flora aber hatte sich losgemacht und kam auf Dora zu, scharf sah sie in das todblasse Gesicht. „Ihnen ist nicht wohl, Fräulein von Lindeck. Rasch, Mama, eine Tasse schwarzen Kaffee."

Frau Falk humpelte ganz erschrocken heran, denn bei allen Verschrobenheiten war sie von Herzen gutmütig. „Gott, Fräulein, Sie werden doch nicht ohnmächtig werden! Was kann das nur sein?"

„Danke! Danke!" sagte Dora mit leiser Stimme, „es ist schon vorüber. Vielleicht der Temperaturwechsel, oder ich bin zu schnell gegangen."

„Warum sind Sie auch gegangen," tadelte Frau Falk, „Gott, Fräulein, was sparen Sie denn in unsere Tasche, das haben Sie wirklich nicht nötig."

„Wenn die Damen jetzt anprobieren wollten, meine Zeit drängt." Sie sagte es sehr leise, aber es klang so viel Angst heraus, daß sich beide sofort bereit erklärten.

Wie Dora in das Nebenzimmer kam und die Anprobe an Flora vornahm, daran konnte sie sich nachher nicht recht erinnern. Alle ihre Geistes- und Körperkräfte flossen nur in dem einen zusammen: Nichts merken lassen! Aushalten! — Ganz mechanisch zwang sie Augen und Hände in den gewohnten Dienst, aber vor ihren Ohren brauste es, die Knie zitterten ihr, und die Finger waren todeskalt.

Flora plauderte unaufhörlich von ihrem großen Glück, ihrer baldigen Hochzeit, und wie sehr sie ihren Bräutigam liebe. Da hob Dora zum erstenmal den Kopf und sagte mit blassen Lippen: „Er Sie doch auch, gnädiges Fräulein!"

Flora lachte. „Natürlich, er mich auch! Aber wissen Sie, Fräulein von Lindeck, so vornehme Leute wie mein Bräutigam sind in ihren Gefühlen zurückhaltend. Das ist nicht so wie zum Beispiel bei Jenny Hirsch und Leo Wolff, die sich gegenseitig fast auffessen. Aber gerade diese stolze Ruhe liebe ich an Axel so. Ach, ich bin sehr glücklich und freue mich, daß mir dies Kleid so gut steht. Sehe ich nicht hübsch darin aus?" Sie drehte sich um sich selbst. Frau Falk mit fettem Lächeln nickte der Tochter Beifall. „Wie komisch das doch ist, Fräulein von Lindeck, daß man sich auf einmal nur für Einen putzt, an Einen denkt," sagte Flora, dann die Arme sinken lassend. „Kennen Sie das auch aus Erfahrung?"

Dora schüttelte den Kopf. Sie durfte nicht aufsehen, denn ihre Augen standen voll Tränen. Zu ihr war Axel nicht voll vornehmer Zurückhaltung gewesen, sondern voll heißer Zärtlichkeit. Die ganze Süße und Bitternis ihres Verhältnisses stieg plötzlich in blendender Helle wieder vor ihr auf. Sie hatte er geliebt! Reizte ihn bei Flora das Geld? Ihn, ihren idealen einstigen Geliebten? Mitleid mit dem jungen Mädchen stieg warm in ihr auf, und halblaut murmelte sie: „Mögen Sie glücklich werden, Fräulein Flora." Die Schachtel mit den Stecknadeln glitt aus ihren zitternden Fingern, sie mußte sich bücken, um alles wieder zusammenzulesen.

Frau Falk wurde abgerufen, Flora schlüpfte wieder in ihr Kleid zurück.

„Warten Sie einen Augenblick hier, Mama kommt gleich,

ich schicke Ihnen ein Glas Wein, Sie sehen so blaß aus, ruhen Sie etwas aus. Ich muß aber wieder zu Axel zurück."

Sie lief davon, und Dora sank mit einem Stöhnen in den nächsten Sessel. Welche Wohltat, allein zu sein! Sie preßte die Hände an die hämmernden Schläfen. Axel! Axel! schrie ihre Seele. Aber es war mehr der Schmerz um ihr zertrümmertes Ideal, der sie marterte. — Sie hatte ihn sich gedacht ernst und eifrig dem einen nachstrebend, das er für sich doch als das erste erkannt hatte, seiner Karriere, in Entbehrung und beherrschtem, aber tiefem Kummer. — Was ihr Frank flüchtig erzählt, hatte sie nicht für Ernst genommen — und nun sah sie ihn wieder als Mitglied einer Familie, die an Takt und Bildung so weit unter ihm stand, die aber reich war. Reich! Da war er wieder der Dämon, der alles in seine Fesseln schlug, der Anstand und Ehrenhaftigkeit zerriß, Traditionen umwarf, Herzen auseinanderzerrte, dessen Einfluß demoralisierte und zerstörte, wohin er nur drang. Auch er war ihm zum Opfer gefallen! Und Dora schlug die Hände vor das Gesicht und weinte schwere, heiße Tränen über ihren Jugendtraum, aus dem sie soeben erst erwacht war. —

Als Axel allein geblieben, sank er schwer mit dem Rücken gegen das Fenster. „Das ist die Hölle!" — murmelte er dumpf vor sich hin. „Das ist die Hölle!"

Mit wahrer Hellseherei wußte er, was jetzt in Doras Gemüt vor sich gehen würde. Sie verachtete ihn, den Mitgiftjäger, den Glücksritter, der ein armes Mädchen sitzen ließ, um ein reiches zu nehmen. — Es konnte ja nicht anders sein.

Sie hatte zur Arbeit gegriffen, um sich selbst treu zu bleiben, und um dieser ehrlichen Arbeit willen hatte er sie deklassiert gefunden. Was aber tat er? Er arbeitete auch, o gewiß, aber es hatte ihm zu lange gedauert bis zum Erfolge, darum hatte er Handel getrieben mit sich und allen Gütern, die er besaß. — Und war ihr Entschluß, der sie zwang, herabzusteigen und klaglos die Demütigung der Herabgestiegenen auf sich zu nehmen, nicht zehnmal bewunderswerter?

Wie er sie liebte! Wie der Anblick ihrer hohen Gestalt, des süßen blassen Gesichts sein Herz erzittern ließ vor Gram und Verzweiflung. Er hätte hinstürzen mögen zu ihr, sie an sich reißen ......

Da hing Flora schon wieder an seinem Halse. Ungeduldig schob er sie von sich. Die Kette, die er sich selbst angelegt, schien ihm auf einmal unerträglich. Aber seine Braut hatte kein Verständnis dafür, lachend sah sie zu ihm auf und neckte ihn mit seiner Ungeduld, die die üble Laune verschuldet habe.

„Aber hübsch wird es. Die Lindeck hat einen famosen Geschmack.“

Er biß sich auf die Lippen und antwortete nicht, aber es war ein böser Blick, der über die kleine volle Gestalt hinglitt. —

Für den Abend entschuldigte er sich mit Dienst, um so mehr, da ein paar gute Bekannte des Hauses gerade zu Gaste kamen. Es war ihm unmöglich, banale Redensarten auszutauschen, während sein Herz sich krampfhaft zusammenpreßte.

„Mein Schwiegersohn, der Baron, ist doch ein stolzer Mann, ein sehr stolzer Mann!“ sagte Frau Falk mit einer gewissen Befriedigung. „Nicht einmal gegrüßt hat er unsere Schneiderin, obgleich sie doch auch von Adel ist. Wie muß der meine Flora lieben, um eine Bürgerliche zu heiraten.“ —

Axel aber stürzte wie von Furien gejagt durch die einsamen Wege des Tiergartens, Dora nach. Auch sie würde Beruhigung brauchen und suchen, er mußte sie noch antreffen, ehe sie ihr Haus erreichte. In seinem Hirn sah es bunt und wunderlich aus, aber nicht der Verstand hatte jetzt die Oberhand, nur das Herz, das wunde Herz, das sich nach einem Wort sehnte. Vor ihrer Türe holte er sie ein.

„Dolly!“

Sie zuckte heftig zusammen, dann drehte sie sich um und sah ihn an, Tränenspuren bedeckten ihr Gesicht. Hatte sie um seinen Fall geweint oder um ihr verlorenes Glück! Wer ihm das doch gesagt hätte! —

„Dolly!“ flüsterte er noch einmal.

„Herr von Treuberg!“ ... Dann fiel ihr plötzlich etwas ein. „Haben die Damen Sie mir nachgeschickt?“

Er schüttelte unwillig den Kopf. „Ich mußte dich sprechen, Dolly, und kostete es mein Leben. Komm hier in die dunklere Mauerstraße hinein, da sind wir ungestört.“ Hastig und stoßweise kamen seine Worte heraus. — Sie schüttelte den Kopf.

„Wir haben uns nichts mehr zu sagen, Herr von Treuberg!“ Es klang so unendlich traurig.

„Doch! Doch, Dolly!“ rief er in Verzweiflung. „Ich muß reden, wenn ich nicht noch unglücklicher werden soll! Und, Dolly, nenne mich Axel, wie einst! Nichts Fremdes soll in dieser Stunde zwischen uns stehen.“

Sie folgte ihm schweigend. In fliegender Hast erzählte er ihr Fellas Ende, seinen plötzlich erwachten Lebensdurst, seine Verzweiflung.

„Flora liebt mich wohl, aber ich kann sie nicht lieben, Dolly! Ich kann nicht!“ — Es klang wie ein Schrei.

Sie standen vor demselben Friseurladen im Kaiserhof, vor dem ihr Mansfeld damals Verzicht gepredigt, und ihre Gedanken gingen zurück zu jenem Abend. Hatte sie recht getan? Es kam ihr in diesem Augenblick vor, als sei sie die Stärkere, vom Leben Geschultere, als müsse sie ihm Trost und Halt sein. —

„Nein, Axel!“ sagte sie wehmütig. „So sollst du nicht sprechen! Man kann mit seinem Wort nicht spielen, man darf es nicht! — Flora liebt dich, sie wird dir eine gute Frau werden — wer weiß, ob nicht alles besser wird, als du denkst.“

„Es fehlt die innere Gemeinschaft!“ murmelte er bedrückt.

„So erzieh sie dir dazu! An gutem Willen wird es ihr nicht fehlen.“

„Und du?“ fragte er beklommen. „Hast du — einen besseren als mich gefunden?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Axel! Wir Frauen werden schließlich ausgefüllt durch unsere Arbeit — denn unser Herz spricht nur einmal, — wenigstens das meine. Frank ist jetzt der einzige, um den sich alle meine Gedanken

drehen.“ — Und dann nach einer Pause mit zitternder Stimme: „Wie man an das Grab eines lieben Verstorbenen tritt, so werde ich fortan deiner gedenken. Das ist kein Unrecht gegen deine Braut oder Frau. — Und mein Axel ist ja auch tot.“ — Sie weinte wieder, zwei große, schwere Tränen.



„Ja, der Axel ist tot!“ sagte er leise. „Er wird nie wieder auferstehen. Dolly, teure Dolly, lebe wohl!“

Er küßte ihre Hand und ging schnellen Schrittes davon.

Sie weinte weiter, in einer ruhigen, schmerzlichen Art, wie man etwas beweint, das unwiederbringlich verloren ist. Noch immer in Tränen kam sie zu Hause an.

Aber die gemeine Alltäglichkeit sorgt für ein Gegengewicht, wenn sich die Seele gar zu sehr in sich selbst verlieren will. — Hier war dies Gegengewicht Frank. Er wartete schon sehnsüchtig auf die Schwester, mit lachendem Munde und strahlenden Augen.

„Dor, liebste Dor, ich bin so froh, Herr Werner ist so mit mir zufrieden, daß er mich heute nachmittag öffentlich belobt hat. Und er will zu dir kommen und es dir auch sagen, damit du keine Sorgen mehr um mich hast. Herrgott, ist das ein Mann! Und nicht wahr, Dolly, man kann auch

stolz darauf sein, ein einfacher Arbeiter zu heißen! Ich wenigstens, ich bin es!" Er umfaßte sie stürmisch und küßte sie auf den Mund. Da fühlte er an ihren nassen Wangen, daß sie weinte, denn auf dem Korridor war es noch dunkel. Erschrocken strich er ihr über das Gesicht. „Du weinst, Alte? Wer hat dir was zuleide getan?"

Sie mochte ihm nicht sagen, daß die Abkürzung ihres Namens, die er zuerst gebraucht hatte und die auch Jella meist anzuwenden pflegte, wenn sie erregt war, sie fast schmerzhaft an die alten Zeiten erinnert hatte — von Jella wollte sie überhaupt nicht sprechen, zu niemand. Was sollte der unglückseligen Toten eine solche Erinnerung! Sie allein wollte die alte Liebe für sie im Gedächtnis behalten — vorwurfslos.

Leise erwiderte sie die Liebkosungen ihres Bruders. „Niemand, Frank! — Ich freue mich so herzlich über dich — aber meine Nerven sind ganz elend."

Er faßte sie zärtlich unter den Arm, führte sie ins Zimmer, nahm ihr Hut und Mantel ab und bettete sie auf die Chaiselongue, dann setzte er sich dicht zu ihr. „Du glaubst gar nicht, was dieser Werner für ein Mensch ist!" begann er wieder, mit dem ganzen Enthusiasmus seiner sechzehn Jahre. „Du glaubst es einfach nicht, Dolly! Wenn der mir etwas sagte, ginge ich durch das Feuer, ohne mich zu besinnen. Und denkst du etwa, er ist besonders voll Freundlichkeit gegen mich, weil er dich kennt? Gott bewahre! Er behandelt mich genau so wie die anderen, und dem einen sein Vater ist doch nur ein Schuster! Aber das macht es nicht. — Siehst du, Dolly, er ist ein Mann, der ganz genau weiß, was er will und danach handelt. Streng, unerbittlich, gewissenhaft. Der hätte dich nicht sitzen lassen, meine Alte, als du arm warst, wie der Axel! — Jetzt weiß ich es erst, wie ein Mann sein muß, wie ich auch einer werden will. Axel und Hans, das sind ja keine wahren Männer, die haben kein Vertrauen auf sich — die denken nicht zuerst an andere, sondern an sich... Bleib nur liegen, meine gute Alte, ich bin gleich fertig, nachher kannst du reden. — Also — Herr Werner hat mich schon

so oft nach dir gefragt, bald dies, bald jenes; ich glaube, er mag dich gern, und darauf kannst du gehörig stolz sein!"

„Du hast ihm von mir gesprochen?" fragte Dora, sich erschrocken aufrichtend.

„Natürlich! Soll ich denn nicht? Ich weiß nicht, es kam auch immer so — so — ohne alle Absicht," gestand er zögernd.

„Das ist mir gar nicht angenehm, Frank!"

„Na höre, du hättest ihn nur beobachten sollen, wenn wir von dir sprachen, dann würdest du anders sein. Das war immer so — ehrerbietig beinahe. Und jedesmal sagte er: ‚Ihre Schwester, die nehmen Sie sich zum Vorbild, Frank! Das ist eine Dame, vor der jeder Respekt haben muß!' — Du! Vor dir Respekt! Das habe ich eigentlich gar nicht. Aber lieb habe ich dich! Bannig lieb!" Und er stürzte ihr um den Hals und küßte sie.

„Mein guter Junge!" — Zärtlich strich sie über sein Haar. War denn ihr Leben wirklich arm, mit dieser Aufgabe, den Bruder zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu machen? War es denn nicht genug mit der Liebe, die ihr dies warme Knabenherz entgegenbrachte? „Ja!" sagte sie sich! Und eine tiefe, innere Befriedigung durchzuckte sie, so daß sie nur noch tiefes Mitleid mit Axel hatte, keinen Kummer mehr über ihn empfand.

„Also morgen abend kommt er," sagte Frank, sich wieder auf sie stürzend, mit glühenden Wangen. „Er will mit dir über mich reden. Lobe mich ihm ein bißchen, einzige Dolly! Ich möchte so gern, daß er mich etwas lieb gewinnt."

Sie streichelte sein Haar. „Ist dir meine Liebe nicht mehr genug?" fragte sie neckend. — Wahrhaftig, die Kummerwolken schwanden; es war erstaunlich.

„Ja, natürlich, Dolly, aber siehst du, du bist doch nur ein Frauenzimmer — und Herr Werner ist ein Mann, ein veritabler Mann, das ist immerhin etwas anderes."

Sie lachte. — „Du, Mama war auch hier, sie kommt wieder," berichtete Frank nach einer kleinen Pause.

„Mama?" Dora fühlte sich beinahe entsetzt. Die Rätin hatte schärfere Augen als Frank, ihr entging die Verstörung

in Doras Gesicht sicher nicht, und ihr erzählen . . . dem Mädchen schauderte.

„Abwimmeln können wir sie uns ja leider nicht,“ sagte Frank nach einigem Nachdenken. „Du, darin war Hans mal groß! Ich mußte ihm immer helfen.“

Dora erhob sich und sah sehr streng aus. „Frank, vergiß nicht, daß du von unserer Mutter sprichst!“

Er bückte sich mit rotem Kopf nach seinem Taschentuch. „Was für ein Unterschied doch zwischen Männern und Mädchen ist,“ dachte er betroffen. — Aber dann fiel ihm ein, daß sein Ideal, Alfred Werner, auch wohl kaum in der Tonart von seiner Mutter sprechen würde. — —

Die Rätin kam. Sie war sehr aufgeregt und erhitzt. „Denke dir, Dolly,“ rief sie der Tochter entgegen, „Axel hat sich verlobt! Natürlich ein reiches Mädchen.“

„Ich weiß es!“ sagte Dora ruhig, im stillen den Zufall segnend, der ihr eher Aufschluß darüber gegeben. —

„Und du bist nicht außer dir? Du fällst nicht in Ohnmacht?“ Die Rätin wischte sich den Schweiß von dem Gesicht. „Ich dachte schon, es würde dich töten. Aber eigentlich hast du recht! Kinder, was sind das alles für Menschen! Jeder geht nur seinem Egoismus nach und baut dem Eigennutz goldene Brücken. Wenn ich mich dagegen bedenke! Was ich alles ertragen muß und um euretwillen ertrage! — Übrigens ist Hans jetzt unausstehlich. Immer aus, nie zu Hause; an mich denkt keiner mehr. Ich wette, er hat da irgend etwas auf dem Korn. Wenn es ein reiches Mädchen wäre, wollte ich froh sein, aber bei einem armen sage ich nimmermehr ja! Ich habe das schlechte Leben jetzt satt!“

„Mich bist du nun wenigstens los, Mama!“ meinte Frank, und fuhr sich durch sein lockiges Haar.

Sie sah ihn prüfend an. „Wie du dich herausgemacht hast!“ Es lag etwas Wohlgefälliges in ihrem Ton. „Wenn nur deine horrible Beschäftigung nicht wäre, das zieht uns alle mit herab. Ach! . . .“ Ihre schönen großen Augen füllten sich mit Tränen. „Wie schrecklich schwer ist es doch für

eine Frau unseres Standes, immer nur herabsteigen zu müssen — herab — herab — bis in den Schmutz hinein!"

„Mama," sagte Dora vorwurfsvoll, „deine Kinder, die ehrlich arbeiten, ziehen dich nicht herab, im Gegenteil, sie versuchen nach besten Kräften den Sturz aufzuhalten, der sonst unweigerlich kommen mußte!"

„Ja, ja!" Die Rätin nickte. „Aber weißt du, Dolly, es ist doch eine andere Atmosphäre, in die wir dadurch geraten sind. Das Déklassée haftet ihr an. Es ist mir manchmal schauerlich peinlich vor den anderen, deiner zu erwähnen!"

Da schlang Frank heftig die Arme um die Schwester. „Meine Dolly," sagte er leidenschaftlich, „laß dich nicht von Mama kränken. Ich und — andere achten dich desto höher."

XXX.

„Ich hoffe, Frank hat mich angemeldet, ich störe Sie also nicht," sagte Alfred Werner, als er am nächsten Abend bei Dora eintrat.

„Gewiß! Und er tat es mit der ganzen Begeisterung, deren er fähig ist."

Sie lächelte als sie das sagte und ihm einen Sessel hinschob, dabei sah sie ihn mit einer gewissen Neugier von der Seite an. Was hatte dieser Mann denn an sich, daß er so ohne weiteres das Herz ihres zwar noch jungen, aber sonst nicht so leicht zu beeinflussenden Bruders gewonnen hatte! Er war doch auch noch jung. Durchaus nicht imponierend durch irgend welche Äußerlichkeit. Gesicht und Figur beinahe zart für einen Mann; nur in den dunklen Augen lag etwas Gereiftes, Festes, Ernstes, weit über seine Jahre hinaus. War es das, was auf Frank so wirkte?

„Ich freue mich herzlich, Ihnen nur Gutes berichten zu können," begann er nach einer kleinen Pause. „Wie ich Ihren Bruder beurteile, steckt mehr in ihm als mir zuerst schien. Er ist ein kleines Genie in seinem Fach und dabei

ehrlich bemüht seine Pflicht zu tun, obgleich sie ihm manchmal schwer fällt, so daß ich mich einer gewissen Rührung oft nicht erwehren kann. Wir beide werden Freude an ihm haben."

„Dank! Dank!" sagte Dora mit strahlenden Augen und reichte ihm warm über den Tisch hinüber die Hand. „Sie glauben nicht wie meine ganzen Zukunftshoffnungen in Frank wurzeln. Nur um seinetwillen lohnt es sich für mich noch zu leben."

Er schüttelte beinahe heftig den Kopf. „Dazu sind Sie wahrhaftig selbst noch zu jung, Fräulein von Lindeck. Daß Sie großen Kummer durchgemacht haben, weiß ich . . ."

„Ach, von Frank!" unterbrach sie ihn in heißer Verlegenheit.

„Nein, schon durch meine Mutter. Ich hatte doch ein gewisses Recht, mich für Sie zu interessieren, nicht wahr? Allerdings hat mir Frank von manchem den Schleier gezogen, und Sie dürfen ihm deshalb nicht böse sein . . ."

„Von mir wollen wir doch nicht sprechen," unterbrach sie ihn hastig. „Ich bin nur froh über alles das, was Sie mir von Frank gesagt haben, und auch über die Verehrung, die er Ihnen entgegenbringt. Dann wird das Gehorchen leichter."

„Deshalb gerade bin ich heut zu Ihnen gekommen," gestand er nach kurzem Zögern. „Es liegt mir viel daran, daß Sie — gerade Sie mich nicht mißverstehen, sondern einig mit mir sind, und doch weiß ich nicht, ob es der Fall sein wird." —

Sie sah ihn erwartungsvoll an. Ihre ganze zur Energie und Selbstzucht erzogene Persönlichkeit lag in dem einen ruhigen, aufhorchenden Blick.

Er hatte eine kleine Nadel genommen, die noch von den Anproben her in der Tischdecke stecken geblieben war und spielte gedankenlos damit. In Wahrheit war sein ganzes Denken bei dem Mädchen ihm gegenüber. Was würde sie antworten auf das, was er ihr vorzuschlagen kam? Wie weit hatte sie sich innerlich gewandelt auf dem dornigen Wege, den sie gegangen war? Was war übrig geblieben in der ein-

fachen Arbeiterin im täglichen Lebenskampf von dem adligen in Standesvorurteilen erzogenen Fräulein von Lindeck?

Zwischen ihnen stand die verschleierte Lampe. Eine rosige Dämmerung herrschte in dem großen hübschen Raum und tiefe Stille. Er sah nur auf Doras Hände, die lässig zusammengefaltet im Schoß lagen. Weiß und fein waren sie noch wie ehemals. Und doch schien es als spräche eine tapfere Energie aus ihnen, die zuzufassen und zu halten verstände.

„Als ich Ihren Bruder in unsere Fabrik aufnahm," begann Werner endlich, „geschah es mit der besonderen Bemerkung, daß er nötigenfalls jede Arbeit zu übernehmen hätte. Verstehen Sie wohl, Fräulein von Lindeck, jede! Nicht nur die notwendigen in der Fabrik, sondern auch eventuell solche bei unsern Kunden, in blauer Bluse, mit Handwerkszeug, wie jeder andere. Die Zeit, ihm solche Arbeiten zu übertragen, ist nun da — aber wenn es geschieht, möchte ich nicht, daß Sie mir in Gedanken deshalb Mangel an Rücksicht vorwerfen."

„Muß es sein?" fragte sie, sich ein wenig vorbeugend. Der rosige Schein lag nun auch auf ihrem Gesicht und den sanften großen Augen.

„Wenn Sie es wünschen — direkt wünschen, würde ich es zu verhindern suchen, Fräulein von Lindeck. Zwang ist es nicht."

„Aber Sie täten es ungern."

„Ja, das gestehe ich zu. Frank ist ein prächtiger Bursche, aber in seinem Charakter gibt es noch manche scharfe Ecke, die sich jetzt leichter abschleifen läßt als später. Er ist zum Beispiel hochmütig."

„O," fiel sie ihm hastig ins Wort, „das dürfen Sie ihm nicht so sehr anrechnen."

„Gewiß nicht! Aber gerade in diesem Punkt ist eine gewisse Selbsterziehung Gold wert. Wäre ich Ihr Freund, hätte ich ein Recht darauf, mich so zu nennen, dann lautete mein Rat, ihn durch eigene Erfahrung zu lehren, daß keine Arbeit schändet."

Dora saß in großer Erregung da. Sie kannte den Bruder

am besten, sie wußte genau, was es für ihn hieß, in blauer Bluse durch die Straßen der Stadt zu gehen, in der er doch bekannt war. Wie er darunter leiden würde. Sie dachte an ihre eigenen Erfahrungen. — Aber freilich, Werner hatte recht, der Kampf gegen sich selbst war zwar der schwerste, aber auch der notwendigste. Was sie ihm heute durch eine Bitte ersparte — konnte sie es morgen von ihm abwenden? Und meinte es auf der ganzen Welt noch ein Mensch so gut mit ihm wie gerade dieser Werner, der Fremde?

„Ich weiß wie schwer es ist — aus eigner Erfahrung," sagte er herzlich.

Da streckte sie ihm impulsiv die noch immer gefalteten Hände entgegen. „Nein, ich will nicht für ihn bitten. Tun Sie, was Ihnen das Beste erscheint. Und wenn es ihm leicht wird, so ist es nur, weil er eine grenzenlose Verehrung für Sie fühlt und zu Ihnen aufsieht wie zu einem Halbgott. Franks Seele liegt in Ihrer Hand, Sie werden sie zum Guten erziehen, deshalb fragen Sie mich auch nicht — niemals! Ich habe dasselbe blinde Vertrauen zu Ihnen wie er." Über sich selbst erstaunt hielt sie inne. Sprach sie die Wahrheit? Vertraute sie ihm so grenzenlos? Es mußte doch wohl sein, da sie es absichtslos gesagt. Und fast vorwurfsvoll fügte sie hinzu: „Sie nicht unser Freund? Wer wäre es denn, wenn nicht Sie! Glauben Sie wirklich, daß wir das nicht fühlen und Ihnen danken?"

Er hatte ihre Hände erfaßt und küßte sie ganz langsam, dann behielt er sie noch einen Augenblick in den seinen, ehe er sie leise herabgleiten ließ. „Für dies Wort danke ich Ihnen," sagte er dann mit etwas bedeckter Stimme. „Wenn ein kraftvoller Charakter, wie Sie es sind — sein müssen, den Wert eines Mannes so hoch stellt, daß er ihn seinen Freund nennt, stellt er ihm ein großes Ehrenzeugnis aus." Auch er sah jetzt merkwürdig rot aus im Licht des Lampenschleiers.

„Sie beschämen mich," sagte Dora leise. „Ich bin kleinmütig und oft verzagt, wie nur ein Weib sein kann. Allerdings manchmal — dann fühle ich, daß ich selbständig ge-

worden in meinem Wollen und Denken, daß ich nicht mehr zurück könnte in die alte enge Unterordnung; aber ich fürchte, das ist auch nicht gut. Man hängt nun gewissermaßen zwischen Himmel und Erde. Wenn ich eine Tochter oder liebe Schwester hätte, ich wünschte, sie fände einen braven Mann, den sie liebte, und mit dem sie glücklich würde."

„Wünschen Sie das nicht auch für sich? Liegt das ganz außerhalb Ihrer Berechnungen?"

„Ja!" sagte sie hastig. „Völlig! — Und — Gott sei Dank."

Jetzt war sie wieder ganz blaß. Er sah sie an und richtete dann die Augen auf einen entfernteren Gegenstand im Zimmer, während er tiefer als sonst aufatmete. —

Am nächsten Vormittag bekam Frank in der Fabrik den Auftrag, eine neue elektrische Klingel zu legen, Straße und Hausnummer wurden ihm auf einem kleinen Zettel ausgehändigt. Werner selbst war es, der ihm den Auftrag gab mit ein paar ermunternden Worten; er sah auch, wie jähe Röte und Blässe auf dem hübschen Knabengesicht wechselte.

„Darf ich mir dazu meinen Anzug anziehen?" fragte er stockend.

„Gott bewahre, Frank. Sie sind ja im Dienst, da gilt die Arbeitskleidung; oder glauben Sie, die blaue Bluse schändet?"

„Ich dachte — ich meinte nur — es könnte mich doch jemand sehen, Herr Werner." Er sah so jämmerlich und aufgeregt aus während er dastand, die blutrote Unterlippe zwischen den Zähnen, daß sich Werner nicht enthalten konnte ihm über das lockige Haar zu fahren.

„Nur tapfer," sagte er mit einem gewissen Humor. „Glauben Sie auch noch der Rock adelt den Mann, Frank, oder der Mann den Rock?"

„Gott, Herr Werner —" es kam schrecklich kleinlaut heraus, er widersprach sonst nie.

„Ich habe immer nur Menschen hochgestellt, die wußten was sie wollten und nicht an jeder kleinen Äußerlichkeit den Hals brachen. Übrigens, wenn Sie nicht wollen, kann Ziel

ja den Auftrag ausführen, ich wollte Ihnen damit nur einen Beweis meines Vertrauens geben," sagte Werner so nebenher, sich halb abwendend.

Ohne ein Wort packte Frank sein Handwerkszeug zusammen und ging grüßend davon. Nach ein paar Schritten sah er sich heimlich um. Richtig, da stand Werner am Fenster und sah ihm nach, Frank kam es vor als sähe er ganz besonders freundlich aus. Nun pfiff er einen lustigen Gassenhauer vor sich hin und ging stracks seines Weges. Er nahm sich vor, weder rechts noch links zu sehen, um sich nicht durch irgend welche Begegnung den Mut zu verderben, und er hielt sich Wort. Geradeaus blickend ging er mit schnellen Schritten in die bezeichnete Straße und bis in die zweite Etage des Hauses hinauf; aber als er nach der Glocke griff, lähmte ihn Entsetzen. — „Von Senden. Geheimrat", stand auf dem länglichen Messingschild. Er kannte das Schild, o wie genau kannte er es! Wies es doch den Eingang in sein Knabenparadies — Hanna! — Er lehnte sich einen Augenblick taumelnd an die Wand. Das war eine große Bitternis und sie traf ihn so ganz unvorbereitet.

Er wußte nicht, daß Sendens verzogen waren und ein Name hatte nicht auf seinem Zettel gestanden, nur genaue Wohnungsangabe. Solle er so vor Hanna erscheinen? Im blauen Rock des Arbeiters, mit verarbeiteten Händen und nachher für seine Leistungen das Geld einkassieren, das er mit diesen Händen verdient hatte? Er kannte Hannas Spottsucht, ihren Hochmut; das letzte Fünkchen Sympathie, das sie vielleicht noch für ihn besaß, mußte ja danach erlöschen und in Verachtung umschlagen. Und sein Knabenherz hing immer noch an ihr. — Er meinte es nicht ertragen zu können, wenn ihre dunklen Augen ihn so maßlos verächtlich streifen würden nachdem sie ihn erkannt, wenn sie dann laut lachend davonlief. — Das alles tat sie sicherlich, er kannte sie genau, und sein Herz zog sich zusammen in Verzweiflung, und sein Stolz wand und krümmte sich. Schweißtropfen perlten ihm auf der Stirn, trotz der Kühle. — Wenn Werner das geahnt, hätte er sicherlich nicht ihn hergeschickt, sondern einen andern.

Wozu eine Demütigung, die niemand Nutzen bringt! — Da war es seinen aufgeregten Sinnen plötzlich als höre er hinter der geschlossenen Tür spöttisches Kichern, als stände Hanna da und beobachte ihn. Mit einem Ruck riß er die Werkzeuge an sich und sprang die Treppen hinab. Nein! Dreimal nein! Das tat er nicht! Mochte Werner ihn tadeln, Dolly ihn entschuldigen, es galt ihm gleich, aber er konnte seine Ehre nicht preisgeben — er konnte es nicht!

Auf der Straße ging er langsam, mit gesenktem Kopf. Was würde Werner sagen! Er schämte sich vor ihm, und es wurde ihm beklommen, wenn er an die dunklen Augen dachte, die sich immer gleich bis auf den Grund seiner Seele senkten. — Natürlich würde er ihm ehrlich die Wahrheit sagen, daß er zu feig gewesen, dem Spott zu trotzen. Feig! — Pfui, das Wort war häßlich, und doch war es ihm ohne Bewußtsein selbst gekommen. Würde Werner ihn auch für feig halten? Dunkle Röte stieg in das hübsche Knabengesicht, und sein Schritt verlangsamte sich immer mehr. Schauderhaft wäre es, wenn Werner das dächte! Naturgemäß mußte er dann alle Zuneigung verlieren, die er sich vielleicht bei ihm erworben, nach der er so strebte, denn solch ein Mann war kleinen Schwächen gegenüber unerbittlich. Und wog ein Blick, ein freundliches Wort Werners nicht alles höhnische Gekicher Hannas auf? Überhaupt — was ging ihn Hanna noch an! Freiwillig hatte er sich ja einen andern Weg erwählt, den Weg der Pflicht und der Arbeit, den Weg Werners und Dollys. Konnte er so bald schon abtrünnig werden? Bisher hatte er doch alles leicht überwunden, scheiterte er wirklich feig an Hannas Lachen?

Da war das abscheuliche Wort schon wieder! Es ging mit ihm zurück in die Fabrik, es würde tagelang vor seinen Ohren klingen, aus jedem Blick würde er es lesen . . . Frank warf heftig den Kopf auf, drehte um, ging eiligen Schrittes wieder auf das Haus zu, die Treppen hinauf und läutete so eilig, als könnte es ihm vielleicht noch einmal leid werden. Tief im Herzen regte sich die Hoffnung, Hanna wäre vielleicht nicht zu Hause.

Das Mädchen führte ihn ins Eßzimmer und zeigte ihm den Schaden. Aufatmend sah er, daß er allein war und machte sich emsig an seine Arbeit.

„Frank! Frank!“ — und dann ein helles, kindisches Gelächter. Er drehte sich hastig um, blutrot bis zur Stirn, zitternd vor Schreck und Scham. Da stand Hanna in all ihrer Lieblichkeit in der Tür, die dunklen Locken mit einem roten Band zusammengehalten und sah ihn an. „Frank!“ wiederholte sie noch einmal, die Finger gegen den Mund gepreßt, als unterdrücke sie nur gewaltsam das weitere Gelächter.



Er sah nicht vornehm aus in diesem Augenblick, in der blauen Bluse, mit den staubigen Händen, mitten unter den verstreuten Werkzeugen, das fühlte er selbst und wand sich unter diesem Bewußtsein. Mit einer kurzen, kleinen Verbeugung gegen sie bückte er sich hastig und nahm ganz unmotiviert eine Zange auf.

Sie kam neugierig näher. „Was um Gottes willen machen Sie denn da, Frank, das ist doch keine Arbeit für Sie?“

Die Hände hinter den Kopf geschoben, lehnte sie sich neben ihn an die Wand. Er wappnete sich mit allem ihm zu Gebote stehendem Mut. „O doch,“ sagte er mit gewaltsamer Gleichgültigkeit, „wer ein ordentlicher Mann werden will, muß alles lernen.“

Sie lachte wieder laut auf. „Aber wirklich, Frank, Sie sehen zu komisch aus.“

„Das bedaure ich sehr.“ Wieder schien er kühl bis ans Herz hinan; sie brauchte ja nicht zu wissen, wie es in ihm aussah, und hinter diesem Schild fühlte er sich geborgen.

„Wir wissen schon alles,“ sagte sie vertraulich nähertretend. „Ihre Mama hat es uns erzählt. — Dolly hat Sie verführt.“

„Verführt?“ fuhr er auf. „Zu ehrlicher Arbeit verführt? Ihr verdanke ich es, wenn ich mich bestrebe, ein Mann zu werden, der einmal verdient was er braucht und hoffentlich noch etwas mehr.“

„Herrgott, beißen Sie mich nur nicht gleich,“ spöttelte Hanna, „aber bis dahin, Frank, müssen Sie sich doch schämen, so herumzulaufen.“

„Nein, ich schäme mich nicht!“ sagte er kurz. „Und im übrigen, Fräulein von Senden, wem ich nicht passe, der braucht nicht mit mir zu reden.“ — Damit drehte er sich um und arbeitete eifrig weiter.

„Es ist gar nicht so schlimm,“ triumphierte er zu sich selber, denn Hanna hatte wortlos das Zimmer verlassen. „Nur immer frisch den Stier bei den Hörnern packen, wie Herr Werner sagt.“

Eine rote Schleife lag neben ihm am Boden, Hanna hatte sie verloren. Er hob sie auf und steckte sie zu sich, mit einem Gefühl, als habe er ein Siegeszeichen erbeutet.

Drinnen im Wohnzimmer sagte die Geheimrätin entsetzt zu ihrem Manne: „Wie unangenehm das ist mit Frank! Wie sollen wir uns dabei verhalten?“

Der Geheimrat legte die Zeitung beiseite, stand auf und ging ohne weiteres ins Eßzimmer; neugierig folgte Hanna, die Türe zwischen den Zimmern blieb offen. „Sieh da, Frank,“ sagte der alte Herr wohlwollend. „Das freut mich, Sie in so vernünftiger Tätigkeit zu sehen! Geben Sie mir die Hand, mein Junge.“

„Ich kann nicht, Herr Geheimrat,“ sagte der so Angeredete strahlenden Blickes und zeigte seine Hände, „sie sind schmutzig.“

„Tut nichts! Tut nichts!“ Er faßte des Knaben Rechte und schüttelte sie herzlich. Und dann ihn durch die Brille prüfend betrachtend: „Sie sind wirklich ein ganzer Kerl geworden, Frank, Ihnen wird es nicht fehlen. Mut und Ausdauer haben Sie ja . . .“

„Und Freudigkeit, Herr Geheimrat.“

„Ja, ja, und einen anständigen Namen dazu. Ich bin überzeugt, Sie bringen es bald zu etwas. Solche Leute wie Sie, das sind die Männer der Zukunft, die brauchen wir gerade. — Hanna, hol ein Glas Wein für Frank.“ —

„Du warst ja sehr freundlich,“ sagte die Rätin etwas erstaunt, als Frank gegangen. „In unserm Hause ging das wohl — aber sonst . . .“

Der Geheimrat sah seine Frau nachdenklich an. „Hast du nicht gehört, was ich sagte? Das sind die Männer der Zukunft! Wenn mich nicht alles täuscht, steckt Frank in Jahrzehnten manchen Geheimrat in die Tasche, was seine Einnahmen anbelangt, — und von Jahr zu Jahr wächst die Macht des Geldes, es wird unser absoluter Herrscher werden, alles andere sinkt zum Proletariat herab! — Er hat recht, der Junge.“

„Und Hanna ist seit Jahren schon seine stille Neigung,“ meinte die Geheimrätin so nebenher. — Vielleicht waren Sendens wirklich diejenigen, die leicht Kompromisse schlossen, sobald dabei etwas herauskommen konnte. —

Stolz wie ein König kam Frank in die Fabrik zurück. Werner sah wohl die leuchtenden Augen, den hochgetragenen Kopf, er wußte, daß der Knabe einen Sieg über sich selbst errungen hatte, der ihm dies Gefühl der Sicherheit gab, und er freute sich daran, ohne zu fragen. Auch Frank sagte nichts. Nur seiner Schwester fiel er um den Hals, als er nach Hause kam und schilderte ihr sein heutiges Erlebnis. Aufmerksam, mit den widerstreitendsten Gefühlen hörte sie ihm zu; als er geendet schloß sie ihn in ihre Arme.

„Ich bin stolz auf dich, Frank,“ sagte sie nur. Sie wußte, was dieser Sieg ihn innerlich gekostet hatte.

XXXI.



Der schwere weiße Seidenstoff des Brautkleides rauschte und knisterte unter Floras liebkosenden Händen, als sie, vor Dora sitzend, eifrig über das Arrangement auf sie einsprach. „Ich weiß ja, Fräulein von Lindeck, Sie haben einen ganz vorzüglichen Geschmack, und ich nahm auch Mama deshalb nicht mit, damit sie Ihnen nicht so viel hineinredet; aber Liebste, Beste, übertreffen Sie sich diesmal noch, ich möchte so sehr gern etwas ganz Besonderes haben, etwas, das selbst Axel auffällt, der im allgemeinen gar nichts sieht. Wenigstens weiß er nie, was ich anhabe. Schade, daß Sie Axels Geschmack so gar nicht kennen, wir hätten es dann leichter. Ob er wohl ahnt, wie viel Mühe wir uns beide geben, damit ich ihm gefalle?“ Sie lachte belustigt, während sie in den seidenen Blusen, Jacken, Röcken wühlte, die schon fertig waren; ein sehr distinguiertes Reisekleid aus grauem Tuch lag obenauf.

Dora, als sie ihr so zusah, dachte wie verschieden doch Menschenlose verteilt seien, und ob wohl jemals eine Stunde in Flora Falks Leben kommen könne, in der sie keine Ursache zum Lachen fände. Eins wußte sie sicher von Axel, er würde seine Frau niemals schlecht behandeln, selbst wenn er sie nicht liebte. Er war von innen heraus eine ritterliche Natur, die andere nicht grundlos leiden ließ. Mit welchem zwiespältigen Herzen sie Floras Ausstattung genäht hatte! Gott sei Dank, daß es bald zu Ende war; es riß und bohrte immer wieder in der alten Wunde, so wenig sie dem auch nachgab.

„Sie wissen doch, nächsten Mittwoch, mittags drei Uhr ist unsere Trauung in der Garnisonkirche; wollen Sie nicht hinkommen, liebstes Fräulein?" bettelte Flora vertraulich. „Sie sollen mir nachher sagen, wie ich ausgesehen habe. Wahrscheinlich scheußlich. An solchen Tagen sieht man immer scheußlich aus! Mama meint, ich sollte Sie bitten, mir den Schleier zu stecken, aber das tun Sie gewiß nicht."

„Nein, das versteht der Friseur besser." Dora hatte sich abgewandt, gedankenlos öffnete sie den schweren Seidenstoff und starrte mit abwesenden Augen auf die schimmernde Fläche. Nein, was zu viel war, war zu viel! Wozu sollte sie den Becher der Qual bis zur Neige auskosten.

Flora sprang auf und stellte sich neben sie. Sie hatte nur die Ablehnung gehört, die schroffer klang, als man Dora sonst sprechen hörte und legte sie sich auf ihre Weise aus. „Sie sind böse, daß wir Sie nicht eingeladen haben," sagte sie, nach ihrer Manier direkt auf ihr Ziel losgehend, „und denken Sie, Mama und ich haben oft davon gesprochen; aber schließlich sind Sie doch ein adliges, gebildetes Mädchen, die viele aus unsern Kreisen in die Tasche steckt, und wir fürchten, Wolffs und Richters und Hirschens könnten es uns verdenken, da sie doch auch bei Ihnen arbeiten lassen. Ihre Schneiderin! Das wollen sie denn doch nicht. Und wen sollten wir Ihnen zum Tischherrn geben! Wenn Sie auch viel hübscher und vornehmer sind als die andern, der Herr, der Sie bekäme, wäre doch in seinem Stolz verletzt, wenn Sie

ihm auch noch so gut gefielen. — Ich sprach auch mit Axel darüber."

„Und er, was sagte er?" fragte Dora in verdächtiger Eile, während ihre Wangen sich röteten.

Flora zögerte. „Er! — O — er lachte; gewiß, er lachte nur und sagte: ‚Tut Fräulein von Lindeck die Qual nicht an.' — Sie wissen gar nicht, wie komisch er ist — manchmal so furchtbar hochmütig."

Aber Dora lächelte jetzt auch. „Ihr Herr Bräutigam hat recht, Fräulein Falk, es wäre eine Qual für mich," sagte sie gar nicht empfindlich.

„So sind Sie uns also nicht böse?"

„Gott bewahre."

„Und arbeiten nachher noch ebenso gern und interessiert für mich wie bisher?"

Eine Blutwelle stieg Dora in das Gesicht. „Das — das weiß ich noch nicht," gestand sie zögernd.

„O Gott, nein, mich im Stich lassen dürfen Sie nicht," bat Flora kläglich und tief erschrocken. „Sie bekommen auch ein wunderhübsches Hochzeitsgeschenk von mir für die Ausstattung. Wünschen Sie sich nur etwas; es kann teuer sein, Papa bezahlt es, aber verlassen dürfen Sie mich nicht."

„Wozu auch!" dachte Dora. Was hatte die Schneiderin nach dem Gemahl der Kundin zu fragen! Ebensowenig wie nach dem Bräutigam. Und sie versprach Flora alles, auch daß sie in der Kirche sein würde, und Flora fiel ihr dafür um den Hals und küßte sie auf den Mund.

Dora hielt auch Wort, sie war in der Kirche. Hinter einem Pfeiler halb verborgen stand sie und sah auf den Mann, an dessen Seite sie sich in diesem feierlichen Augenblick geträumt, dessen schlanke Erscheinung ihr alles repräsentierte: Jugend, Glück, Sorglosigkeit und Glauben. Und jetzt stand eine andere neben ihm, und sie lebten beide noch in gewohnter Alltäglichkeit und würden ferner so weiter leben, einer ohne den andern. Ja, die Wunde schloß sich allmählich, und der Schmerz peinigte nicht mehr zum Sterben.

„Wie elastisch das Menschenherz ist," dachte Dora mit

einem Gefühl von Vorwurf darüber, daß es so war. Als aber der Segen über das Paar gesprochen wurde, da betete keiner in der ganzen Kirche so innig für das Wohl der Neuvermählten, wie das schlanke blonde Mädchen in ihrem versteckten Winkel, keiner weinte so wehmütige Tränen, und als das Brautpaar die Kirche verließ, da trafen sich die feuchten Augen Dora von Lindecks und Axel von Treubergs einen langen, schmerzlichen Augenblick — abschiednehmend. —

Dem Baron war die lärmende, pompöse Hochzeit, die ihn wieder mit dem ganzen Kreis der Falkschen Familie zusammenbrachte, ein Greuel gewesen, aber er hatte gegen seine Schwiegereltern nicht aufkommen können. So ließ er denn alles über sich ergehen, nur manchmal mit Seefelds, die als einzige Angehörigen des Bräutigams zugegen waren, einen Blick wechselnd. — Endlich hatte auch das ein Ende. Die gerührte, aber taktlose Rede des Brautvaters, der schwülstige, banale Wortschwall der Mutter, alles, alles war vorüber, und mit einem Aufatmen der Erleichterung bestieg das junge Ehepaar den Wagen, der sie zur Bahn brachte.

Aber hatte Axel Ursache, erleichtert aufzuatmen, als er sich mit Flora allein sah? Sie erdrückte und erstickte ihn fast mit der Flut ihrer Liebkosungen, nun brauchte sie sich ja nicht mehr zu genieren, sie war ja sein Weib.

Und in ihm regte sich nichts — nichts! — Ja, wenn es Dora gewesen wäre! Und am Hochzeitsabend flogen seine sehnsüchtigen Gedanken zu dem Mädchen, das er allein geliebt, und Flora besaß nichts weiter als seine Person.

* * *

Seefelds hatten dem jungen Ehepaar zu Ehren eine Gesellschaft gegeben, sehr klein, aber sehr exquisit. Bis zum letzten Augenblick hatte sich Edgar dagegen gesträubt, aber Sidonie sagte mit ihrer schärfsten Stimme: „Glaubst du, ich werde mich von diesen Protzen einladen lassen, ohne mich zu revanchieren?“

„Wir können doch wirklich nicht annähernd so große

Sprünge machen wie Falks und Treubergs," gab der Major zu bedenken.

„Denkst du, das will ich? Durch Einfachheit und Distinktion zeichnen wir uns aus, das können sie mit all ihrem Geld doch nicht erreichen, und die junge Frau wird schon merken, daß wir gar nicht die Absicht haben, uns unserer Einfachheit zu schämen. Ich wenigstens nicht! Bestelle nur denselben Wein wie immer."

Und der Major gab nach. Schließlich wußte ja Axel ganz genau, wie es bei ihnen zuging und konnte fortbleiben, wenn es ihm nicht paßte.

Als die Einladung kam, machte Flora ein Mäulchen. „Ich gehe da nicht hin, das ist gewiß zum Sterben, und ich kann die Seefeld nicht ausstehen."

„Liebes Kind," sagte Axel ruhig, „du wirst noch oft in die Lage kommen, mit Leuten zu verkehren, die dir nicht sympathisch sind; das hilft aber nichts, dafür setzt man dann desto mehr Formen an Stelle des Wohlgefallens. Seefelds sind meine einzigen Verwandten, natürlich gehen wir hin."

Im eigenen Wagen, einem Hochzeitsgeschenk des alten Falk, fuhren sie hin, Flora in strahlender Toilette, übersäet mit Brillanten, im Herzen die heimliche Hoffnung zu imponieren. Als sie den kleinen Kreis, die auffallend einfach gekleideten Damen bemerkte, stutzte sie, mehr noch, als Namen der Aristokratie an ihr Ohr schlugen, die ihr ohne ihr Wollen doch zuerst eine kleine Verschüchterung abnötigten. Auch sah sie Axels Augen an, daß er nicht sehr zufrieden mit ihrem strahlenden Äußern war, und Sidonie lächelte sogar etwas spöttisch, als sie dies Übermaß von Brillanten mit den Augen streifte.

Dazu die Einfachheit der ganzen Umgebung. Flora rümpfte heimlich die Nase über alles was sie sah und schaute gespannt dem Diner entgegen. Auch das ebenso einfach wie alles, wie die ganzen Menschen umher. „Und das will vornehm sein," dachte das frühere Fräulein Falk fast mitleidig. „Das muß ich doch einmal Mama erzählen. Nein, so weit bringt mich Axel nie!" Sie nippte nur wenig von dem Wein,

der ihrer verwöhnten Zunge nicht schmeckte, aß fast gar nicht, und sah ihren Mann manchmal mit verdrehten Augen an, um ihn auf irgend etwas aufmerksam zu machen, ohne sich davon stören zu lassen, daß er sehr zornig aussah.

Nach dem Diner wurde Kaffee mit Likör und Kognak herumgereicht, Axel stand hinter dem Stuhl seiner Frau und streckte gerade die Hand aus, um ihr das winzige Spitz-



gläschen zu füllen, als sie ihm schnell den Arm festhielt. „Ach, lieber nicht," sagte sie ganz ungeniert laut und in erschrockenem Ton.

„Warum nicht? Du bist doch sonst im Punkt eines Kognaks oder Likörs keine Kostverächterin." Er war vor anderen stets der tadellose Ehemann, selbst wenn er ärgerlich war. Kleine Szenen gehörten für ihn nur in das unbelauschteste Interieur. Seine höfliche Miene täuschte sie noch immer, auch in diesem Augenblick.

„Du weißt, in Kognak bin ich sehr difficil," lachte sie. „Bei Papa tranken wir die Flasche nie unter fünfundzwanzig Mark, was es aber bei Fremden für eine Sorte gibt, das weiß ich nicht; also lieber nicht."

Nach Floras Bemerkung, die nicht allzu leise gesprochen

war, legte sich lähmendes Schweigen auf die Gäste, einer sah den andern an, keiner fand Worte. Wie ein Keulenschlag hatte Floras Äußerung gewirkt. Sidonie, die in der Nähe stand, wurde kreideweiß, dann hochrot, ihre Augen sprühten; Axels bittender, beschwörender Blick glitt eindruckslos von ihr ab.

„Dafür sind wir auch hier nicht beim Herrn Fabrikanten Falk," sagte sie, unsäglich hochmütig Flora messend, „wo man Kognak zu fünfundzwanzig Mark, Taktlosigkeiten aber umsonst zu genießen scheint." Mit Ostentation wandte sie ihr den Rücken.

Diese blickte zu ihrem Gatten auf. Mit zusammengepreßten Lippen, bleich, ein Bild der Empörung, stand er da, ohne sie eines Blickes zu würdigen. „Bitte, Edgar, es ist Zeit, daß wir gehen," sagte er heiser, den Major abwehrend, der versuchen wollte zu vermitteln — „die höchste Zeit!"

Wie bitter das klang! Und der Major drückte ihm heimlich die Hand und murmelte etwas Unverständliches. Der Aufbruch des jungen Paares glich fast einer Flucht, Axel brannte der Boden unter den Füßen.

Als sie im Mietswagen saßen, die Equipage war erst später bestellt, sagte Flora halb weinerlich, halb trotzig: „Was war denn eigentlich so Schlimmes, Axel? Es ist ja doch wahr, daß Papa den Kognak zu fünfundzwanzig Mark trinkt, warum soll ich denn das nicht sagen? Wir haben bei uns aus Preisen nie ein Hehl gemacht, im Gegenteil."

Er sah sie an, mit finsteren Augen und einem nur schlecht unterdrückten Zug des Ekels um den Mund. „Wir sprechen eben eine andere Sprache, das ist alles, aber es ist genug, um niemals zu einer Verständigung zu kommen," sagte er, nur mühsam seinen Zorn beherrschend.

Flora zuckte die Achseln. „Sie sind mir eben neidisch um mein Geld, alle die Gräfinnen, Baronessen und so weiter, die alle aussahen wie die Vogelscheuchen, und sich benahmen als tanzten sie auf Eiern, ich merkte es recht gut."

Er schlug zornig mit der Faust auf sein Knie. „Geld, Geld und noch einmal Geld!" schrie er außer sich. „Das

allein ist euer Maßstab, euer Götze, um den sich alles dreht. Dieses verfluchte Geld!" Und er knirschte mit den Zähnen und warf sich in die Wagenecke.

„Was willst du nur," sagte Flora, deren Augen sich mit Tränen füllten. „Angenehm ist es ja doch, das findest du ja auch, wozu also der Ärger. Daß ich nicht mehr zu Seefelds brauche, ist mir gerade recht. Und nun sei wieder gut, Männchen."

Er sah sie mit einem langen Blick an. „Daß du mich bloßgestellt hast vor all den Leuten, und wie sehr, das weißt du wohl gar nicht?" fragte er.

Sie lachte. „Aber Axel, bloßstellen? Was heißt das? Wenn man nur die Wahrheit sagt. Papas Kognak —"

„Kostet fünfundzwanzig Mark, ich weiß es," fiel er ihr bitter in die Rede. „Und so wird alles nach Geld und Geldeswert klassifiziert; aber daß man sich moralisch deklassiert vorkommen kann, selbst bei hoher Taxe, davon habt ihr keine Ahnung."

„O, bitte," sagte sie etwas pikiert. — Aber dann sah sie ihn an. Wie vornehm und schön er aussah! Sie vergaß alles und flog ihm an den Hals, ihn zu liebkosen.

Er hielt geduldig still, aber es war gut, daß Flora nicht in sein Herz sehen konnte.

XXXII

Und so ging es weiter! Tag um Tag verrann, Monat um Monat. Auch die Geburt der kleinen Ina schwächte Floras ewig begehrliche, ewig wache Liebe zu ihrem Mann nicht ab. Eins aber hatte sie doch allmählich herausgefühlt. Er liebte sie nicht so wie sie es anfangs als selbstverständlich angenommen, denn seine kühle Reserve wich niemals, auch nicht in den Stunden, wo sich Herz zu Herz am leichtesten findet. Es genierte sie nicht sonderlich. Seine Person, die sie leidenschaftlich liebte, gehörte ihr ja, und von der nahm sie Besitz mit einer Ausschließlichkeit, die Axel manchmal ge-

radezu empörte. Es kamen Stunden, in denen er sich mit jäh aufflammendem Ekel fragte, ob ein solcher Kaufpreis, den die Welt nicht ahnte, nicht tausendmal schlimmer sei als ein Leben in beschränktester Enge, unter herbsten Entbehrungen. Ordentlich krankhaft sehnte er sich dann zurück nach der Vergangenheit, seinem einfachen Zimmer, den Käsebroten, seinem ehrgeizigen Streben nach den Illusionen und Idealen, die er damals besessen. Hatte Dolly nicht recht gehabt, daß sie ein schweres, arbeitsreiches Leben mit Selbstschätzung und Selbständigkeit für sich erwählte? Was ging sie der Maßstab an, den die Welt an sie legte! Wäre er an ihrer Seite geblieben, mutig und kraftvoll mit ihr kämpfend, die brennende Scham, die Bitterkeit, die er jetzt oft empfand, wäre nicht sein Teil geworden. Die Erinnerung an die Vergangenheit blieb ihm eine ewig schmerzende Wunde.

Gegen seine Frau war er voll Rücksicht und stets regen Pflichtgefühls; und wenn sich aus seiner Kühle gegen sie eine fast wahnsinnige Eifersucht ihrerseits ergab, so hatte sie doch in Wirklichkeit nicht den geringsten Grund dazu. Es gab in ganz Berlin keinen korrekteren Ehemann als Baron Treuberg, mochte Flora auch noch so viel daran zweifeln. Das wenigstens, das einzige Äquivalent, was er ihr bieten konnte, das hielt er mit der penibelsten Genauigkeit.

Wenn also Flora selbst sich auch nicht im geringsten über ihren Gatten beklagen konnte, einen Punkt gab es, der sie doch manchmal verstimmte, das war die Stellung, die er ihrer Familie gegenüber einnahm. Da war weder von einem verwandtschaftlichen „du“ noch sonst einem Sichnähertreten die Rede, die Beziehungen blieben auf das Äußerste und Formellste beschränkt. Ja, es war selten genug, daß der alte Falk sich die Anrede „lieber Schwiegersohn“ gestattete, und vor allen Dingen Frau Falk, die sonst gewöhnt war, alles mit einem gewissen stoischen Gleichmut zu übersehen, was ihr nicht paßte, hatte Axel gegenüber ein Gefühl des Unbehagens, das selbst ihre sonst so wortreiche Zunge lähmte. Seitdem aber Lutz wieder aus Buenos Aires zurück war, ging von Axel eine so absolut frostige Atmosphäre aus, daß

die Familienglieder recht selten zusammenkamen. Treuberg konnte sich nicht helfen, die Familie Falk war ihm und seinen aristokratischen Gesinnungen absolut unsympathisch, und wenn er sich wirklich deshalb Vorwürfe machte, er konnte es nicht ändern; und es blieb auch so, vielleicht je mehr er in ihnen die Ursache seines moralischen Niederganges sah. —

Wenn nur seine Frau jemals respektiert hätte, daß er sich manchmal zu einem freien Atemzug in sein Zimmer zurückzog; aber das tat sie nicht. Haus, Kind, Mann, alles betrachtete sie als ihr absolutes Eigentum, redlich erworben und bezahlt, und danach handelte sie. Es gab keine Sicherheit vor ihr, weder Wünsche, noch Zigarrenrauch, noch Riegel siegreich überwand sie alles.

Während Axel, einer trübseligen Regung folgend, in der frühen Dämmerung eines Herbstabends vor seinem Schreibtisch saß und dem obersten Schubfach desselben ein altes, abgegriffenes Lederportefeuille entnahm, horchte er nach dem Nebenzimmer hin, ob auch alles drinnen still war. Nichts rührte sich, und da sah er denn mit erinnerungsverlorenen Blicken auf die abgeschabte rote Tasche, einst der Stolz des Kadetten, sein Heiligtum, in dem er teure Andenken barg. Auch der Leutnant hatte sie benutzt, Doras Briefe hatten darin gelegen während ihrer kurzen, seligen Brautzeit. Nun waren die Briefe längst verbrannt, nichts sprach von ihnen als ein einziges, leeres, abgetrenntes Blatt, zu mehr fühlte er sich nicht berechtigt. So war die Mappe jetzt schmal und dünn, nur seine persönlichen Papiere barg sie und ein Bild von Jella. Trotzdem schlug er sie auf. Dachte er doch der toten Schwester jetzt oft mit reuiger Zärtlichkeit. — Wie hübsch sie aussah! Das kecke, lebensvolle Gesichtchen, und die sprechenden Augen, die ihr Unglück gewesen! Er drehte das Bild um. In unausgeschriebenen, fast noch kindlichen Zügen stand auf der Rückseite: Ihrem lieben Axel von seiner ungezogenen Jella! —

Die Augen wurden ihm feucht. Welch eine Summe von Menschenleid in der kurzen Spanne Zeit! — Da hörte er Flora schon wieder in das Zimmer stürmen. Eine Minute

darauf hing sie an seinem Halse, gerade in dem Augenblick, als er die Mappe schloß.

Zwischen ihren Küssen griff sie nach dem unscheinbaren Ding. „Zeig einmal her, was hast du da?"

Er wehrte sie ab, vielleicht etwas energisch und legte die Mappe wieder in die Schublade zurück, schloß zu und schob den Schlüssel in die Westentasche. „Das ist mein Eigentum aus meiner Knabenzeit," sagte er bestimmt, „für niemand von Wert als für mich allein."

Flora setzte sich auf seinen Schoß und schlang die Arme um seinen Hals. Ich will es dir ja nicht nehmen, Axel, nur zeigen sollst du es mir. Hattest du nicht Photographien darin? Du glaubst gar nicht, wie interessant uns die Vergangenheit unserer Männer ist."

„Deine Neugier käme bei mir nicht auf die Kosten," sagte er mit einer gewissen Herbheit im Ton, „das weißt du längst."

Er wollte ihr Jellas Bild nicht zeigen, um keinen Preis! Sie ahnte nicht, daß er jemals eine Schwester besessen; sollte er die ganze Unglücksgeschichte vor den Ohren dieser Frau erzählen, die sicher nur ein Verdammungsurteil für die Gefallene hatte! Nein, die Erinnerung gehörte ihm allein, sie sollte ihm allein bleiben.

Sie zauste an seinem Bart, seinem Haar, etwas, das er für den Tod nicht ausstehen konnte, und was sie doch nicht ließ. „Na, na! Die Männer sind sich darin alle gleich! Glaubst du, ich traue dir sonderlich? Fällt mir wirklich nicht ein! Höre nur andere Frauen, die singen dasselbe Lied aus eigener Erfahrung."

„Ich habe dich schon oft gebeten, mich nicht immer auf dieselbe Stufe mit deinen Hirschs, Wolffs und Neumanns zu stellen," sagte er ärgerlich.

Sie küßte ihn. „Axel, gibst du mir dein heiliges Wort, daß in dieser häßlichen Mappe nichts ist, was mich angeht? Nichts, was mich berührt?"

„Da ich weiß, was du darunter verstehst — ja! — Ich gebe dir mein Wort darauf." Damit schob er sie von sich.

Sie sah ihn an, die geschlossene Schublade, runzelte ein wenig die Stirn und ging dann auf etwas anderes über.

„Willst du mir einen Gefallen tun? Willst du einmal recht nett sein, Axel? Sieh mal, die Eltern wollen so gern, daß die Partie zwischen Luz und Ada Hirsch zustande kommt. Sie hat gleich hunderttausend Mark, nachher noch einmal das Dreifache. Ob das eine Partie ist? Was meinst du? — Ich habe nun beide heut abend zum Sieben-Uhr-Tee zu mir geladen, du sollst recht freundlich gegen Luz sein, ihn so ein bißchen herausstreichen vor Ada. Sie gibt etwas auf dich, das weiß ich."



„Liebes Kind," sagte er, sich erhebend, „du weißt, daß ich zu derartigen Dingen durchaus ungeschickt bin. Ich halte es überhaupt geradezu für ein Verbrechen, zwei Menschen zusammenzureden."

„Gott," rief sie lachend, „wie schwerfällig du doch bist, oder meinetwegen, nenne es vornehm. Wie wenig geschähe doch in der Welt, wenn einer nicht dem andern die Augen öffnete für seinen Vorteil. Ich halte diese Heirat für ein großes Glück für Luz, also helfe ich mit besten Kräften, damit sie zustande kommt."

„Ich will deinen Standpunkt gewiß nicht ändern, liebe Flora,“ sagte er freundlich, „nur befreie mich von aller Mitwirkung. Du weißt, für deinen Bruder bin ich ein steifer, langweiliger Gesell, also würde meine Gegenwart nur störend wirken. Dispensiere mich also heute abend, ich gehe zum Pschorr und suche dort ein paar Kameraden auf, ohnehin ist es lange her, seitdem ich da war. Amüsiere dich gut, mich werdet ihr nicht vermissen.“

Sie schmollte und trotzte ein Weilchen, dann flog sie ihm wieder an den Hals und küßte ihn.

„Wenn sie doch nur etwas sparsamer mit ihren Zärtlichkeiten sein wollte,“ dachte er ingrimmig, „man kommt zu keinem andern Gefühl als Überdruß und Widerwillen.“

„Du bist ein scheußlicher Mann, Axel,“ versicherte sie ihm dazwischen, „aber ich liebe dich eben doch! Gehe in Gottes Namen, nur schwöre mir, daß du an keine andere denkst.“

„Mein Himmel, Flora!“ rief er ungeduldig.

Aber er ging, er kam endlich einmal allein fort, und mit einem Aufatmen der Befreiung dachte er an die kommenden Stunden, obgleich er im allgemeinen seit seiner Heirat der Kameradschaft ziemlich entfremdet war und wenig Anschluß suchte und fand.

Flora blieb allein. Der Teetisch wurde hergerichtet, ein passendes Kostüm aus dem Schrank genommen, denn dank Doras Geschmack war die Baronin Treuberg stets eine der bestgekleideten Frauen der Großstadt, dann setzte sie sich ans Klavier, klimperte ein paar Takte, lief in ihrer ruhelosen Manier etwas hin und her, und endlich kam Luz.

„Du, Axel ist fort,“ rief seine Schwester ihm entgegen.

„Desto besser.“ — Er ließ sich in den Sessel gleiten und starrte gelangweilt vor sich hin. Die drei Jahre hatten ihn wenig verändert, er sah noch ebenso geleckt elegant und blasiert aus wie damals. Ein wenig bleicher und müder schien er geworden, das war alles. Unaufhörlich schwatzte Flora in ihn hinein, bis endlich der Diener kam und eine Depesche brachte.

„Ach, Ada kommt nicht!“ sagte sie nach dem Lesen mit tiefem Seufzer. „Wozu habe ich nun meinen Mann gehen lassen.“

Ihr Bruder sah sie sehr erstaunt an. „Ich glaube nicht, daß Treuberg sich in Liebe gerade verzehrt,“ meinte er endlich. „Du bist es wohl mehr, die in ihn vernarrt ist. Nimm dich in acht, Flora, wenn ihr den Männern gar zu viel von eurem reizenden Ich anbietet, wird es ihnen leicht zuwider.“

Sie wurde rot und zornig. „Das denkst du, weil du so bist! Axel aber ist anders, er liebt mich auch ohne viele Worte und ist mir treu, goldtreu.“

Er lachte. „Du bist ein gutes Kind, Flora,“ sagte er dazwischen patronisierend.

Sie sprang auf, ihre Stimme zitterte. „Das glaubst du nicht?“

„Ich?“ Er zuckte die Achseln. „Wie soll ich das wissen? Nach mir darf ich ja wohl deinen Herrn Gemahl nicht beurteilen.“

„Nein, gewiß nicht, denn du — du wärst treulos.“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht! Übrigens sollten sich die Frauen darüber keine grauen Haare wachsen lassen.“

„Doch! Ich täte es.“ Die Tränen waren ihr nahe, es bohrte und zwickte etwas in ihrem Herzen, das sie nicht bannen konnte.

Luz stand auf. „Höre, Flora, es hat weiter keinen Zweck, daß ich noch hier bleibe, wenn Ada doch nicht kommt. Ich will noch in den Klub. Adieu.“

„Adieu,“ sagte sie, ohne sich umzudrehen.

Er lachte über ihre kalte Verabschiedung, dann sich eine Zigarette anzündend, sagte er: „Sei keine Närrin, Flora, ich habe doch nichts gemeint und nichts sagen wollen. Liebt euch — und laßt andere in Frieden.“ Da aber keine versöhnliche Antwort kam, ging er achselzuckend.

Flora war allein. Noch war es früh, einstweilen blieb Axel noch fort. Das Kind schlief, und sie saß am Teetisch und starrte in die rot verhängte Lampe. Der Dämon der Eifersucht war wieder wach und bohrte in ihr, und da sie

keine Subtilität des Empfindens besaß, kein Taktgefühl, so wurde der heiße Wunsch nach jener abgegriffenen kleinen Ledermappe in ihr mächtig, in der Axel seine Erinnerungen aufbewahrte, die er ihr vorenthielt. —

Waren es nur Erinnerungen? Er hatte ihr zwar sein Wort gegeben, aber in ihren Kreisen wog ein Manneswort nicht so schwer, wenn es sich darum handelte, etwas zu verbergen, sie nahm es deshalb auch leicht.

Und da sprang sie schon auf, holte ihre Schlüssel und begann zu probieren. Schon der dritte schloß, bei aller Eleganz der Möbel war es doch nur Fabrikware, die nach Dutzenden gleichartig gearbeitet wurde.

Da lag nun die abgegriffene rote Mappe vor ihr, von der sie voraussetzte, daß sie Geheimnisse berge. Sie streifte dieselbe mit einem verächtlichen Blick ob ihrer Billigkeit und Schäbigkeit, als sie sie in Händen hielt. Es war wirklich wenig, was sie darin entdeckte! Ein paar Briefe seiner Eltern an den kleinen Kadetten, zwei graumelierte Locken, zwei schmale, abgeschabte Trauringe. Ein weißes Blatt, hellblondes, weiches Haar, eine getrocknete Blume, sein Offizierspatent — und zum Schluß ein Bild. Das Bild eines schönen, lebensvollen Mädchens.

Ein Schimmer von diesem Bilde hatte ihre Neugier vorhin gereizt, nun sie es sah, wußte sie nicht ob sie lachen oder sich darüber ärgern sollte. Das Bild war ihr ja nicht unbekannt, bei Luz hatte sie es gesehen, das und noch verschiedene andere desselben Mädchens; also lag jedenfalls Axels Bekanntschaft mit jener weit vor ihrer Brautzeit. Indessen, man konnte nicht wissen, vielleicht fesselte ihn noch eine Erinnerung an sie, ein Plätzchen in seinem Herzen gehörte ihr, wozu sonst hätte er es hervorgeholt und betrachtet. War es also nicht klug, wenn sie ihn darüber aufklärte, daß ihr Bruder sein Nebenbuhler gewesen sei? Dann würde er sie am sichersten vergessen.

Sie nahm das Bild und steckte es in ihre Kleidertasche, ungeduldig die Rückkehr des Gatten erwartend. Aber obgleich es spät wurde, kam er doch nicht, und sie mußte sich

endlich entschließen, zu Bett zu gehen. Der Schlaf der glücklichen, sorglosen Jugend umfing sie auch bald so tief, daß sie nicht einmal hörte, wie Treuberg leise eintrat und sich entkleidete. Erst am andern Morgen, als er schon beim Frühstück saß, dem er gern vor dem Dienst ein Stündchen des Behagens widmete, erwachte sie und schlüpfte eilig in



ihr Negligé, ein sehr kokettes, distinguiertes Gewoge von indischer Seide und Spitzen. Ihrem Äußern widmete sie wenig Sorge, da die Entdeckung ihr auf dem Herzen brannte.

„Guten Morgen," sagte er lächelnd, als sie eintrat.

Sie lief auf ihn zu und umfaßte ihn mit beiden Armen. „Es war nichts mit gestern abend, du hättest ruhig zu Hause bleiben können, Ada kam nicht und Luz lief nachher fort, so daß ich ganz allein war."

„Das tut mir leid. Hast du dich gelangweilt?"

„Unmenschlich, Axel, ohne dich! Du darfst nie wieder fortgehen, ich leide es in Zukunft nicht. Ich bin deine Frau, und du gehörst zu mir. — Aber etwas habe ich doch gefunden."

Sie stand mit dem Rücken gegen den Tisch, die Hände hinter sich aufgestützt, sah sie ihn halb herausfordernd, halb anklagend an.

„So!" entgegnete er gleichgültig.

Aus den Tassen stieg das Aroma des heißen Kaffees, warm und behaglich war es in dem eleganten Zimmer.

„Dies hier!" sagte sie, fuhr mit der Hand in die Kleidertasche und brachte das Bild zum Vorschein. „Wer ist denn das nun eigentlich, eure Jella?"

Er blickte verständnislos auf das Bild in der Hand seiner Frau und zu dieser auf.

Sie lachte. „Ja, das habe ich gestern abend, als ich allein war, aus deiner alten Mappe genommen, die du mir nicht zeigen wolltest. Mein Schreibtischschlüssel schloß, aber höre, Axel, der hier brauchst du wahrhaftig keine sentimentalen Erinnerungen zu weihen, dasselbe Frauenzimmer hatte mein Bruder in sechs verschiedenen Bildern, zuerst so wie dies, dann immer eleganter . . ."

Axel stieß einen Laut aus, einen schaurigen Laut, wie das dumpf brüllende Stöhnen eines Gemarterten, sein Gesicht wurde aschfahl, bekam grünliche Schatten um Nase und Mund — gewaltsam packte er den Arm seiner Frau.

Flora erschrak. Sie hatte durchaus keine Szene heraufbeschwören wollen. Was sie getan, schien ihr nur gutes Recht, dessen sie sich nicht zu schämen hatte.

„Was sagst du?" schrie er heiser.

Sie schwieg angstvoll still.

„Wiederhole es noch einmal!" keuchte er und schüttelte sie.

Die Tränen schossen ihr in die Augen. „Dies Frauenzimmer," rief sie verächtlich, „ist wirklich den Lärm nicht wert. Ich sage dir, mein Bruder hat sechs Bilder von ihr, alle mit den zärtlichsten Unterschriften."

Er ließ ihren Arm nicht los, als ob sie ihm entfliehen wollte! „Woher weißt du das?"

„Mein Gott, Mama und ich räumten öfter in seinen Sachen. Es war so amüsant, all die Briefe und Bilder! Die von dieser hier hatte er in einem zusammenlegbaren Juchtenetui, ich habe es oft gesehen — und dann, als er nach Buenos Aires ging, fand ich es in seinem Schreibtisch, wahrscheinlich vergessen."

„Und hast du es vielleicht noch?" forschte er mit einer fast übermenschlichen Ruhe.

„Ja!" Sie triumphierte. „Ja natürlich! Ich suchte es gleich gestern abend heraus, um dir zu zeigen, daß du der nicht nachzuweinen brauchst, sie hatte nicht nur dich allein. Ich hob es damals auf, weil ich das Gesicht so hübsch fand, nun kann ich es ja Luz zurückgeben."

Sie brachte das Juchtenetui zum Vorschein, eine harmlose Schadenfreude in den Mienen. Diese Jugenderinnerung hatte sie tot gemacht.

Axel von Treuberg blickte auf die Bilder seiner Schwester. Zuerst war es dasselbe einfache, kindliche Bild, das auch er besaß, aus ihrer frühesten Jugendzeit stammend, dann wurde der Anzug elegant, kokett, die Aufnahme raffiniert. Eine ganze Geschichte erzählte diese Folge von Bildern. Er stierte darauf nieder mit fahlem, grünweißem Gesicht, Schweißtropfen auf der Stirn, die Fäuste geballt; so gewaltig rang er mit sich, daß er nicht einmal den Atem kommen und gehen ließ, sondern ihn gewaltsam anhielt, gewaltsam herausstieß. Er sah sich wieder, als er die erste Kunde von Jellas Verschwinden erhielt, empfand wieder genau dasselbe tobende Gefühl des Zorns gegen den Verführer, den er damals nicht zu finden vermochte und den das Schicksal ihm heut in die Hände gab! Heut — da er der Gatte seiner Schwester geworden. — Es drehte sich alles mit ihm im Kreise. Er hätte wohl überlegen, klar denken, Konsequenzen ziehen mögen, ein flüchtiges Gefühl, als ob er gern mit Volkmar gesprochen, zog durch seine Seele, aber nichts konnte festen Fuß in ihm fassen außer dem Rachedurst, dem Verlangen, die Schande abzuwaschen, die sein Wappenschild bis jetzt beschmutzt hatte

„Der Lump!" schrie er auf. „Der Schuft!" Und dröhnend sank die geballte Faust auf den Tisch, daß alles klirrte.

Flora hatte mit Staunen zuerst, dann mit Schrecken ihren Mann beobachtet. Solche Wirkung hatte sie nicht erwartet. Eine kleine Eifersuchtsszene mit obligater Versöhnung nach ihrem Geschmack, das wollte sie, nichts weiter, denn im Grunde war sie doch zu vernünftig und praktisch denkend, um sich über etwas zu grämen, was aus der Vergangenheit ihres Mannes stammte. „Axel!" sagte sie bittend, trat ihm näher und wollte ihre Hand auf seinen Arm legen.

Er stieß sie von sich; Abscheu flammte in ihm auf gegen das Weib, das er das seine nannte, die ihm doch so fern, ewig fern blieb, und die zu demjenigen, den er haßte wie nichts auf der Welt, in den engsten verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Sie konnte ja nichts dafür, trotzdem haßte er sie jetzt.

Nur eins gärte gewaltig in ihm. Hin! Rechenschaft fordern von dem Verführer und Betrüger, Jellas zerstörtes Leben rächen, und dann selber enden dabei, wenn es möglich war. Er stürzte an den Schreibtisch, schrieb in fliegender Hast einen Entschuldigungsbrief an seinen Vorgesetzten, klingelte dem Burschen und schickte ihn eilig damit fort; dann griff er selber nach Säbel und Mütze, gerade als hinge von den nächsten Minuten Tod und Leben ab, so wenig Zeit gönnte er sich.

Flora sah das alles in Todesangst, sie begriff einfach nichts; an der Tür warf sie sich ihm noch einmal entgegen, gewillt, ihn mit Tränen und Küssen zurückzuhalten. Wieder stieß er sie von sich.

„Geh!" sagte er rauh und mit einem Blick, der sogar die nicht sehr fein empfindende Flora erstarren ließ. Laut weinend warf sie sich auf die Chaiselongue, und er stürmte hinaus.

In seinem Gehirn wirbelte es, als tose eine entfesselte Macht selbstherrlich darin herum, die ihn nun zu keinem klaren Gedanken kommen ließ. Bald sah er Luz' verhaßtes Gesicht, bald Jellas im Tode erstarrte finstere Züge; auch Flora drängte sich mitten in das Wirrsal, aber er konnte

nichts festhalten, weder einen Gedanken noch eine Erinnerung, alles schien aus den Fugen gegangen. Und dabei ging er zwar sehr rasch, aber doch äußerlich völlig ruhig und hochaufgerichtet den Weg zur Wohnung seiner Schwiegereltern, um Luz zu treffen und mit ihm abzurechnen — auf Leben und Tod. Manchmal dachte er: „Daß mir nur keiner begegnet, der mich aufhält!“ Und dann wieder: „Wäre jetzt doch Mansfeld hier!“ Dabei lief er aber doch immer vorwärts, sah nichts und niemand und hielt beinahe erstaunt an, als er das Haus erreicht und den langen Weg hinter sich hatte.

Der alte Falk kam ihm auf der Treppe entgegen, eben im Begriff, in seine Fabrik zu gehen; erschrocken sah er an der schlanken Gestalt seines Schwiegersohnes in die Höhe. „Um Gottes willen, Herr Baron! Der Flora ist doch nichts zugestoßen oder der Kleinen? Warten Sie, ich kehre mit Ihnen um, wenn Sie zur Mama wollen.“

Axel blieb stehen und maß unwillig den kleinen besorgten Mann, wozu kam ihm auch gerade der in den Weg! „Ich suche Ihren Sohn,“ sagte er kurz, griff mit der Hand an die Mütze und stieg weiter hinauf. Im ersten Augenblick hatte Falk aufgeatmet, das klang nach nichts Bösem; im zweiten befiel ihn lähmendes Entsetzen. Das konnte ja eine Herausforderung sein, die Treuberg überbrachte, denn der Offizier sah so ernst aus! Er kannte das vom Hörensagen, und sein Luz war eben ein Weltmann geworden, der wenig mehr auf seinen Rat gab. Mit wankenden Knien schlich der alte Mann wieder die Treppe hinauf, in der Fabrik mochten sie heut ohne ihn fertig werden, er hatte das Gefühl, als wäre er hier notwendiger, und dann stellte er sich in unerklärlicher Herzensangst auf den Korridor an die Tür — Luz bewohnte die Hälfte der zweiten Etage — und wartete auf die Rückkehr seines Schwiegersohnes.

Luz Falk war nicht wenig erstaunt, als sein Schwager, mit dem er sich nach keiner Richtung hin zu befreunden versucht hatte, so unerwartet bei ihm eintrat. Er wich ihm sogar geflissentlich aus, denn bei jedem Begegnen mit ihm fühlte

er es in sich aufwachen, das böse Gewissen, beim Gedenken einer vergangenen Schuld, die er am liebsten ganz vergessen hätte.

Sein Schreck war groß gewesen, damals, als er Floras Verlobungsanzeige gekabelt bekam; er hätte gern die Partie vereitelt, aber wie sollte er das anfangen! Auf eine vage Anklage oder Verleumdung hin würde Flora nicht von ihrem Bräutigam lassen, und was sollte er sonst sagen? „Nimm ihn nicht — ich habe seine Schwester geliebt, verlassen und in den Tod getrieben?“ Damit hätte er aufgerührt, was er nur zu gern vergessen wollte, sich selbst einem grausamen Feind an das Messer geliefert. Nein, das Geratenste war, er schwieg still. Vielleicht kam es nie zutage, vielleicht später, dann aber waren dem Manne, der seine Schwester geheiratet, doch schließlich die Hände gebunden. Er war abhängig von seinem Vater, hatte Weib und Kind. — Daß sie sich persönlich nicht mochten, war ihm bei seiner Rückkehr gerade recht, daß aber trotzdem dieser Mann jetzt kam, um ihn zu besuchen, machte ihn stutzig.

Auch er dachte zuerst an Flora, als er sich in seinem türkischen Schlafrock aus leichter Seide erhob, den Gast zu begrüßen, während er die dampfende Mokkatasse beiseite schob. „Welche Überraschung!“ sagte er, sich leicht verbeugend. „Kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen, Herr Baron?“

Treuberg kam ihm ganz nahe ohne zu antworten, aus dem fahlen Gesicht funkelten die Augen unheimlich auf den Gegner herab, der nun auch sah, daß sein Besuch in keiner guten Absicht kam. Ihm wurde plötzlich kalt.

„Was wünschen Sie von mir?“ wiederholte er noch einmal, der hohen, schlanken Gestalt ausweichend, und die Zigarette fallen lassend, die er bisher in Händen hatte.

Axel zog das Lederetui mit den Bildern seiner Schwester heraus und hielt es ihm entgegen. „Das ist Ihr Eigentum, mein Herr!“

Luz wurde kreidebleich und stotterte etwas Unverständliches.

„Diese Bilder wurden mir von Ihrer Schwester ahnungs-

los übergeben und klärten mich über die Person des Schuftes auf, der meine arme kleine Schwester auf dem Gewissen hat. — Sie werden mir für das Ende meiner Schwester mit Ihrem Blut bezahlen, mein Herr, wie ich es einst geschworen habe. Sie kennen doch das Ende! Nicht wahr?"

Luz hatte sich stumm in einen Sessel fallen lassen, die Knie trugen ihn nicht mehr. Vor dieser drohend vor ihm aufgerichteten Gestalt fürchtete er sich, wie er sich einst als Knabe gefürchtet hatte, wenn es sich um eine



Schlägerei handelte; seine Person wußte er am liebsten in Sicherheit.

„Ich versichere Sie, es ist mir peinlich genug gewesen," sagte er mit weißen Lippen und einer Stimme, der er vergeblich Festigkeit zu geben versuchte. „Aber was sollte ich tun? Ihnen vor der Hochzeit beichten? Das hatte absolut keinen Zweck. — Und der Mensch soll noch geboren werden, der imstande ist, Vergangenes ungeschehen zu machen. Ich

denke, wir werden uns darüber aussprechen wie Männer, und —"

„Ich bin nicht hergekommen, um mich mit Ihnen auszusprechen, sondern um Rechenschaft von Ihnen zu fordern für meine Schwester, die Sie entehrt und in den Tod getrieben haben —"

„Da sei Gott vor! In den Tod getrieben! wie das klingt, Herr Baron! Da muß ich doch bitten! Ich habe die ehrliche Absicht gehabt, Jella zu heiraten, nur die Zeit hatte ich mir ausgemacht. Aber ihr Temperament litt kein Abwarten, Sie kannten sie ja ebensogut, Herr Baron — so reizend sie sonst war."

„Nennen Sie den Namen meiner Schwester nicht in dieser Art vor mir," brauste Treuberg außer sich auf. „Ich verbiete es Ihnen! Sie haben an ihrer Jugend, ihrer Unbesonnenheit gefrevelt, Sie werden mir dafür büßen! — Ist das deutlich?"

„Mein Gott," Luz sprang erschrocken auf, „das kann Ihr Ernst nicht sein! Bedenken Sie nur, wie oft Sie selbst im Leben ähnlich — na meinetwegen — gefrevelt haben! Die Erinnerung daran muß Ihnen schon eine mildere Auffassung der Sache diktieren. Wenn hinter jedem verführten Mädchen ein rachsüchtiger Bruder stände, es lebte ja bald kein Mann mehr. Das müssen Sie doch einsehen," fügte er begütigend hinzu.

Treuberg schwieg.

„Ich will mich ja nicht besser machen als ich bin," fuhr Luz in eiliger Beredsamkeit fort, „aber der Schlimmste bin ich noch lange nicht. Es lag doch auch viel an den Verhältnissen; derartige Mädchen wie Ihre Schwester sind einmal schlecht daran. Sie war unglücklich, das werden Sie nicht leugnen, und lebenslustig, und schließlich, sie liebte mich."

„Schweigen Sie!" preßte Axel zwischen den Zähnen hervor. Daß es gerade dieser war, der ihm Jella geraubt, das verstärkte, wenn möglich, noch den Stachel.

„Gut; ja, wenn Sie es wünschen. Und das beste ist wohl, wir geben uns gegenseitig das Ehrenwort, niemals

etwas von dieser Sache wieder zu erwähnen, auch nicht untereinander. Mag sie begraben und vergessen sein!"

„Herr," brach Treuberg jetzt los, „wen glauben Sie eigentlich vor sich zu haben, daß Sie mir einen solchen Vorschlag zu machen wagen? Sie haben meinen Namen, meine Ehre beschmutzt, als Sie Ihre dreiste Hand nach meiner Schwester ausstreckten, und glauben nun, es sei mit einem einfachen Schweigen abgetan? Ich habe geschworen, den Verführer zu töten, und ich werde mein Wort halten."

Luz wich kreidebleich einen Schritt zurück; er hatte gehofft, eine friedliche Lösung erreichen zu können, nun sah er sich getäuscht. Axels Gesicht sah nicht aus, als ließe er sich zureden.

„Aber meine Schwester ist Ihre Frau, meine Eltern sorgen für Sie —" stammelte er entsetzt und fassungslos.

Treuberg hörte gar nicht auf diesen Einwurf. „Ich werde Sie töten," sagte er mit kaltblütigem Grimm, der in diesem fahlen, grünblassen Gesicht seine beste Illustration fand. „Einer von uns beiden ist zu viel in der Welt. Daß Sie es sein werden, bezweifle ich nicht. Das Opfer und sein Mörder, so gehört es sich von alters her. Ihr Blut soll mir mein Wappenschild wieder reinwaschen."

„Und was sind Sie denn anders?" schrie Luz in qualvollster Angst. „Auch ein Mörder, nichts weiter, denn Sie schießen besser als ich, ohne Zweifel!"

Treuberg zuckte die Achseln. „In einer Stunde erwarten Sie meine Zeugen."

„Und wenn ich die Forderung nicht annehme?"

„So schieße ich Sie nieder, wo ich Sie finde." Axel zischte es nur so hervor zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen.

Luz wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. „Gut denn," sagte er, sich gewaltsam beherrschend, „Sie werden mich bereit finden."

Axel sah ihm fest in die Augen. Durfte er dieser Versicherung glauben? Luz fürchtete sich offenbar, hatte vielleicht Pläne. „Sie sind ein feiger Schuft, wenn Sie Ihr

Wort nicht halten," sagte er mit der ganzen Verachtung des Mannes, dem sein Leben gering gilt, alles dagegen seine Prinzipien.

In das blasse Gesicht des andern stieg es heiß und rot. Ja er fürchtete sich, ihm bot sein Leben so viel, er hatte Pläne, Hoffnungen, Wünsche, aber trotz alledem fühlte er sich doch immer als Gentleman. Er wußte, daß es für ihn persönlich kein Mittel gab, sich zu retten, wollte er sich nicht in seinen eigenen Augen herabwürdigen und nun erst gar vor diesem eingebildeten Offizier. Die Eitelkeit wachte in ihm auf und hielt der Todesangst die Wage. „Ich erwarte Ihre Sekundanten," sagte er laut.

Ohne ein weiteres Wort, ohne Gruß schritt Treuberg hinaus, die Treppe hinab, nach der Kriegsakademie, um Mansfeld aufzusuchen. Sein maßloser Zorn war gewichen, aber wie Eiseskälte durchrann es ihn, schwer und dumpf klopfte das Herz in seiner Brust. An Luz verschwendete er keinen Gedanken mehr — der war für ihn ein toter Mann — auch an die Gegenwart und Zukunft nicht, es war ja alles so entsetzlich gleichgültig, nur an Mansfeld dachte er, und was der für ein Gesicht bei seinen Eröffnungen machen würde, und über Ort und Stunde des Duells grübelte er tiefsinnig. —

Als der alte Falk seinen Schwiegersohn die Treppe hinabgehen sah, lief er eilig zu seinem Sohn hinauf. Beklemmende Unruhe folterte ihn, obgleich er gar nicht wußte, weshalb. Was auch geschehen sein mochte, er konnte es ja bezahlen — was gab es denn heutzutage noch, was sich nicht durch Geld gut machen ließ! Als er eintrat, sah er seinen Ältesten auf der Chaiselongue liegen, das Gesicht mit den Händen bedeckt; in der Lage des Körpers drückte sich etwas aus, das den alten Herrn mit Schrecken erfüllte.

„Um Gottes willen, Luz, was ist denn geschehen?" fragte er mit zitternder Stimme und setzte sich kraftlos auf den nächsten Stuhl. „Ich sah den Treuberg zu dir hinaufgehen, umsonst ist das doch nicht?"

Luz ließ die Hände sinken, er sah verstört und geisterbleich aus. Mochte alles sein wie es wollte, ihm war nicht

anders zumut als einem Verurteilten, dessen letzte Lebensstunde sich nahte. „Schrei nicht so, Vater,“ sagte er, ohne sich zu regen. „Freilich ist die Sache ernst genug! Dein Schwiegersohn hat entdeckt, daß ich vor Jahren seine Schwester verführt habe und beabsichtigt nun, mich morgen dafür totzuschießen.“

Der alte Falk stöhnte auf. Im innersten Herzen fürchtete er seinen Schwiegersohn und hielt ihn zu allem fähig. Außerdem lagen ihm Weibergeschichten und Ehrenpflichten gleich fern, er hatte sein Leben lang gearbeitet, nichts anderes, und mit nichts anderem wußte er genau Bescheid. „Aber das kann doch gar nicht möglich sein,“ sagte er nach einer kleinen Pause. „Das geht doch nicht! Er gehört doch jetzt zu uns und muß die Familie respektieren.“

Luz schüttelte den Kopf. „Das verstehst du nicht, Vater. Ich sage dir, er wird mich totschießen wie ein Stück Vieh, — kaltblütig — er ist in seinem Recht.“

„Aber das werde ich doch nicht leiden! Meinen einzigen Sohn! — Ich geh zum General — zur Polizei.“

Er wollte aufstehen, eine Bewegung des Sohnes hielt ihn zurück. „Tu das nicht, — wenn es möglich wäre, könnte nur Flora — aber ich glaube es nicht — er ist ein Satan, dem man nicht beikommen kann, und ich glaube, Vater, innerlich haßt er uns.“

„Aber warum denn?“ fragte der Alte fast kläglich. „Ich habe ihm bessere Pferde gekauft als die meinigen sind, niemals geknausert! —“

„Vielleicht ist es gerade das. Das Aufbäumen des alten Blutes, der Tradition gegen die neue unbesiegliche Macht: das Geld! — Ich habe es schon manchmal gedacht, wenn ich Treuberg beobachtete. Er fühlt sich moralisch deklassiert unter uns. Und wenn er die Waffe gegen mich richtet, so wird hinter mir sein grimmigster Feind stehen: das Geld! Deshalb gibt es keinen Pardon, deshalb zahle ich mit meinem Leben, was andere ungestraft tun.“

Der alte Falk sprang auf und warf wie schützend beide Arme um seinen Sohn. „Ich leide es nicht, Luz! — Ich

leide es nicht!“ sagte er, und die Tränen tropften über sein feistes, meist so freundliches Gesicht. „Es muß einen Ausweg geben! Im preußischen Staat nimmt man doch nicht so ohne weiteres einem Vater seinen Sohn! Erzähle mir alles.“

Und Luz erzählte. Dem Alten zitterten die Lippen fortwährend, und mechanisch rieb er sich die kalten Hände. Luz hatte ja recht. Gegen das arme Mädchen würden sie sich mit aller Kraft gewehrt haben, als Frau durfte er sie ihnen nicht bringen — damals nicht! Jetzt, wo die Hand der Toten gewissermaßen aus dem Grabe nach dem Leben des einzigen Sohnes griff, jetzt hätten sie nur zu willig eine jede als Tochter aufgenommen, wenn ihnen der Sohn dadurch erhalten blieb. Dunkel und drohend stieg es rings um den alten Mann auf. Schuld, Schuld, wohin er sah, die gebieterisch Sühne verlangte; auch er war nicht frei davon. Das Geld hatte er zu seinem Gott gemacht, ohne Geld galt ihm der Mensch nichts, nun aber kam der Mensch und stellte eine Forderung an ihn, ohne daß er die Macht hatte, sie mit Geld zu erkaufen. Das Geld versagte seine Kraft. — Ganz geknickt erhob er sich nach einer Weile.

„Komm zur Mutter, Luz,“ sagte er heiser, niedergeschmettert, daß er keinen Ausweg fand. „Sie hat dich geboren, sie hat auch ein Anrecht an dein Leben.“

Frau Falk, die in den letzten Jahren zu einer unheimlichen Korpulenz gediehen war, glaubte bei den Erzählungen ihres Sohnes und Mannes, sie träfe der Schlag. Fast eine Viertelstunde konnte sie nichts weiter als stöhnen und jammern, während Tränenbäche über ihre schwammigen Wangen strömten, dann ermannte sie sich zu einem Entschluß. „Wir fahren zusammen zu Flora, zu Treuberg. Wir beide allein, Vater. Und wir bitten um das Leben unseres Sohnes. Er ist doch kein Unmensch schließlich und hat selbst ein Kind. Du kannst ihm ja das Doppelte an Zulage geben, Vater — oder ein Kapital. — Wir werden ihn schon zwingen.“ Und sie streichelte die blasse Wange ihres Sohnes, ehe sie sich schwerfällig erhob, um sich anzuziehen.

———

XXXIII.

Axel von Treuberg hatte sich Mansfeld durch den Portier aus der Akademie herausrufen lassen. So schwer und kalt ihm das Blut auch in den Adern rollte, es war doch etwas wie Fieber, was nebenher schlich und ihn nicht ruhen ließ. In der Portierloge trafen sie sich. Nach langer Zeit einmal wie in früheren Jahren, wenigstens von seiten Treubergs, der in dieser Stunde nicht mehr daran dachte, irgend eine Maske vorzunehmen.

„Du kommst in einer wichtigen Angelegenheit," sagte Mansfeld, dem Freund die Hand entgegenstreckend, „ich seh dir's an. Was in meiner Kraft steht, will ich natürlich tun. Rechne auf mich."

Das klang so selbstverständlich, daß dem andern das Herz warm wurde. Ach, die schönen Zeiten der alten Jugendfreundschaft, wo waren sie doch geblieben!

„Willst du mein Sekundant sein?" fragte Treuberg sofort. „Die schärfsten Bedingungen. Einer von uns muß auf dem Platz bleiben."

Mansfelds Gesicht wurde sehr ernst. „Ich brauche dir gegenüber ja kein Wort der Überredung zu verlieren, ich kenne dich und weiß, daß du vorher genau überlegt hast, was du tun willst. Natürlich bin ich dein Sekundant, aber sage mir nur, gegen wen richtet sich diese scharfe Herausforderung?"

„Gegen Luzian Falk."

„Deinen Schwager?"

„Ja, meinen Schwager, wenn du das noch erwähnenswert findest."

„Was hat er dir zuleide getan?"

„Er ist der Verführer, der Mörder meiner Schwester."

„Jellas?"

„Ja, Jellas! Nun begreifst du wohl alles."

„Ich begreife und verstehe dich. Armer Axel, das ist ein tragisches Geschick in der eigenen Familie!"

„Familie! Sprich mir nicht von Familie," brauste Treuberg auf. „Das ist nicht meine Familie, jene alten Leute, die, beschränkt und einfältig, die Welt nur als Rechenexempel ansehen, jenes Mädchen, der ich gefiel und die mich haben mußte um jeden Preis — das sind und bleiben mir Fremde — ewig und unerbittlich."

„Aber trotzdem ist es der Bruder deiner Frau, gegen den du die Waffe hebst, den du töten willst."

„Ich will ihn töten, du hast recht, Volkmar. — Noch einmal will ich etwas mit der alten Energie, und es wird mir gelingen. Ich habe damals geschworen, meine Schwester zu rächen, mein Wappenschild wieder abzuwaschen mit Blut — von dem Schandfleck. Lieber, ach, tausendmal lieber richtete ich den Lauf der Pistole gegen mich selbst. Mir würde wohler sein im Grabe."

„Armer Freund, steht es so um dich?" fragte Mansfeld und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich hielt dich wenigstens für zufrieden."

Treuberg riß heftig die Haken seines Kragens auf. „Das denkst du, weil die äußeren Verhältnisse gut, ja glänzend sind; aber glaubst du, das genügt? Nein, Volkmar, nein! Entnervt haben sie mich, mir meine Energie genommen, alles Wollen und Streben dazu. Mein Ehrgeiz ist ausgelöscht, meine Ideale mit meiner Kraft geschwunden. Der Mensch, der etwas leisten will, muß kämpfen und hart ringen, aber nicht im Wohlleben schwelgen. Ach, ich wünschte, ich könnte alles ungeschehen machen, meine Heirat, die ganzen unseligen letzten Jahre, jetzt würde Dora mich nicht mehr mutlos finden, jetzt stände ich an ihrer Seite im Kampf ums Dasein, jetzt, wo ich weiß, wieviel Erniedrigung und Demütigung man sich auch moralisch schaffen kann." Er hatte in überstürzender Eile gesprochen, auf seinen fahlen Wangen leuchteten rote Flecke. Volkmar beobachtete ihn erschüttert.

„Aber deine Frau liebt dich, das muß dich doch mit manchem aussöhnen," sagte er, in der guten Absicht, ihn zu trösten.

Axel wandte ihm das Gesicht zu, es trug einen häßlichen Ausdruck. Er schüttelte sich. „O ja, sie ist furchtbar — furchtbar verliebt in mich. Das ist meine Buße, und eine raffinierte obenein. Zuweilen ist es mir, als müßte ich meine Frau in demselben Maß hassen. Aber es geschieht mir recht! Die reine, edle Liebe, die ich in Dora fand, habe ich ja von meiner Tür gewiesen, aus Angst um das tägliche Brot. Das habe ich freilich errungen, aber die Liebe ist zum Teufel gegangen, oder vielmehr, sie ist geblieben, aber in einer Karikatur, die mir höhnisch überall entgegengrinst und von mir Besitz ergreift, ob ich will oder nicht. Höre, Volkmar, wenn auf jeder Stirn das Wort: ‚Deklassiert' zu lesen wäre, sobald der Träger auch in geistiger Beziehung dazu gehört, ich glaube, es liefen nicht viele ungezeichnet herum. Auch ich trage es, und es müßte leuchten und brennen, als wäre es Flammenschrift, käme es dem gleich, was ich empfinde. Und deshalb hasse ich diese ganze Sippe, die Falks und Wolffs und Hirschs, und wie sie alle heißen mögen, die Träger des Kapitals, weil sie uns mit dieser Macht des Geldes herabzwingen in den Staub, und wenn sie uns nicht zermalmen, so entwürdigen sie uns doch." Ein bis zum Äußersten angesammelter Grimm und Zorn sprach aus jedem Wort, ein Ekel, eine Verzweiflung, die Volkmar tief ergriff.

„So sollte ich gar keinen Trost für dich haben?" sagte er, nicht ohne Schuldbewußtsein, denn er mit seiner Weltklugheit hatte ja das Seinige getan, um den Freund auf diesen glatten, ausgefahrenen Weg des Behagens zu bringen.

Axel schüttelte den Kopf. „Laß es gut sein, ein jeder liegt wie er sich bettet, das ist wenigstens eine gewisse Gerechtigkeit. Vielleicht spreche ich nie wieder zu dir wie in dieser Stunde, dann erinnere mich auch nie daran. Vielleicht aber trifft mich die Kugel, die ich meinem Gegner bestimme — das Schicksal spielt oft wunderlich — dann freue dich über das Ende; und richte ich selbst den Lauf gegen mich, dann — verdamme mich nicht. Versprich mir, daß, was auch zwischen uns treten mag, wir einander die alten freundschaftlichen Gefühle bewahren, auch ohne Worte."

Sie schüttelten sich stumm die Hände, und das war wie ein heiliges Gelöbnis.

Als Mansfeld um Urlaub bat, um Luz aufzusuchen, war ihm Kopf und Herz sehr schwer, denn eins wußte er bestimmt, es gab so oder so ein blutiges Ende. —

Herr und Frau Falk waren zu ihrer Tochter gefahren und fanden sie verstört, mit vom Weinen geschwollenen Augen. Sie wußte ja nicht, was vorging, aber böse Ahnungen bedrückten ihr Herz, und daß niemand da war, mit dem sie sich aussprechen konnte, quälte sie am meisten. Mit einem Schrei, halb des Schreckens, halb der Erlösung, begrüßte sie die Eltern.

„Flora! Flora!“ stöhnte Frau Falk unter einem neuen Tränenstrom und rang die Hände. „Du mußt uns helfen! Das geht doch nicht, daß er unseren Luz totschießt, dein schrecklicher Mann, nur weil es ihm so gefällt, oder weil er Offizier ist.“

Flora schrie wieder auf und stürzte neben ihrer Mutter auf die Knie. Ich weiß ja von nichts, Mama! Was ist denn geschehen?“

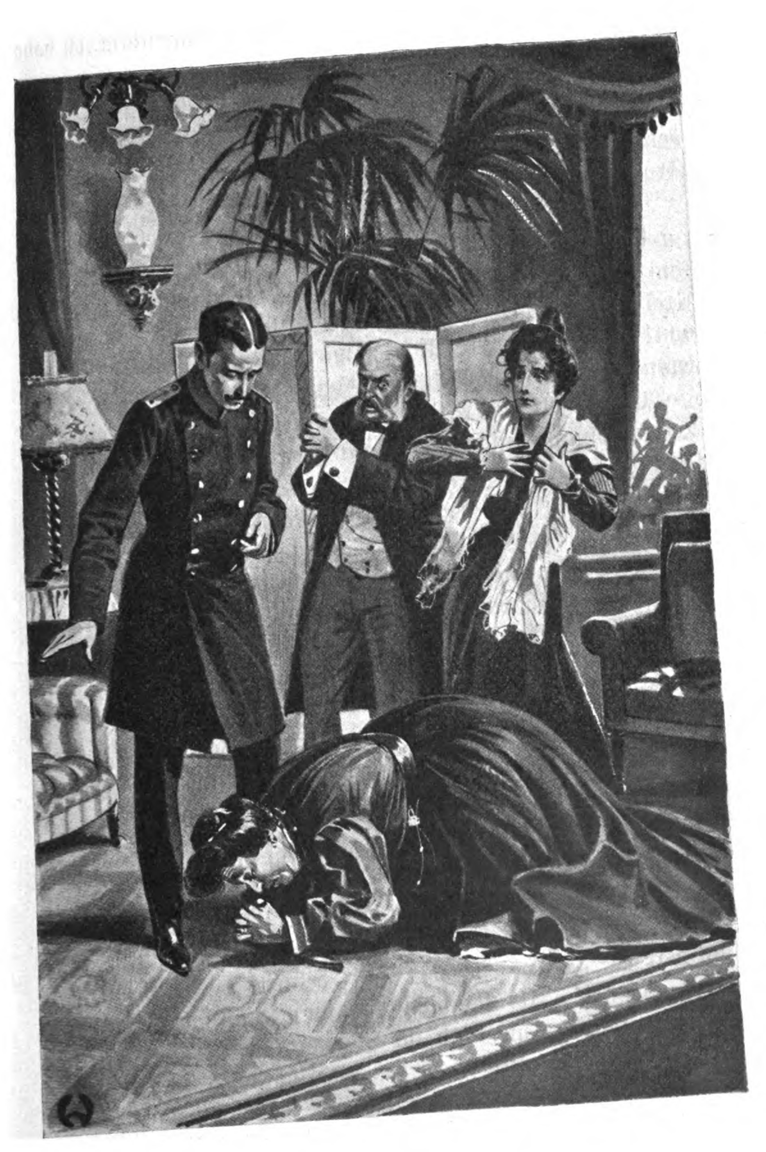
Der alte Falk, ganz zusammengekrümmt und zittrig, schlich von einer Tür zur anderen, um zu sehen, ob sie auch nicht belauscht würden. „Ist e r zu Hause?“ fragte er mit halber Stimme.

„Nein! Nein! Um Gottes willen, wo ist mein Mann? Was ist denn geschehen?“

Da erzählten sie ihr abwechselnd die Erlebnisse dieses Morgens, flüsternd, von Tränen erstickt, zitternd vor Angst um das Kommende. Flora schrie und weinte ungestüm. Sie klagte sich an, das ganze Unglück heraufbeschworen zu haben und häufte daneben Vorwürfe über Vorwürfe bald auf ihren Mann, bald auf Luz.

„Ruhe! Ruhe, Flora!“ bat der alte Mann mit erhobenen Händen, und auch die Mutter streichelte beschwichtigend das krause schwarze Haar.

Nach einer langen bangen Stunde kam Axel nach Hause, Flora flog ihm entgegen. „Komm in mein Zimmer,“ bat



sie mit versagender Stimme, „nur einen Augenblick, ich habe dir etwas zu sagen."

Er folgte ihr sofort. Was auch kam, bis zuletzt wollte er bleiben, was er stets gewesen, der rücksichtsvolle Ehemann, der sich erkenntlich erwies für alles das, was durch seine Frau auch ihm zugute kam.

Als er seine Schwiegereltern gewahrte, blieb er zögernd an der Schwelle stehen, doch Flora zog ihn vorwärts. Vor ihm stehen bleibend, schlug sie die Hände zusammen. „Axel! Axel! Was habe ich getan! Ich hatte ja keine Ahnung davon! Ist es denn wirklich — wirklich wahr? Du willst unseren Luz totschießen?"

Er runzelte die Stirn. „Das sind Dinge, über die man als Ehrenmann nicht spricht, am wenigsten zu seiner Frau," sagte er abwehrend.

„Aber ich bin doch schuld daran!" schluchzte sie verzweifelt.

Er schwieg und sah auf die beiden stummen alten Leute, die in sich zusammengesunken dasaßen. Zum erstenmal kam ihm zum Bewußtsein, daß er ihnen, denen er eigentlich Dank schuldete, ja den Sohn nehmen wollte. Ein flüchtiges Mitleid rührte an sein Herz.

„Du wirst es nicht tun, Axel!" flehte Flora mit strömenden Tränen, „du kannst es nicht! Luz ist doch mein Bruder."

Er zuckte mit der Schulter. „Ich bitte dich, Kind . . ."

Da erhob sich Frau Falk schwerfällig aus ihrer Sofaecke, sie sagte kein Wort, während sie auf Treuberg zuging und die Tochter beiseite schob, sie sah ihm immer nur in das eherne Gesicht, in dem keine Muskel der Rührung zuckte, und ihr war es, als läse sie dort ganz deutlich das Todesurteil ihres Sohnes. Als sie dicht vor ihm stand, warf sie sich plötzlich auf die Knie, und ihr schwammiges, tränenfeuchtes Gesicht an seine dunkle Hose drückend, schluchzte sie: „Töten Sie ihn nicht! Er ist mein Ältester — mein einziger Sohn — ich habe ihn lieb, wie jede Mutter ihr Kind lieb hat . . . Vergeben Sie ihm — und wir wollen es Ihnen danken, wo-

mit wir können — — alles sollen Sie haben — alles, was wir besitzen, aber gehen Sie ihm nicht an das Leben!"

Die anderen waren vor Schreck verstummt, als sich der schwere Körper der Mutter plötzlich mit dumpfem Geräusch vor Treuberg auf den Teppich warf. Er selbst trat angewidert einen Schritt zurück.

„Diese Komödienszene!" dachte er verächtlich.

Aber da trafen seine Augen die Augen der flehenden Mutter, kleine, im Fett verquollene Augen, in denen doch in diesem Augenblick die ganze Liebe und Verzweiflung eines blutenden Mutterherzens zu lesen war, und sie griffen ihm ans Herz. Hatte er denn etwas anderes vor als auch diese Mutter zu einer Schmerzensmutter zu machen? Nagen Kummer und Gram nicht auch unter seidenem Kleide? Sie dauerte ihn plötzlich aufs tiefste — gerade weil sein Entschluß unwandelbar war — diese Schwiegermutter, die er bisher nicht hatte sehen können. Trotz allem Banalen und Trivialen besaß sie doch auch ein Herz, das fühlte und für ihre Lieben zitterte.

In raschem Impuls bückte er sich nieder und hob die dicke, weinende Frau vom Boden auf, und zum ersten Male sagte er: „Mama, ich bitte Sie, regen Sie sich doch nicht so auf. Wer hat Ihnen denn das alles erzählt?"

„Luz!" keuchte sie trostlos. Dann ließ sie sich in die Sofaecke führen, und als sei nun ihr Vorrat von Energie und Tatkraft gänzlich aufgebraucht, kauerte sie schweigend und weinend ganz in sich zusammen.

„Papa," sagte Axel, sich an den alten Herrn wendend und auch diesem halb unbewußt zum ersten Male den Vaternamen gebend, gleichsam schon vorher als lindernden Balsam für die Wunde, die er schlagen wollte, „erklären Sie mir doch, was Ihnen zu Ohren gekommen ist."

„Luz hat uns alles erzählt."

„Das tut man aber nicht unter Ehrenmännern."

„O, ich bin schuld, ich drängte ihn so sehr. Und nun sind wir hergekommen, um für ihn zu bitten — — meine

arme Frau! — Sie sehen ja selbst.“ — Die Stimme versagte ihm.

„Es ist eine Barbarei, was Ihr Sohn getan hat.“

„Ach Gott nein! Vielleicht läßt sich doch noch alles applanieren — vielleicht, Herr Baron . . .“ Wie angstvoll der kleine Mann zu dem großen, schlanken Schwiegersohne aufsah!

Treuberg schüttelte den Kopf. „Da Sie es einmal wissen — nein! Ich habe mein Wort gegeben, den Verführer meiner Schwester zu töten. — Übrigens ist es ja noch nicht sicher, daß es so kommt — entweder er oder ich — die Chancen sind gleich.“

Da flog Flora mit einem Schrei auf ihren Mann zu und packte ihn. „Du nicht! Du nicht! Du darfst mir nicht genommen werden! Zehntausendmal lieber Luz.“

Er schob sie von sich. „Sieh nach deiner Mutter!“ sagte er, nicht unfreundlich, aber auch ohne Herzlichkeit. Die alten Falks hatten augenblicklich mehr seine Sympathie als seine Frau.

Der alte Mann rang nun auch fassungslos seine Hände. „O Gott, gibt es denn also wirklich keinen Ausweg? Ist alles vergebens? Wir sollen unseren Sohn hergeben, für dessen Wohlergehen wir all die langen Jahre gearbeitet und gesorgt haben . . . Sie haben doch keine Ahnung, wie bitter das ist, Herr Baron.“

„Ich begreife Ihren Standpunkt vollkommen, Herr Falk, aber haben Sie auch einmal an den meinigen gedacht, an meine arme, hingeopferte Schwester? An die Schande, die ich auf meinem Namen tragen muß?“

„Ach Gott, von der Schande weiß ja niemand etwas, und Ihre Schwester ist tot, aber mein Luz lebt. — Sie nehmen uns beide Kinder, Herr Baron.“

Axel blickte auf seine Frau, die neben ihrer Mutter stand. Der Alte hatte ja recht. Zuerst streckte er seine Hand nach der Tochter aus, dann nach dem Sohn, und den Eltern ließ er ein einsames Alter.

„Nein, nein!“ sagte er hastig, „das soll nicht sein! Für

den Sohn gebe ich Ihnen die Tochter zurück. Flora soll frei werden und in das elterliche Haus zurückkehren."

„Aber ich will nicht — ich will nicht!" schrie die junge Frau und klammerte sich gewaltsam an den Arm des Gatten. „Ich verlasse dich nicht, nie! Nie! Mach, was du willst, aber ich bleibe bei dir, immer und überall." Und in heiße Tränen ausbrechend: „Was tat ich dir, daß du mich fortschicken willst? Ich liebe dich — und lasse dich nicht!"

Er streichelte gedankenvoll ihren dunklen Kopf. Ja, sie liebte ihn. War es ihre Schuld, daß ihre Liebe ihm nicht gefiel? Sie gab ihm das Höchste, was ein Weib geben kann, ihr Leben, ihre Person. War es nicht am Ende doch eines Dankes wert?

Er seufzte qualvoll auf. Und da sagte die zitternde Stimme des alten Falk: „Also keinen Ausweg für meinen armen Sohn? Sie sind unerbittlich! Und so richtet auf dieser Welt immer einer den anderen, und jeder gehört doch zu den Verurteilten."



XXXIV.

Luz Falk hatte sich seinem Gegner gestellt. Bis zum letzten Augenblick erwartete Axel noch ein unvorhergesehenes Ereignis, schleunige Flucht, die Einmischung der Polizei oder dergleichen. Aber es geschah nichts. Luz hatte seine Furcht überwunden aus Scham vor dem Fluch der Feigheit. Freilich hatte er seine Rechnung mit dem Himmel gemacht; er wußte, diesem Gegner gegenüber gab es keinen Pardon. — Und wenn, was er an Jella verbrochen, gerächt wurde, so war es in dieser Nacht, die dem Duell voranging. — — —

Bleich und verstört wie ein schon Halbtoter stand er dann vor der Pistole seines Gegners. Es war ein heller Frühlingstag, fast warm. Der Himmel blau, und zwischen den Kiefern des Grunewalds hing es wie bläulich violette, duftige Schleier.

„Eins! — Zwei! — Drei!“ —

Sie schossen gleichzeitig, und hinter den blauen Pulverwölkchen standen beide noch einen Augenblick aufrecht sich

gegenüber, dann entsank die Pistole plötzlich Luz' Händen, und er taumelte einige Schritte zurück. Sein Sekundant sprang herzu, aber schon war er in die Knie und dann seitwärts zu Boden gestürzt. Ein kleines rundes Loch in der Weste, das sich rot färbte, zeigte den Weg, den die Kugel genommen. Sein Gesicht wurde bläulich weiß, die Augen traten aus den Höhlen, ein dunkler Blutstrom quoll über seine Lippen.

Treuberg stand da, die Pistole gesenkt, und blickte auf seinen sterbenden Gegner; keine Muskel in seinem Angesicht zuckte. So hatte es kommen sollen, und so war es gekommen, weiter dachte er nichts; nicht an die alten Eltern, nicht einmal an Jella, nur daß er getan, was Pflicht und Ehre ihm geboten.

Mansfeld trat zu ihm. „Ein Schuß in die Lunge! Der Arzt meint, in einer Stunde ist alles vorüber."

Axel nickte stumm. —

Der Verwundete hatte die Augen geschlossen, er war nicht mehr bei Besinnung; langsam, vorsichtig transportierte man ihn in den bereitstehenden Wagen. Es sieht schaurig aus. Der blutbefleckte, dunkle Anzug, das kreideweiße Gesicht, aus dessen Mundwinkeln noch immer dünne Blutfäden sickern. Axel fühlt sich plötzlich körperlich schwach und übel. Schweigend, ganz ermattet und zerschlagen legt er die Fahrt in seinem Wagen zurück, mit keiner Silbe von Mansfeld unterbrochen, der den Gemütszustand seines Freundes begreift.

Als er nach Hause kam, mit schweren, müden Schritten sein Zimmer betrat, flog Flora ihm unangekleidet, mit wirrem Haar und verweintem Gesicht entgegen. „Gott sei dank, daß du da bist!"

Sie warf sich an seine Brust und schluchzte zitternd und bebend. Er streichelt ihren Kopf, ohne ein Wort zu sprechen, als ob jedes ihn würge, so schwer ist ihm zumut.

„Und — Luz?" fragt sie endlich bebend. Ein Schauer durchrann sie, und ihr Gesicht preßte sich fester gegen seine Brust.

„Er lebt! Noch lebt er! — Willst du nicht zu den Eltern, daß alles vorbereitet wird?"

Sie sah scheu zu ihm auf. „Komm mit!" bat sie leise. „Ich — fürchte mich."

Er nickte stumm, fast gleichgültig. Schließlich war er das seinen Schwiegereltern schuldig, und wenn es ihnen vor ihm grauste, wenn sie Haß und Zorn auf ihn warfen, hatte er wenigstens seiner Pflicht genügt.

Als er mit seiner Frau bei Falks erschien, fing der alte Mann an zu zittern, ohne ein Wort zu sprechen, und Frau Falk sank mit dem Kopf auf den Tisch.

„Noch ist er nicht tot, noch ist Hoffnung, Mama, Papa!" rief Flora, sich hastig von ihrem Gatten lösend und auf die Eltern zueilend. „Axel brachte die Nachricht, damit wir alles vorbereiten sollen."

Da kam Leben in die unförmliche Gestalt der Mutter. Mit einer Raschheit, die geradezu erstaunlich war, lief sie hinaus, das Nötige anzuordnen. Der alte Falk warf einen hilflosen Blick auf das blasse Gesicht des Schwiegersohnes, als er sich von seiner Frau unbeobachtet sah.

„Noch lebte er, als ich ihn verließ," bestätigte Treuberg gedrückt, denn diesen alten Leuten gegenüber, die ihm doch nur Gutes erwiesen hatten, kam er sich, todelend wie er war, nun plötzlich grausam vor, obgleich er nur getan, was sein Recht war, was er jeden Augenblick wieder tun würde.

Der Alte senkte den Kopf. „Noch!" wiederholte er trostlos.

Der Verwundete kam, und sie betteten ihn in das beste, prunkvollste Zimmer der Falkschen Wohnung. Keiner dachte an die Pracht ringsum. Frau Falk schrie auch nicht auf, als sie den Sterbenden sah, ihr Mutterherz hatte Hoffnung, weil er noch atmete, und diese Hoffnung hielt sie aufrecht.

Luz hatte die Augen aufgeschlagen; mit klarem, verständnisvollem Blick sah er von einem zum anderen. Als der Arzt hinausgegangen war, machte er eine kaum merkliche Bewegung; Flora sah sie und eilte an seine Seite.

„Deinen Mann — ich will deinen Mann sprechen!“ flüsterte er kaum vernehmlich.

Sie strich über seine wachsbleiche Hand. „Er soll kommen, gleich!“ versprach sie ihm.



Nach kurzem Zögern trat Axel an das Bett des Sterbenden. Ein Sterbender war es, der Arzt hatte es ihm auf seine Frage rückhaltlos zugegeben. Einem Sterbenden soll man den letzten Wunsch nicht versagen.

Luz' Augen hatten sich umflort, seine Lippen bewegten sich nur langsam. „Ihre Hand,“ murmelte er tonlos. „Ich habe Jella lieb gehabt — büße alle Schuld mit meinem Leben . . .“ Mehr verstand Treuberg nicht. Eine Erschütterung durchzitterte ihn, von den leichenfahlen Zügen strömte

es in ihn über wie Grauen. Ihm war, als sei seine eigene Stellung und Existenz nun völlig unhaltbar, als habe nicht der Sterbende, sondern er alles verloren, und etwas wie Neid mit demjenigen wachte in ihm auf, der sich aus diesem grauenvollen Leben hinüberretten konnte ins Jenseits.

„Verzeihung!" sagte Luz noch einmal deutlicher.

Da ergriff Axel die starre, kraftlose Hand und drückte sie. „Ich verzeihe Ihnen," sagte er laut, fast feierlich.

Als er um sich blickte, lag Flora zu Füßen des Bettes, den Kopf in die Kissen gedrückt und schluchzte laut. Seine Schwiegereltern sah er nicht, als er das Haus verließ.

Er machte auch nachher keinen weiteren Versuch, sich ihnen zu nähern, ihm schien es ganz selbstverständlich, daß ihnen sein Anblick peinigend sein müsse, und er grübelte vergeblich darüber nach, wie es denn in Zukunft werden müsse, wenn sich das Grab über Luz geschlossen, und wenn er dann in der Familie weiter leben sollte als wäre nichts geschehen, während doch jeder das Blut an seiner Hand sah. Es schien ihm einfach gegen alles Menschliche, und doch hatte seine Frau sich mit aller Macht gegen die Scheidung gewehrt.

Sie ging täglich, um nach den Eltern und nach dem Bruder zu sehen, und wenn sie zurückkam, warf sie sich an seine Brust und küßte ihn heftig, gerade als wollte sie ihm zeigen, daß sie ihm die Schmerzen nicht nachtrug, die er ihrem Bruder bereitet hatte, denn Luz lebte noch immer und litt sehr. —

Ihm war seine Frau unverständlich. Seiner Meinung nach mußte sie vor ihm zurückschaudern, das hätte er natürlicher gefunden.

Dabei vergaß er nur eins: Daß diese Frau ihn liebte, zwar auf ihre Weise, aber jedenfalls ehrlich und echt. Zuweilen prickelte es ihn ordentlich, sie zu fragen: „Ja, graut dir denn nicht vor dem Mann, der deinen Bruder getötet, so gut wie getötet hat?" Aber dann schwieg er doch wieder, weil sie so gar nichts sagte. Manchmal konnte er es kaum ertragen, den Luxus der Einrichtung, der Lebensführung zu zergliedern und sich zu sagen, daß er alles der Arbeit jenes

alten Mannes zu danken habe, den er dafür ins Lebensmark getroffen. In solchen Stunden nahm er sein kleines Mädchen auf den Schoß und starrte finster in das winzige Gesicht, während er sich fragte, ob es nicht besser wäre, dies kleine Geschöpf habe keinen Vater, anstatt eines, dessen Inneres so zerrissen war wie das seine.

Er war von der Kriegsakademie abgelöst und vom Dienst suspendiert seit dem Duell; fast wie eine Erlösung wartete er darauf, seine Festungsstrafe antreten zu können, die ihn aus der erdrückenden Atmosphäre seines Hauses herausbrachte, und als sie endlich kam, atmete er auf.

„Ein Jahr," lautete das Urteil. Flora weinte, tobte und schrie, sie bestand allen Ernstes darauf, den Gatten zu begleiten, sie wollte sich nicht von ihm trennen; Zwingendem sich zu beugen hatte sie noch nicht gelernt.

Und Luz lebte immer noch, wenn man atmen und vegetieren leben nennen konnte.

Auf der Festung empfing Axel täglich einen Brief seiner Frau. Aber nur selten wurde des Bruders darin erwähnt, es war, als scheue sich Flora davor. Jedenfalls lebte er, lebte immer noch, und da hatte denn Axel Muße genug, entfernt von allem, an das ihn das tägliche Leben sonst kettete, mit sich ins reine zu kommen, was er nun zu tun habe.

Blieb Luz am Leben, und es schien doch so, war er nach der feierlichen Verzeihung, die er dem Sterbenden gelobt, äußerlich mit ihm ausgesöhnt; aber würde es ihm möglich sein, mit dem Manne in Familienbeziehungen zu leben, der der Verderber seiner Schwester war? Nein! Darüber war er völlig mit sich im reinen. Daraus ergab sich nun aber notgedrungen eine Trennung von seiner Frau, die sich zwar mit aller Kraft dagegen wehren würde! Auch von den Mitteln seines Schwiegervaters zu leben wie bisher, erschien ihm in Zukunft unmöglich. Hätte nicht Luz, hätten nicht Falks dadurch ein Recht, ihn als das zu betrachten, als was er sich selbst oft ansah: Einen Glücksjäger oder einen Schwächling, der den Versuchungen des Geldes ebenso erlegen war

wie seine Schwester! Der Gedanke, daß diese Menschen ihn mit einer gewissen stillen Verachtung ansehen könnten, nagte Tag und Nacht an ihm.

Zuerst war ihm der Wunsch oft nahe getreten, sich aus diesem Wirrsal zu retten. Eine kleine Kugel, mehr bedurfte es ja nicht. Aber er schämte sich vor sich selbst, er schämte sich vor der mutigen Dora, an die er Tag für Tag denken mußte, besonders wenn die Entmutigung ihn fast zu Boden warf. Und dann allmählich wurde es stiller und ruhiger in ihm. Er hatte ja noch Pflichten zu erfüllen, Pflichten gegen sein Kind, gegen sich selbst, und diesen Weg der Pflicht wollte er gehen, unbeeinflußt von allem, was sich ihm entgegenstellen würde. Blieb Flora bei ihm, beugte sie sich seinem Willen, gut! Er wußte, wie er für sie empfand, und daß das eine Bürde mehr sein würde; aber eben deshalb wollte er sich nicht dagegen wehren. Nur ihr erkauftes Eigentum war er dann nicht mehr, den Kaufpreis gab er zurück. —

Schneller als er gedacht kam die Begnadigung, und Axel von Treuberg kehrte nach Berlin zurück. Flora stürzte ihm entgegen mit der alten gewaltsamen Zärtlichkeit, aber blaß und schmal geworden.

„Sieh mal, aus Sehnsucht nach dir," sagte sie und strich über ihre Wangen.

Erst eine Stunde später fragte er selbst: „Wie geht es deinem Bruder?"

Sie zögerte erschrocken. Vor dieser Frage hatte ihr gebangt. „Er lebt," sagte sie endlich. „Er bleibt auch am Leben, aber siech und elend. Papa hatte Angst vor dir, er wollte ihn wieder nach Buenos Aires schicken, aber der Doktor will nicht, er sagt, es wäre der reine Mord. Was — was soll nun werden, Axel?"

Er stützte den Kopf in die Hand und sah vor sich nieder. „Ich werde ihm nicht zu nahe treten, sage das deinem Vater, Flora, aber in derselben Stadt zusammen leben, das können wir nicht, das geht über mein Empfinden."

„Du willst dich versetzen lassen, Axel?" fragte sie mit stockender Stimme.

„Ja, in eine kleine Stadt. Und nichts von dem Wohlleben, das dein Vater mir geschaffen hat, soll mich dahin begleiten. Nichts, Flora! Ich gebe ihm alles zurück. Ein freier Mann, der sich selbst achten kann, das will ich von nun an sein."

„Und auch mich möchtest du ihm zurückgeben," sagte sie sehr traurig.

Er sah sie an. „Die Entscheidung liegt in deiner Hand, Flora."

Sie begann maß- und fassungslos zu schluchzen. Ein ähnlicher Kampf hatte ihr geahnt. Ihr oberflächliches Herz hing an dem Allem was der Gatte ihr jetzt nehmen wollte, es zog sich schmerzlich zusammen. Aber ihn aufgeben, das wollte sie noch viel weniger, ohne ihn gab es kein Glück für sie. Seinen Arm umklammert haltend, weinte sie auf seinen Ärmel, und dabei dachte sie, daß die Zeit heilt und abschwächt, daß, wenn auch jetzt vielleicht ein paar Jahre der Unbequemlichkeiten an sie herantreten würden, es nachher doch wieder anders käme — wozu wäre sie denn eine Frau, und noch dazu eine kluge Frau.

Sie hob den Kopf. „Ich will alles, was du willst, nur — habe mich lieb," sagte sie unter Tränen lachend und umfaßte ihn wieder in ihrer alten Art, die ihm so zuwider war. „Ich gehe mit dir bis an das Ende der Welt."

Und was ihn von einer geliebten Frau beglückt hätte, bei Flora erpreßte es ihm einen Seufzer. Er wußte, daß die Zeit der Knechtschaft für ihn nicht vorüber war, daß seine Frau ihn festhielt mit tausend Armen und ihn fast erdrücken würde. Aber es war ein Teil seiner Sühne, und er beugte sich ihr. — —

XXXV.

An Dora waren die Jahre vorübergegangen ohne bemerkenswerte Ereignisse. Frank war längst nicht mehr Lehrling, sondern ein schlanker, hübscher junger Mann, am Anfang einer angesehenen Lebensstellung, aber er wohnte immer noch bei der Schwester. Sich von Dora zu trennen, wäre ihm niemals in den Sinn gekommen. Sie war sein bester Vertrauter, sein liebster Kamerad, und mit großem Stolz erfüllte es ihn, daß er jetzt der Miterwerbende war und sein Scherflein regelmäßig jeden Ersten des Monats in der Schwester Wirtschaftskasse legen konnte.

Hans war durch sein Assessorexamen gefallen und hatte seitdem eine ziemlich unmotivierte Wut auf all und jeden. Er sprach sich sehr wegwerfend über das Studium im allgemeinen und die Aussichten desselben im besonderen aus, und machte seiner armen Mutter, die inzwischen ein undefinierbares, aber trotz Doras Hilfe sichtbar reduziertes Aussehen bekommen, das Leben schwer. Die ersten paar Monate nach dem schweren Schlag des Durchfalls, der die hochfahrenden Illusionen von Mutter und Sohn getroffen, ging es noch insofern günstig, als man überein gekommen war, Klaus von Lindeck auf Niederstetten die traurige Kunde zu ersparen; Hans bezog also nach wie vor den Zuschuß aus des Onkels Tasche. Dann aber, wer kann gegen Schicksalsschläge etwas ausrichten, hatte dieser es durch einen Zufall doch erfahren, und nun kam ein geharnischter Brief an Mutter und Sohn, in dem er sie Betrüger und Lügner nannte und sich von ihnen lossagte. So ganz unrecht hatte Onkel Klaus ja damit auch nicht, denn um seine Examensnot sicherer zu verheimlichen, hatte Hans schwere Krankheit vorgeschützt, die ihm einstweilen das Arbeiten unmöglich, ein Zurückstellen dagegen notwendig mache.

„Jetzt habe ich es aber satt," sagte Hans wutentbrannt, nachdem er den Brief gelesen. „Du hast natürlich irgend eine Dummheit in deinem letzten Schreiben gemacht, Mama,

und ich muß die Sache nun ausbaden. Wie unvernünftig das alles ist! Der Onkel entzieht mir mit den Existenzmitteln doch auch die Möglichkeit, nochmals das Examen zu machen."

„Du mußt dir eben nun das Geld bis dahin borgen, mein armer Junge," sagte die Rätin seufzend. „Es hilft doch nichts! Onkel Klaus ist ein Geizhals, ein ekliger Kerl, das habe ich immer gesagt."

Hans lachte nervös auf. „Borgen, Mama! Als ob mir noch ein Mensch etwas borgte! Keinen Groschen, keinen Pfennig mehr. Meine Schulden fressen mich beinahe auf. Aber daran bist du schuld. Konntest du nicht ein bißchen sparsamer wirtschaften und von deiner Pension etwas erübrigen? Statt dessen hast du es mir beinahe zuvor getan im Pumpen, und wenn ich im Zweifel sein könnte, was ich von dir geerbt habe, d i e Ader ist es sicherlich gewesen."

„Undankbarer Junge!" sagte die Rätin ganz rot vor Ärger, „das muß ich mir von dir sagen lassen!"

„Gewiß, denn es ist die Wahrheit."

„Das ist also der Dank für alles, was ich für dich getan!" Die Stimme der Rätin zitterte leicht.

„Dank? Wofür Dank? Daß du mich in meinen Neigungen unterstütztest statt sie zu beschränken, tatest du dir ebenso zuliebe wie mir."

Es lag etwas Wegwerfendes in dem Tone, das die Mutter bitter kränkte, denn obgleich alles wahr, was er behauptete, war sie sich dessen doch nicht im entferntesten bewußt. Sie wurde sehr heiß und rot und rieb krampfhaft an ihren schönen Nägeln; die Ringe an den Fingern waren alle verschwunden. Ehe sie noch Worte fand, fuhr er fort:

„Ich glaube wahrhaftig, Dolly ist sehr klug gewesen, damals. Die sitzt jetzt in der Wolle und kann lachen. Was bleibt mir armem Teufel nun anderes übrig, als irgendwo unterzukriechen, gleichviel wo, nur damit ich das Brot zum Leben habe."

„Ach, Hans!" sagte die Rätin erschrocken, alle Kränkung vergessend bei dem Gedanken, ihr Lieblingssohn könne auch herabsteigen von der stolzen Höhe, auf der sie ihn sich immer

geträumt. „Das wirst du nicht tun! Mein Gott, ein Mann wie du! Es muß sich doch etwas finden, wo du Karriere machst, reich heiratest, kurz, wo du wenigstens nicht zu den Deklassierten gehörst.“

Hans lachte ingrimmig. „Es muß, Mama? Nein, es muß nicht! Es ist eine miserable Welt, in der wir leben! Man mag tun, was man will, man tut doch nie genug. Du denkst wohl, man wird mich meiner schönen Augen wegen mit auskömmlichem Gehalt anstellen? Ja prosit! Verhungern läßt mich der Staat, trotz der vielen Jahre meines Lebens, die ich doch für ihn, oder wenigstens in der Hoffnung auf ihn, geschuftet habe.“



Frau von Lindeck faltete entsetzt die Hände. „Ja, was soll denn werden, Hans? Ich weiß es nicht! Alles ist schon fort —“ sie blickte bekümmert auf ihre leeren Finger — „und Onkel Klaus gibt keinen Groschen mehr, fürchte ich, und wenn wir uns auf den Kopf stellen.“

„Der alte Geizhals!“ sagte Hans verächtlich. „Nein, ich bin schon schlüssig. Ich schreibe an Prinz Alfred, daß er mir in der Verwaltung seiner Güter eine Stelle schafft, am liebsten in seiner unmittelbaren Nähe. Wozu hat man denn seine Freunde aus der Studienzeit. Du sollst sehen, das tut er.“

Ein sanfter Glanz breitete sich allmählich über der Rätin Züge. Ihr Sohn ein Lebensgenosse des Prinzen, weiter gingen selbst ihre kühnsten Hoffnungen nicht, und in diesen

Kreisen, auf die ihr Hans durch Äußeres, Benehmen und durch den Namen einen vollberechtigten Anspruch nach ihrer Meinung hatte, würde er sicher festen Fuß fassen, eine reiche Heirat machen; kurz, die Zukunft erschien ihr sehr rosig.

„Warum hast du nicht gleich daran gedacht?" sagte sie mit sanftem Vorwurf.

Er zuckte die Achseln. „Am schönsten ist es natürlich, unabhängig zu sein," meinte er etwas von oben herab.

Der Brief wurde noch denselben Tag geschrieben, und nach kaum drei Wochen kam die Antwort des Prinzen. Er freue sich, seinem Freunde und Kommilitonen gefällig zu sein, indem er ihn hiermit zum Verwalter seines Gestütes in Adlerberg ernenne und ihn bitte, vom Ersten ab seine Tätigkeit dort anzutreten; das Gehalt bestimme er auf zweitausend Mark jährlich — und so weiter.

Hans Lindecks Gesicht wurde immer länger, je weiter er im Lesen des Briefes kam, obgleich ihm derselbe ja die erbetene Stellung brachte. Daß diese einfach eine Stellung war, die der Prinz eigens zu dem Zweck geschaffen, um nicht nein sagen zu müssen, und daß sie gleichzeitig die vollkommene Überzeugung von Hansens Unfähigkeit in allen praktischen oder Wissen erfordernden Dingen in sich schloß, das hätte sein Ehrgeiz wohl zu verwinden gewußt. Aber das Gehalt! Es blieb himmelweit hinter seinen Ansprüchen zurück. Was sollten einem Manne wie ihm zweitausend Mark, zumal der Prinz doch seine vornehmen Gewohnheiten kannte! Außerdem war Adlerberg ein einsames Schloß, fast eine Art von Verbannung, denn der Prinz kam alle Jahre nur auf etwa drei bis vier Wochen zur Jagdzeit hin. Das wußte Hans genau. Was sollte er also da? Von dem erhofften Zusammenleben, der alten Freundschaft mit Seiner Durchlaucht war also nichts zu spüren, im Gegenteil, es schien fast, als sei das alles mit gutem Bedacht so eingerichtet, damit die frühere Freundschaft dem Prinzen nicht etwa unbequem werde.

Wie tief mußte Hans herabsteigen von der Höhe seiner Illusionen! Es demütigte und kränkte ihn schauderhaft, aber

— das eiserne Muß war da und zwang alles zu Boden. Als er von seiner Schwester Abschied nahm, sagte er mit einem gewissen Ingrimm: „Du, Dolly, ihr Weiber seid doch besser daran als wir! Da hast du nun, ohne sonderliche Anstrengung, als Nähfussel ein ganz gemütliches, bequemes Dasein. Bist beinahe im Schlaf dazu gekommen, hast deine Unabhängigkeit und kannst in der Großstadt bleiben, während ich . . . fünf Jahre studiert, gebüffelt, geochst — Examen gemacht und als ein Kerl, der in die Welt paßt, nach Adlerberg muß, auf das Land, um dem Prinzen seine Hektoliter Hafer zu buchen, denn darauf wird meine Tätigkeit wohl hinauslaufen."

„Aber du bist kein Deklassierter," sagte seine Schwester lächelnd. „Beamter und Freund des Prinzen nebenbei, ist dir das nicht genug?"

Er verzog ein wenig das Gesicht. „Deklassiert bin ich auch — deklassiert sind alle Leute, die Ansprüche und kein Geld haben! Sie müssen notwendig aus ihrer Kaste herausfallen, wenn sie beides zu vereinigen streben, entweder so oder so — einen Mißklang gibt es immer."

„Nein, nein," wehrte sich Dora. „Sieh Frank und mich an, da gibt es keinen Mißklang."

Er lachte. „Ach, komme jetzt nur einmal in deine alten Kreise zurück, da wirst du schon merken, daß du andere Luft gewöhnt bist, oder gehe in diejenigen, in die du eigentlich jetzt gehörst, dann wirst du den Unterschied auch sehen. Daß du allein bleibst, das ist eben dein Glück, und Frank — nun, Frank ist noch ein dummer Junge. Aber gleichviel — ihr bleibt doch hier — hier in der Stadt, während ich auf das Land muß. Ich! — Und ich habe das Land doch von jeher so gehaßt! — Na, es hilft nichts! Der Bien muß eben. Und Wein, Weib, Gesang wird sich schließlich selbst in Adlerberg schaffen lassen."

Dora drückte ihm herzlich die Hand. „Solltest du nicht," fragte sie eindringlich, „dort Zeit und Muße haben, weiter zu arbeiten, wenn du nur willst?"

Ein Schatten zog über sein schönes Gesicht. „Zeit —

Muße vielleicht. Ob aber die Energie? Ich glaube, ich bin Mama allzusehr nachgeraten. Im Schlaf muß das Glück kommen, sonst ist es keins. Und ich bin ja noch jung. — Wenn ich dir mal schreibe, du sollst mir von Lohse meine Toilettenartikel erneuern, willst du das dann tun? Aber nicht Mama das Geld in die Finger geben, sonst ist es weg, und niemand sieht ein Resultat. So, und nun adieu, Dolly!"

„Adieu! Adieu, lieber Hans!" Sie war ergriffen bei dem Gedanken, den Bruder zu missen. Er war eben der erste, der in die Ferne ging, und obgleich sie ihn fast nie gesehen, schien es ihr doch eine Lücke. Lange, mit feuchten Augen, sah sie ihm nach, keiner der Kränkungen mehr gedenkend, die er ihr zugefügt hatte. — Er sah sich nicht mehr um, die einzige Sorge, die ihm am Herzen lag, war die für seine Person, seine Zukunft.

XXXVI.

Frau Werner war gestorben. Ganz sanft und friedlich war sie eingeschlafen, um nicht mehr zu erwachen. Ihrem Sarge folgte nur ein kleines Geleit. Der Sohn, so ernst und blaß, daß Dora ihn immer wieder von der Seite ansehen mußte, so namenlos leid tat er ihr; sie selbst und Frank mit gesenkter Stirn und zitternden Lippen. Freilich nur wenig der Zahl nach, aber jeder von ihnen wußte, daß sie eine gute Frau zu Grabe trugen und beweinten.

Als alles zu Ende war, trat Dora beim Verlassen des Kirchhofs an Alfred Werners Seite. „Wollen Sie mit mir kommen," sagte sie mit einem Ton und Blick, in dem alles lag, was sie empfand. „Ihr Haus wird Ihnen jetzt recht einsam sein, ich wollte, ich könnte Ihnen den bitteren Schmerz, den Sie empfinden, etwas lindern."

Er sah sie dankbar an. „Ich werde es verwinden müssen, Fräulein Dora. Von all den Versprechungen, die das Leben uns macht, hält es nur die eine mit absoluter Sicherheit: der

Tod. Das ist auch ein Trost für die Nachbleibenden, scheint mir. Von gleichgültigen Menschen könnte ich jetzt keine Teilnahme ertragen, von Ihnen tut sie mir wohl. Meine gute Mutter hat Sie sehr lieb gehabt."

„Ich sie auch!" Doras Tränen quollen. „Und darum möchte ich — daß Sie — daß Sie nicht so ganz verlassen sind — daß Sie zu mir kommen, zu uns, die Sie kennen und hochschätzen. Wollen Sie?"

„Ich will und bin Ihnen dankbar dafür!"

Sie atmete befriedigt auf. Es tat ihr wirklich weh, ihn sich in seiner Einsamkeit zu denken, weil sie wußte, welch ein Leben voll Liebe und gegenseitiger Rücksicht dieser Sohn mit seiner Mutter geführt hatte.

Als sie nach Hause kamen, fanden sie Frau von Lindeck vor dem gedeckten Kaffeetisch, während Nanny mit ganz verstörtem Gesicht und völlig aus dem Geleise gebracht, hin und her schoß. Die Rätin liebte es, seit Hans fort war, ihre Zusammengehörigkeit mit ihrer Tochter dadurch zu dokumentieren, daß sie Doras Häuslichkeit zu ihrer eigenen machte, anordnete, befahl, Veränderungen traf, wie es ihr gerade gut dünkte. Und wenn diese sich auch im stillen manchmal ärgerte, so ließ sie sich äußerlich aus Rücksicht auf die Mutter nicht viel merken.

Aber sie heute hier zu finden, war ihr um Werners willen nicht angenehm. Sie kannte ihre Mutter zu genau, um irgend welche zarte Schonung bei ihr vorauszusetzen.

„Endlich!" sagte die Rätin denn auch mit einem tiefen Aufseufzen. „Ich begreife gar nicht, wo ihr so lange geblieben seid! Seit einer halben Stunde warte ich mit dem Kaffee auf euch. Und da ist ja auch Herr Werner! Das ist recht, daß ihr ihn mitgebracht habt." Und dann begann sie ihm in ihrer Art und Weise Trost zuzusprechen, ohne jede wirkliche Teilnahme, so banal und klanglos, daß Dora empört war. Freilich, was ging Frau Werner ihre Mutter an! —

Wäre es nach ihrem Gefühl gegangen, so hätte man still nebeneinander gesessen, ohne viel Worte, nur mit dem

Bewußtsein des gegenseitigen Verstehens, aber daran war jetzt nicht zu denken. Scheu streiften ihre Augen Alfred Werners ernstes, blasses Gesicht, er fühlte den Blick und gab ihn zurück, zum Zeichen, daß er sie verstanden.

„Ich habe darüber nachgedacht,“ sagte Dora plötzlich, „ob ich Ihnen nicht Nanny abgeben könnte, Herr Werner. Sie weiß am besten, noch von Ihrer Mutter her, wie Sie



alles gewöhnt sind, und ehrlich und verläßlich ist sie auch, so daß Sie ihr ganz unbesorgt Ihre Wohnung überlassen können.“

Er wurde plötzlich rot und sah zu Boden. „Sie sind sehr gut zu mir, Fräulein Dora, aber das nehme ich doch nicht an. Das Mädchen ist Ihnen ergeben, und ich brauche wenig Bedienung. Eine Aufwärterin genügt mir vorläufig, da ich ja nun doch wieder meine alten Garçongewohnheiten hervorholen muß.“

„Mein Gott, Dolly,“ sagte die Rätin pikiert, „du bist aber wirklich komisch. Was soll denn ein junger Mann mit

einem Dienstmädchen? Der geht doch in das Restaurant, besonders wenn er das Geld nicht zu sparen braucht, und ißt jeden Tag das Schönste und Beste. Ich wollte, ich könnte es! Das ist doch eine andere Abwechselung als täglich Suppe, Fleisch, Gemüse. Ganz elend wird man von diesem ewigen Küchenzettelmachen. Herrn Werner, dem bietest du gleich deine Nanny an, mir aber, die ich dir schon mehrmals sagte, daß sie mir besser scheint als meine, schlugst du es rundweg ab, da hieß es, du könntest sie nicht entbehren. Für mich ist eben niemand da, der sorgt und denkt! Wahrhaftig! Ich hätte allen Grund, gekränkt zu sein."

Dora bröckelte an ihrem Kuchen herum, sagte aber nichts, stillschweigend beugte sich Werner auf die Hand des Mädchens und küßte sie.

Die Rätin, als sie keine Antwort bekam, wurde in sich selbst wieder gut, bei ihr haftete ja nichts, und daß sie zanksüchtig oder gar bösartig war, konnte ihr selbst ein Feind nicht nachsagen, sie bemerkte auch ebensowenig die zarten Fäden, die sich zwischen dem jungen Paar zu spinnen begannen; das Einzige, was ihr immer am beachtenswertesten erschien, war die eigene Person.

Beim Abschied sagte Dora mit leiser, ein wenig bebender Stimme: „Sie kommen doch wieder, Herr Werner — recht bald sogar. Daß ich immer zu Hause bin, wissen Sie."

Er versprach es. Aber die Rätin schüttelte nachher den Kopf. „Eigentlich ist es unpassend, Dolly," sagte sie, „diese Herrenbesuche, die du dir da so ohne weiteres einladest. Ich sage das ja nicht, ich kenne euch beide, aber die Leute werden es sagen, und sie haben recht."

Da lachte Dora vergnügt auf. „Ein Glück, daß ich nicht mehr gewöhnt bin, nach den Leuten zu fragen, Mama. Und siehst du, das ist der Segen der Selbständigkeit; ich bin eben dadurch zu einem freien Menschen geworden, der seine Handlungen nach eigenem Urteil einrichtet und nicht nach dem, was andere Leute meinen. Ja, mein gutes Muttchen, du mußt dich schon darein finden." Und sie küßte die Rätin,

denn ihr war plötzlich so jung, so froh, so erwartungsvoll zumut wie noch nie im Leben.

* * *

Den ganzen Winter hindurch war Adolf Werner häufiger, fast täglicher Gast in Doras hübschem Heim, und als es schon zum Frühjahr ging, kam endlich einmal eine Stunde, in der er sie allein traf. Hatte sie es bisher verhindert oder war es der Zufall gewesen, darüber hatte er schon manchmal im stillen gerätselt.

„Heute müssen Sie schon einmal mit meiner Gesellschaft allein zufrieden sein," sagte sie mit heiterem Lächeln, frisch und rosig, wie sie jetzt war, sehr an die alte Dolly von früher erinnernd, „und es ist mir sogar sehr lieb, daß es so ist. Sie sollen mir raten. Gott! Wie lange sind Sie jetzt schon mein Berater," setzte sie nachdenklich hinzu. „Und wie die Zeit vergeht! Und wie alt und vernünftig man dabei wird."

„Das kann ich von mir nicht immer behaupten," meinte er und sah sie an.

Dora wurde rot. „Mama will nämlich zu mir ziehen," sagte sie eilig, „und dann muß ich doch diese Wohnung wechseln, das tue ich ungern, sie ist mir ans Herz gewachsen, und vor allen Dingen — ich fürchte mich etwas vor Mama und ihrem Talent, alle Dinge auf den Kopf zu stellen. Aber ehrlich — kann ich wohl nein sagen? Ich — die einzige Tochter!"

„Das können Sie nicht nur, das müssen Sie sogar, Fräulein Dora. Ihre Mutter ist keine Frau, die sich unterzuordnen oder den Verhältnissen Rechnung zu tragen versteht, sie bringt Unruhe und Mißstimmung in Ihr Haus. Geben Sie ihr, was Sie wollen und können — ich weiß ja durch Frank, daß Sie es reichlich tun — aber bleiben Sie allein."

Sie sah nachdenklich aus. „Ja," sagte sie dann, „die Arbeit, wenn wir sie einmal erwählt haben, ist unsere Ernährerin, aber auch unsere Herrin, sie nimmt den ganzen

Menschen, wenigstens das ganze Weib für sich in Anspruch. Für andere bleibt nicht viel, d a r f nicht viel übrigbleiben."

„O nein," unterbrach er sie kopfschüttelnd, „denken Sie doch an Frank. Aber selbst wenn es so wäre — Dora, liebe Dora, könnten Sie sich nicht entschließen, die Arbeit dranzugeben um eines Menschen willen, der Sie lieb — sehr lieb hat?"

Da war es heraus. So einfach, so selbstverständlich. Und er hatte doch Monate dazu gebraucht, ehe er diese Worte fand! Sie senkte die Augen. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Eine Antwort fand sie nicht gleich.

„Als zwei gereifte Menschen stehen wir uns gegenüber," fuhr er nach einer kleinen Pause mit bebender Stimme fort. „So werbe ich um Sie, Dora. Aber doch mit der ganzen Glut eines ehrlichen, männlichen Herzens. Haben Sie nie geahnt, was ich für Sie empfand?"

Scheu sah sie auf, trotz aller Lebenserfahrungen, trotz aller Selbständigkeit das schüchterne, errötende, jungfräuliche Mädchen wie vor Jahren; ihre Wangen brannten, aber sie dachte mit keinem Gedanken an jenes erste Liebeswerben zurück. Der Mann vor ihr war wert, daß man ihn ganz nahm.

„Manchmal — vielleicht," flüsterte sie ganz leise.

„Und Sie wiesen mich nicht fort, Dora?" Er nahm ihre Hand fest in seine beiden. „Sie sind aber kein Mädchen, das ihr Spiel mit dem Herzen eines Mannes treibt, also — —"

„Mein Gott," unterbrach sie ihn hastig, ohne ihm die Hand zu entziehen und sah ihn, zwar mit brennenden Wangen, aber klaren Augen an. „Ich habe sogar manchmal an — an diese Stunde gedacht, aber ich bin eben eine Arbeiterin geworden, eine selbständige, selbstsichere Natur. Solche Frauen sollten allein bleiben, denn sie wissen nicht, ob sie glücklich machen und glücklich werden."

Er lachte auf. „Die Ehe ist nicht dazu da, die Selbständigkeit oder Selbstsicherheit der Frau zu unterdrücken, Dora. Im Gegenteil. Ich sehe auf dich wie auf eine gleichberechtigte Gefährtin, die ich ihrer Energie wegen allein schon

achten muß, wenn ich sie nicht noch nebenher geradezu verblüffend liebte, und du — und du — sag mir nur ein Wort! Hast du vergessen? — Hast du mich lieb?"

„Ja!" sagte sie ehrlich und ohne Zögern, indem sie die Augen erhob.

Und er küßte sie gerade so ungestüm und unvernünftig, als wäre er nicht der gereifte Mann, sie nicht das gereifte Mädchen, sondern nur zwei Menschenkinder, die nichts auf Erden etwas anging außer ihrer Liebe. —



Die Rätin zog ein langes Gesicht als sie die Neuigkeit erfuhr, es durchkreuzte ihre Pläne, denn obgleich dieser Schwiegersohn nun in guten, ja glänzenden Verhältnissen war, hätte sie die Tochter jetzt doch lieber ganz für sich behalten. Frank aber vergaß seine neunzehn Jahre, er sprang auf einem Bein im Zimmer umher, schlug sich auf die Schenkel und schrie wie ein Besessener:

„Alte, Alte! Ob ich das nicht immer geahnt habe! Das ist wahrhaftig zu famos." In einem Atem nannte er Alfred wohl zehnmal „lieber Schwager", und klopfte Dora mit solcher Vehemenz den Rücken, als wäre er noch in den schönsten Flegeljahren, nur um seine Rührung zu verbergen.

„Und ich soll meine Arbeit wirklich aufgeben?" fragte

Dora mit einem bekümmerten Tonfall und sah in das strahlende Gesicht ihres Verlobten.

„Ja, mein Schatz. Die Frau gehört zum Mann, das ist so von alters her. Und ich brauche dich ganz und gar, meine Dora. Es ist recht und billig, daß das Weib nach Selbständigkeit und Erwerb strebt, denn nur dadurch sichert sie sich Freiheit des Handelns. Wäre ich arm, würde ich dir sagen: Vereinigen wir unsere Kraft, kämpfen wir den Kampf ums Dasein Schulter an Schulter, es wird uns nicht erniedrigen sondern erheben und doppelt verbinden, aber ich kann dir ein sicheres Heim, den deinigen Unterstützung bieten, da bitte ich dich nun: Sei der Schmuck meines Hauses, mein Weib! Nichts als mein Weib!"

Sie reichte ihm die Hand, ihre Augen waren feucht. Ob sie in diesem Augenblick Axels gedachte?

Die Rätin aber sagte sehr gerührt: „Ich glaube, lieber Schwiegersohn, Sie sind ein recht vernünftiger Mensch, denn Sie denken doch auch an die Familie."

Ende.

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.



DATE DUE

